Matthias Häussler

Der Genozid an den Herero

Krieg, Emotion und extreme Gewalt in Deutsch-Südwestafrika

VELBRÜCK
WISSENSCHAFT

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Schriftenreihe
»Genozid und Gedächtnis«
des Instituts für Diaspora- und Genozidforschung
der Ruhr-Universität Bochum

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Für Giada

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Matthias Häussler

Der Genozid an den Herero

Krieg, Emotion und extreme Gewalt in »Deutsch-Südwestafrika«

VELBRÜCK
WISSENSCHAFT

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich um den Abdruck der unter dem gleichen Titel 2018 an der Fakultät für Kultur- und Sozialwissenschaften der Universität Luzern eingereichten Dissertation.

Erste Auflage 2018
© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2018
www.velbrueck-wissenschaft.de
Printed in Germany
ISBN 978-3-95832-164-9

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Inhalt

1. Einleitung 7
Komplexität 11
Rassismus 21
Emotion 26
Gliederung 29
Zur Quellenlage 32

2. Siedler, Herero und die Spirale der Gewalt 37
Die Siedler 38
Doppelter Abtagonismus: Die Siedler zwischen Indigenen und Kolonialstaat 38
»Abhängige Herren« 45
Weiße Despoten 48
Entfesselung der Gewalt 55
Der Widerstand der Herero 67
Herero greifen zu den Waffen 70
Die Rache der kolonialen Gesellschaft 81

3. Der strategische Horizont: Leutwein – Metropole – Trotha 90
Primat der Politik: Leutweins begrenzte Kriegführung . . . 91
Politischer Vernichtungskrieg: Der Krieg der Metropole . . 104
Exkurs: Was ist ein politischer Vernichtungskrieg? 111
Das unbedingte Prius der Gewalt: Trothas Kommandoübernahme 118
Resümee 132

4. Der Feldzug 135
Widerstand und Operationen unter Leutwein 137
Trothas Feldzug 154
Die Schlacht am Waterberg 154
Exkurs: Vernichtungsssschlacht, »konservativer Militarismus« und Kleiner Krieg 167
Die Verfolgung 184
Die Proklamation 190

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Dynamik der Entgrenzung 197
Scham und Wut 198
Verleugnung 202
»Feldzug der Enttäuschungen« 208
Zusammenfassung und Folgerungen 221

5. Dynamiken des Kleinen Krieges und Brutalisierung 233
Der Kleine Krieg 238
Deutsches Militär in Südwestafrika 245
Brutalisierung aus Angst 258
Brutalisierung aus Verbitterung 268

6. Von der Lagerherrschaft zur »Eingeborenenpolitik« 282
Der Kurswechsel 284
Die Ideologisierung der Lagerherrschaft 290
Jenseits der Lager 299

7. Schluss 303

Bibliographie 315
Nicht edierte Quellen 315
Edierte Quellen 318

Danksagung 343

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

1. Einleitung

Im Januar 1904 entspann sich im heutigen Zentralnamibia, damals noch Teil von »Deutsch-Südwestafrika« (im Folgenden: DSW), zwischen bantu-sprechenden Herero und Deutschen, was als »Aufstand der Herero« in die Geschichtsbücher eingehen sollte.[1] Dieser Konflikt bildete zugleich den Auftakt einer Vielzahl von Kriegen, die weite Teile des »Schutzgebietes« erfassten.[2] Als in der zweiten Jahreshälfte auch Gruppen der khoikhoi-sprechenden Nama und Oorlam im Süden zu den Waffen zu greifen begannen (Bühler 2003, Nuhn 2000), versank »Deutsch-Südwestafrika« endgültig im Krieg. Von offizieller Seite wurde der Kriegszustand zum 31. März 1907 für beendet erklärt; die letzten Konzentrationslager für »Kriegsgefangene« wurden zum 27. Januar des Folgejahres aufgelöst, aber keine dieser Maßnahmen leitete den Übergang in eine veritable Friedensordnung ein.

Kolonialkriege waren fast durchgängig »ausgesprochen gewalttätig« (Walter 2014: 151), zumal unter den Kolonialmächten insgesamt Einigkeit darüber zu bestehen schien, dass die gewalteinhegenden kriegsvölkerrechtlichen Bestimmungen in Auseinandersetzungen mit vermeintlich »primitiven« Gesellschaften keine Gültigkeit besaßen (Walter 2011: 16f.). Insofern ist der Titel, den Lawrence James (1985) seinem Werk über die britischen Kampagnen in Afrika gab, »The Savage Wars«, »Die wilden Kriege«, durchaus treffend gewählt. Dennoch waren die

1 Diese Bezeichnung ist in mehrfacher Hinsicht missverständlich. Zum einen impliziert die Rede von ›Aufstand‹ die Delegitimierung der Herero als Kriegspartei, obwohl die völkerrechtliche Bedeutung der »Schutzverträge«, auf die sich die deutsche Kolonialherrschaft berief (so z.B. Leutwein 1997: 222), mehr als zweifelhaft ist. Wenn im Folgenden gelegentlich doch von ›Aufstand‹ gesprochen wird, dann nur, um sprachlich zu variieren. Zum anderen unterstellt die Rede von ›den Herero‹ eine Einheitlichkeit, die in polykephalen Gesellschaften nicht ohne weiteres vorauszusetzen ist. Tatsächlich sind die Umstände, unter denen am 12. Januar 1904 in Okahandja – dem Sitz des Oberhäuptlings der Herero, Samuel Maharero, – die ersten Schüsse fielen, ebenso unklar wie der Weg, der von den ersten lokalen Scharmützeln zu einem Krieg führte, der weite Teile der Herero-Gesellschaft erfasste.

2 Andreas E. Eckl (2005: 16) plädiert dafür, von *zwei* Kriegen auszugehen und den Krieg der Deutschen gegen die Herero von demjenigen gegen die Nama (-Oorlam) zu unterscheiden. Da die Nama (-Oorlam) in eine Mehrzahl unabhängiger Gruppen bestanden, die jeweils selbständig über Krieg und Frieden entschieden, und der sogenannte »Hottentottenkrieg« (Großer Generalstab 1907) – jedenfalls soweit ich sehen kann – keine einheitliche Koordination aufwies, erscheint es angezeigt, von einer Mehrzahl von Kriegen auszugehen.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

»Pazifizierungskriege«, die das Deutsche Reich zwischen 1904 und 1908 in Südwest gegen Herero, Oorlam und Nama führte, in vielen Hinsichten exzeptionell. Die Herero erinnern den Krieg bis heute als ein verheerendes und traumatisierendes Ereignis (Förster 2010: 132ff), zumal Kampfhandlungen, Flucht, Internierung und Zwangsarbeit wohl zehntausende Opfer forderten; umgekehrt verherrlichten die deutschen Kolonialherren die Grausamkeit geradezu, mit der sie gegen die Herero vorgegangen waren (z.B. Großer Generalstab 1906: 218).[3] Die deutsche Kriegführung hinterließ Spuren, die noch über hundert Jahre nach dem Verlust der Kolonie sichtbar sind (vgl. dazu jüngst Sarkin 2011: viii). Sie dezimierte und schwächte die einstigen Herren des Landes auf so drastische Weise, dass vor allem Nama und Oorlam ein prekäres Dasein am Rande der namibischen Gegenwartsgesellschaft fristen. Die in der ›Nachkriegszeit‹ implementierte »Eingeborenenpolitik«, die manches von der südafrikanischen »Apartheid« vorwegnahm, tat dazu freilich ihr Übriges (Zimmerer 2004a, Kundrus 2003).

Die »Pazifizierung« Südwestafrikas mündete in eine humanitäre Katastrophe. Heute interessiert sich die kolonialhistoriographische Debatte um »Deutsch-Südwestafrika« naheliegender Weise und, moralisch und politisch betrachtet, völlig zu Recht vor allem für den Genozid. Dem war nicht immer so, da für die meisten Zeitgenossen der humanitäre Aspekt, wenn überhaupt, eine untergeordnete Rolle spielte, zumal dem rassistisch und sozialdarwinistisch geprägten Zeitgeist selbst die Ausrottung ganzer Völker als ein ›natürlicher‹ und nicht weiter zu beklagender

3 Außer Frage steht, dass die Verluste auf indigener Seite substanziell waren und allein im Falle der Herero in die Zehntausende gingen. Genaue Zahlen aber liegen nicht vor. Zum einen ist nicht bekannt, wie viele Herero vor dem Krieg im »Schutzgebiet« lebten. Der britische Händler Hewitt schätzte sie Anfang 1904 auf 150.000–200.000 (C.H. Rodwell, Acting Imperial Secretary, an High Commissioner, Johannesburg [?], 9.3.1904, GNARS RC 1/18), andere Landeskundige wie Missionar Kuhlmann (1911: 85) aber taxierten ihre Gesamtzahl auf 50.000–60.000, der Missionar Irle ging sogar von einer noch deutlich geringeren Zahl aus. Zum anderen sind, wie Jonas Kreienbaum jüngst noch einmal unterstrichen hat, nicht einmal die Zahlen der Überlebenden, die in deutschen Konzentrationslagern interniert wurden, mit Bestimmtheit zu beziffern. Die Zahl der »kriegsgefangenen« Herero dürfte nach Kreienbaums Schätzung »20.000 deutlich überstiegen haben« (Kreienbaum 2015: 123). Die Zahl derer, die sich über die Grenze auf britisches Gebiet retteten, ist zumindest umstritten; Schätzungen schwanken zwischen 1.000 und 6.000 bzw. 9.000 (vgl. Sarkin 2011: 141). Der Zensus von 1911 zählte 15.130 Herero auf südwestafrikanischem Territorium (Drechsler 1966: 252); dabei sollte aber stets bedacht werden, dass dem Herrschaftswissen der Kolonialherren generell sehr enge Grenzen gesetzt waren.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Umstand erscheinen mochte. Um eine Katastrophe handelte es sich allerdings auch dann, wenn man von dem humanitären Aspekt absah: Dass der Krieg überhaupt ausgebrochen und die gewaltsame Niederwerfung der Herero unausweichlich geworden war, besiegelte das Scheitern der über Jahre verfolgten »Friedenspolitik« Theodor Leutweins (Leutwein 1997: 242). Zwar handelte es sich bei dieser Apostrophierung der eigenen Politik durch Leutwein fraglos um einen Euphemismus, aber zumindest lässt sich sagen, dass das Deutsche Reich die längste Zeit versucht hatte, die militärische Eroberung des Schutzgebietes zu vermeiden. Dann bildete der Krieg der Herero erst den Anfang. Das eilig nach Übersee geschaffte Militär ging, einmal im Schutzgebiet angekommen, mit derartiger Härte gegen die Gegner vor und unterschied dabei so wenig zwischen Freund und Feind, dass schließlich auch die bis dahin an ihrer Seite kämpfenden Witbooi-Oorlam abfielen und ihre Waffen gegen die Kolonialherren richteten.[4] Der Krieg weitete sich immer weiter aus und entwickelte sich zu dem »mörderischste[n]«, den Deutschland bis dahin geführt hatte, da »jeder fünfte Mann« fiel (Vierhaus 1979: 221). Die finanziellen Belastungen waren so außerordentlich, dass der Streit über einen Nachtragshaushalt zur Auflösung des Reichstages und zu den sogenannten »Hottentottenwahlen« von 1907 führte (Häussler 2014, Sobich 2006, Crothers 1968).

Schwer wog außerdem, dass diesen Aufwendungen keine rechten operativen Erfolge gegenüberstanden. Obwohl eine »Victory Culture« par excellence, vermochte es das Deutsche Reich trotz äußerster Anstrengungen nicht, vermeintlich »primitiven« Gegnern beizukommen, die mitunter nur wenige hundert Mann stark waren.[5] Und das, obwohl die Kolonie bis zum Ende deutscher Herrschaft 1915 niemals mehr so viele »Weiße« aufnehmen sollte, wie allein innerhalb des ersten Jahres an Soldaten ins Land geschafft worden waren. Schlussendlich war es vor allem die schnöde strategische Überlegenheit, d.h. der stete Zufluss an Mann und Material, durch welche die Deutschen schließlich die Oberhand zu gewinnen und ihre Gegner niederzuringen vermochten. Die dabei zum Einsatz kommenden Mittel waren oft wenig rühmlich. Dem berühmten Feldkornett der Bondelzwart, Jakob Morenga, kam man letztlich nur dadurch bei, dass man ihm auf englischem Territorium nachstellte und

4 In Rahmen der »Erhebung über die Gründe des Witbooi-Aufstandes« (NAN ZBU D.IV.M.1, Bl. 3ff) legt Leutwein in einem Schreiben vom 11. November 1904 dar, dass die Neuankömmlinge den ihnen beigegebenen Witbooi-Kriegern damit gedroht hätten, dass sie nach den Herero »an die Reihe« kämen. Ein Teil der Krieger desertierte und begab sich zu Hendrik Witbooi, der, nachdem er die näheren Beweggründe erfahren hatte, den Deutschen den Krieg erklärte.

5 Z.B. Otto Busch, »Deutschlands Kleinkrieg«, Kapstadt, den 27. Januar 1906 (Nr. 14), NAN, A.0529, Bl. 6ff.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ihn dort niederzumachen suchte, während man den Frieden mit dem Oorlam-Führer Simon Copper durch Gewährung einer Rente erkaufte. Berichte von Kriegsteilnehmern und Zeitzeugen machten außerdem deutlich, dass »Grausamkeit und Roheiten«, die vermeintlich nicht im Charakter des deutschen Soldaten lagen (»weil nicht sein kann […], was nicht sein darf«),[6] in Südwest an der Tagesordnung waren.[7]

Trotz der Ruchlosigkeit der Kriegführung konnte das Territorium auch nach Jahren nicht als »pazifiziert« gelten. Noch nachdem der Kriegszustand im Schutzgebiet zum 31. März 1907 offiziell für beendet erklärt worden war, meldete der britische Major Wade, der dem deutschen Hauptquartier als Beobachter beigegeben war, seinen vorgesetzten Stellen, dass weiterhin Unsicherheit von umherziehenden Herero ausging, auch wenn offiziell nicht darüber berichtet werden durfte.[8] Derweil ging die entgrenzte Kriegführung auf Kosten der Kolonie und ihrer Zukunft, indem sie deren ganzes »Vermögen« zerstörte, d.h. vor allem die Arbeitskraft und den Viehreichtum der Herero.[9] Manch einer mochte sich fragen, was die Herrschaft überhaupt noch wert war, wenn sie um den Preis der völligen Verwüstung des Landes behauptet wurde. Die ins Werk gesetzte Kriegführung spottete jedenfalls jeder Kosten-Nutzen-Rechnung.

Den Kaiser erbitterten die südwestafrikanischen »Pazifizierungskriege« derart, dass sie in seiner Gegenwart bald nicht mehr erwähnt werden durften (Vierhaus 1979: 221). Doch auch außerhalb des Hofes stellte die Bilanz der Kriege offenbar niemanden recht zufrieden: Offiziere und Kolonialbeamte hielten die militärischen Leistungen für unzureichend (Estorff 1979: 117); Missionare klagten die Maßlosigkeit der Gewalt an, die Siedler jammerten und schimpften ohnehin immerfort, und im Reich wurde die Kolonialkritik immer lauter (Sobich 2006: 227).

Die hochbewährte preußisch-deutsche Kriegsmaschinerie, die in jenen Tagen hinsichtlich ihrer Organisation und operativen Leistungsfähigkeit international als vorbildlich galt, blieb weit hinter den Erwartungen zurück, die in sie gesetzt waren. Unter größten Mühen und zahllosen Opfern erzielte sie Ergebnisse, die kaum jemanden zufriedenstellten, ja mit denen kaum jemand gerechnet haben dürfte.

Diese Diskrepanz, die sich zwischen den eigentlichen Zielsetzungen und den dafür aufgewandten Mitteln auf der einen und dem tatsächlichen Erfolg auf der anderen Seite auftat, versetzt in Erstaunen, und

6 Morgenstern, Christian (1981): »Die unmögliche Tatsache«, in: *Palmström. Alle Galgenlieder*, Zürich: Diogenes, S. 164.

7 StBR, 60. Sitzung, 17.3.1904, S. 1896B. Ähnlich äußert sich auch der Hauptmann im Generalstab Maximilian Bayer (1909: 190f.).

8 Siehe den Bericht vom 5. April 1907, KAB GH 35/139: »Correspondence: High Commissioner Re Rising of Natives in G.S.W.A., 1904–1906«.

9 »Der Aufstand«, *DSWAZ* vom 15.12.1904, S.1.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dieses Staunen bildet den Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung. Im Kontrast zu dem vorherrschenden Narrativ erzählt diese eine Geschichte der Misserfolge und Rückschläge, in der sie auch den Genozid an den Herero situiert. Demnach ging der Genozid aus dem Scheitern der ursprünglichen Planungen hervor und bildete gleichsam den traurigen Höhepunkt eines »Feldzuges der Enttäuschungen«, wie der Offizier und Kriegsteilnehmer W.E. Montague (2006) den britischen Feldzug gegen die Zulu 1879 charakterisiert hatte. Diese Sicht auf den Krieg und den Genozid ist in der Namibia-Forschung alles andere als selbstverständlich; Entsprechungen findet sie am ehesten in Schriften kolonialrevisionistisch-apologetischer Prägung, und damit als Teil des Versuchs, die Gewalttätigkeit des »Pazifizierungsvorgangs« zu relativieren oder den Genozid gleich ganz zu leugnen (z.B. Lau 2006, Poewe 1985). In der vorliegenden Untersuchung hingegen bildet sie den Ausgangspunkt der *Erklärung* der genozidalen Eskalation.

Drei Aspekte sind näher hervorzuheben, die für die weitere Untersuchung von Bedeutung sind: an erster Stelle *Komplexität*, an der sich der Kontrast zu den geläufigen Darstellungen schärfen lässt, sodann *Rassismus* als eine Ideologie, die dem Hochimperialismus zugehörte und eine wichtige Bedingung der Eskalation in Südwest darstellte, und schließlich der Themenkomplex *Emotion*. Die Einleitung schließt mit einer Gliederung der Untersuchung und Bemerkungen zu den verwandten Quellen.

Komplexität

In Abkehr von geläufigen Ansätzen orientiert sich die folgende Analyse kolonialer Herrschaft und der ihr zugehörenden »Pazifizierungskriege«, die integraler Bestandteil der Etablierung und Sicherung dieser Herrschaft waren (vgl. Trotha 1994: 32ff), an offenen Handlungssystemen resp. komplexen Systemen, deren Dynamik von den Wechselwirkungen der Systemelemente ausgeht, die Entwicklung so auf unvorhersehbare Pfade lenkt und stetig neue Strukturen hervorbringt (vgl. Mainzer 2008: 38ff). Wie Sidney Dekker (2011: 87ff) klargemacht hat, sind offene Handlungssysteme in einer Umwelt situiert, an die sie sich anpassen müssen, wobei viele dieser Anpassungen eben nicht zentral gesteuert sind, sondern von der Peripherie, und damit von Akteuren ausgehen, die nur über ein höchst beschränktes Wissen verfügen und partikulare Interessen verfolgen. So unscheinbar die je getroffenen Maßnahmen auch anmuten mögen, können sie in Wechselwirkung mit weiteren, nicht zu antizipierenden Faktoren treten und Prozesse in Gang setzen, deren Resultate nicht abzusehen sind. Hierin liegt die Komplexität und deren eigentümliche Dynamik begründet. Obgleich komplexe Systeme Artefakte sind, transzendieren sie ihre einzelnen Bestandteile, denn Komplexität ist

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

eine Eigenschaft, die nicht den »Komponenten«, sondern ausschließlich den Systemen als solchen zugehört. Die einzelnen »Komponenten« überblicken das System in seiner Gesamtheit nicht und sind auch nicht imstande, die vollen Auswirkungen ihrer Handlungen abzuschätzen. Vielmehr agieren sie lokal und aus einem beschränkten Wissen heraus, wobei sie vor allem die engeren Interessen ihres näheren Umfeldes im Blick haben. Komplexität ergibt sich aus der Vernetzung von Beziehungen und Interaktionen, die aus solchen lokalen Handlungen entstehen, und diese Vernetzungen können unabsehbare – und bisweilen eben auch desaströse – Folgen nach sich ziehen. Dabei können auch Nichtigkeiten gravierende Folgen nach sich ziehen, weswegen zwischen Ursachen und Wirkungen eine erhebliche Disproportion bestehen kann.
In der jüngeren Genozidforschung ist die hier gewählte Herangehensweise nicht in jeder Hinsicht neu: In ihrer Kritik an den teleologisch-deterministischen Zügen der herkömmlichen Genozidforschung und ihrem Insistieren auf der Prozesshaftigkeit und Kontingenz von Massengewalt haben Jacques Sémelin (2007, 2006), Michael Mann (2007), Mark Levene (2008), Martin Shaw (2007) oder Christian Gerlach (2011, 2006) wichtige Aspekte derselben vorweggenommen. Freilich sind der Beschäftigung mit einem Fall, der über hundert Jahre zurückliegt, unweigerlich Grenzen gesetzt, schon weil die Aktenbestände der südwestafrikanischen »Schutztruppe« im Zuge der beiden Weltkriege wohl endgültig verloren gegangen sind. Deswegen ist eine empirisch fundierte, kleinteilige Prozessanalyse nicht ohne weiteres möglich. Komplexität fungiert im Weiteren vor allem als heuristisches Prinzip, um die ansonsten kaum hinreichend beachtete Vielschichtigkeit der Gemengelage zu ermessen, aus der heraus die Gewalt Schritt um Schritt entgrenzte. Dass sich die Untersuchung an Komplexität orientiert, besagt vor allem, dass sie sich nicht auf die Fahndung nach einzelnen Ursachen oder Urhebern beschränken kann, sondern auch die ›systemischen‹ Zusammenhänge berücksichtigen will. Das bedeutet, dass möglichst das gesamte Spektrum an Akteuren resp. Akteursgruppen sowie deren wechselseitige Beziehungen in den Blick zu nehmen sind. Da komplexe Systeme nicht zentral oder »top-down« gesteuert, sondern von den »Komponenten« und ihren Wechselwirkungen bestimmt sind, verschiebt sich damit auch der Fokus »von oben« auf die »Komponenten«.

Bevor ich darauf eingehe, inwiefern das koloniale Herrschaftssystem »Deutsch-Südwestafrika« als komplexes System zu verstehen ist, will ich kurz die charakteristischen Schwachstellen der herkömmlichen, gewissermaßen ›unterkomplexen‹ Darstellungen darlegen.

›Genozid‹ ist ursprünglich ein juristischer Begriff. Juristen suchen *Schuldige*, und diese versucht die Genozidforschung ihnen zu liefern. Oft genug will es scheinen, dass letztere nicht so sehr von Erkenntnisinteresse, als vielmehr von dem Bestreben angetrieben sind, einen

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

völkerrechtlichen Blickwinkel einzunehmen und den ›Fall‹ plausibel unter die relevanten Rechtsnormen zu subsumieren. Derartige Plädoyers neigen dazu, eigenen Regeln der Prägnanzbildung zu folgen und in der Wiedergabe der Ereignisse selektiv zu verfahren, indem sie den ›Fall‹ so zurichten, dass er der Definition der Anti-Genozid-Konvention von 1948 entspricht, und von allem abstrahieren, was diese Absicht nicht unterstützt.[10] Angesichts der Tragweite der ihnen zur Last gelegten Verbrechen ist es nur verständlich, dass als Schuldige gewissermaßen ausgemachte ›Unmenschen‹ figurieren.

Der DDR-Historiker Horst Drechsler legte Mitte der 1960er Jahre mit der Schrift »Südwestafrika unter deutscher Kolonialherrschaft« die erste (publizierte) kritische, wenn auch in Teilen marxistisch gefärbte Gesamtdarstellung der deutschen Kolonialherrschaft in Südwest vor und war somit der erste *Experte*, der mit Blick auf die Pazifizierungskriege gegen Herero und Nama (-Oorlam) von Völkermord sprach (1966: 15, 183). Ohne Übertreibung lässt sich sagen, dass seine Schrift, in mehrere Sprachen übersetzt, ein Narrativ prägte, das in der Debatte auch nach so vielen Jahren noch wirkmächtig ist.[11] Drechslers Anliegen ging dahin, den »deutschen Imperialismus«, den er in der damaligen Bundesrepublik noch am Werke sah, seines (angeblich) besonders aggressiven und verbrecherischen Charakters zu überführen und zu desavouieren (vgl. z.B. Drechsler 1966: 158). Zwar setzte er als treibende Kraft ein unpersönliches Abstraktum ein, aber schrieb diesem die allzu menschliche Fähigkeit zu, »verbrecherische« Strategien zu ersinnen, und, wie noch zu sehen sein

10 Um diesen Arbeiten gerecht zu werden, muss man die Zeit und die Umstände ihrer Entstehung berücksichtigen. Die Arbeiten, die um den Zeitpunkt entstanden, als sich der Krieg zum hundertsten Male jährte, nahmen zu Recht Anstoß daran, dass sich die Bundesrepublik Deutschland zu keinem klaren Bekenntnis der Schuld hat durchringen können. Erst jüngst sprach der damalige Bundestagspräsident Norbert Lammert (2015) als erster politischer Amtsträger von ›Völkermord‹ und leitete damit den überfälligen Wandel in der offiziellen Diktion ein. Derweil suchten Teile der deutschen und deutsch-namibischen Öffentlichkeit, die Geschehnisse in Südwest als »ganz normalen Kolonialkrieg« abzutun (vgl. kritisch dazu: Böhlke-Itzen 2005, Marx 2005, Kößler 2005). Angesichts dieser Sachlage kam den genannten Plädoyers unbestritten eine gesellschaftliche Bedeutung zu.

11 Selbst die zweifelhaftesten inhaltlichen Thesen Drechslers werden immer wieder kommentarlos – und damit auch in gewissem Maße zustimmend – zitiert (z.B. Olusoga/Erichsen 2010: 145; Schaller 2004b: 217 (Anm. 156); Palmer 2000: 146). Drechslers Schrift ist jedoch auch weit über den Fachdiskurs hinaus wirkmächtig. In Namibia kann es passieren, dass man sich, wenn man (scheinbar) allzu naive Fragen zur deutschen Kolonialzeit stellt, der Gegenfrage ausgesetzt sieht, ob man denn nicht »den Drechsler« gelesen habe.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

wird, gleichsam dämonische Kräfte, um diese Strategien auch ins Werk zu setzen.[12] Jüngere Arbeiten sind zwar differenzierter, aber auch stärker personalisiert: Sie machen einen Hauptschuldigen aus, Generalleutnant Lothar von Trotha, unter dessen Kommando der Feldzug gegen die Herero in seine genozidale Phase trat.[13] Jeremy Sarkin (2011) hingegen nimmt speziell Kaiser Wilhelm II. als Hauptschuldigen ins Visier, aber verfährt in vielen Belangen sehr ähnlich wie Drechsler.

Gleichviel wen die jeweiligen Studien als Hauptschuldigen ausmachen, stellt sich das Problem, dass sie sich sehr stark auf einzelne Akteure kaprizieren und darüber manches andere unberücksichtigt lassen. Noch schwerer wiegt allerdings der Umstand, dass sie dem ›Fall‹ unter Hand eine bestimmte Ablaufstruktur unterlegen, die den tatsächlichen Hergang nicht unerheblich verzerrt.

Ich muss an dieser Stelle etwas ausholen. Nach der Anti-Genozid-Konvention von 1948 besteht Völkermord in bestimmten Praktiken, die einerseits den »objektiven Tatbestand« des Völkermordes erfüllen[14] und andererseits mit dem »besonderen Vorsatz« (*dolus specialis*) verübt werden, »eine nationale, ethnische, rassische oder religiöse Gruppe als solche ganz oder teilweise zu zerstören« (Schabas 2003: 284ff). Die genannten Praktiken mögen für sich genommen bereits

12 Drechsler zeichnete ein ganz und gar *monolithisches* Bild der Täterseite. Im Gegensatz dazu unterscheidet Bleys nur zwei Jahre später erschienene Studie »Kolonialherrschaft und Sozialstruktur in Deutsch-Südwestafrika 1894–1914« sehr wohl zwischen den Interessen der Metropole auf der einen und der kolonialen Gesellschaft auf der anderen Seite (vgl. z.B. Bley 1968: 15) und unterstreicht so zumindest im Grundsatz, dass koloniale Herrschaft in einem Spannungsfeld heterogener Akteursgruppen stand und auch von inneren Antagonismen gekennzeichnet war.

13 Sie lassen die genozidale Phase mit der Kommandoübernahme Generalleutnants Lothar von Trotha Ende Mai 1904 beginnen (z.B. Benz 2007: 37; Krüger 1999: 50; Schaller 2004b: 167). Obgleich die neueren Studien, die sich speziell mit dem Genozid beschäftigen und deswegen auf die Kriege zwischen 1904 und 1908 beschränken, inhaltlich differenzierter als Drechslers Arbeit verfahren mögen, stehen sie dieser *methodisch* noch recht nahe (z.B. Kotek 2008; Benz 2007; Gewald 2005; Madley 2005; Bridgman/Worley 1997). Auch sie schließen aus den Ergebnissen des Feldzuges auf seine Anlage und gehen davon aus, dass die deutsche Kriegführung frühzeitig in ihre genozidale Phase trat.

14 Darunter sind folgende Handlungen befasst: Erstens, das Töten von Angehörigen der Gruppe, zweitens, das Zufügen von schweren körperlichen oder seelischen Schäden bei Angehörigen der Gruppe, drittens, die absichtliche Unterwerfung unter Lebensbedingungen, die auf die völlige oder teilweise physische Zerstörung der Gruppe abzielen, viertens, die Anordnung von Maßnahmen zur Geburtenverhinderung, sowie schließlich fünftens, die zwangsweise Überführung von Kindern der Gruppe in eine andere Gruppe.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

strafbar sein, aber nur dann auch *als Völkermord*, wenn sich der »besondere Vorsatz« nachweisen lässt. Insofern ist die genozidale Intention resp. ihr Nachweis von entscheidender Bedeutung. Obschon das Führen dieses Nachweises juristisch offenbar nicht so anspruchsvoll ist und sich unter Umständen aus der Gerichtetheit der Praktiken selbst ergibt (ebd.: 295ff), steht in der Genozidforschung das Bestreben, diesen Nachweis zu erbringen, so sehr im Vordergrund, dass immer wieder mit Überzeichnungen gearbeitet wird. Die Fallstudien tendieren dazu, die genozidale Intention frühzeitig im Geschehen auszumachen und dem Prozess ihrer Umsetzung eine gewisse Zwangsläufigkeit zu unterlegen (vgl. kritisch dazu: Levene 2008: 35ff). Damit erscheint das Geschehen zur Entfaltung gleichsam vorprogrammierter Stufen herabpotenziert. Drechsler geht dabei so weit, dass er noch das offensichtlichste Scheitern der deutschen Kriegsmaschinerie zu einem planmäßigen Erfolg stilisiert, wodurch der »deutsche Imperialismus« dämonisch überhöht, wenn nicht gar allmächtig erscheint; nach Drechslers Darstellung trieb die gesamte deutsche Kolonialherrschaft von vornherein auf ein Telos, die Ausrottung der autochthonen Völker, zu.[15] Jüngere Arbeiten verorten die genozidale Intention ebenfalls früh im Geschehen, wenn auch nicht so früh wie Drechsler, und tun sich zumindest sehr schwer damit, Rückschläge der deutschen Kriegsmaschinerie beim Namen zu nennen – was nochmals unterstreicht, wie wenig selbstverständlich es ist, die Geschichte des Feldzuges als Geschichte des Scheiterns zu erzählen. Allein schon wegen ihres oft bescheidenen Umfangs neigen diese Studien dazu, den Ablauf über Gebühr zu glätten sowie zu komprimieren, und verzichten darauf, nach Phasen oder Akteursgruppen zu unterscheiden. Damit verstärken sie den Eindruck eines Ablaufs ›wie aus einem Guss‹.[16]

Ein weiterer Aspekt ist hierbei zu bedenken. Üblicherweise wird bei dem Versuch, die genozidale Intention aufzuweisen, so vorgegangen, dass Äußerungen Trothas angeführt werden, die auf rassistisch-eliminatorische

15 Die Arbeit des Rechtswissenschaftlers Jeremy Sarkin, *Germany's Genocide of the Herero. Kaiser Wilhelm II, His General, His Settlers, His Soldiers* (2011), geht einen ähnlichen Weg. Der Verfasser lokalisiert die genozidale Intention frühzeitig im Geschehen und macht als einen Hauptantrieb derselben den Landhunger der Siedler aus (ebd.: 8). Von der Gesamtgesellschaft sanktioniert, soll der Landerwerb einen Imperativ der offiziellen Politik des Deutschen Reiches gebildet haben.

16 Exemplarisch sei in diesem Zusammenhang abermals auf Sarkins Monographie verwiesen: Der Titel »*Germany's Genocide of the Herero. Kaiser Wilhelm II, His General, His Settlers, His Soldiers*« verweist bereits auf die Annahme Sarkins, dass die Akteursgruppen, die bei ihm überhaupt in den Blick kommen, gleichsam »von oben«, d.h. vom Kaiser, bestimmt, an einem Strang zogen.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Motivationen schließen lassen.[17] Die betreffenden Äußerungen werden so aus ihrem jeweiligen Kontext herausgelöst und zu einem ideologischen Profil verdichtet, auf dessen Grundlage deutlich werden soll, dass Trothas Maßnahmen auch wirklich darauf zielten, die Herero als Gruppe zu vernichten.[18] Weil Trotha ein ›Unmensch‹ rassistisch-eliminatorischer Gesinnung war, so der Schluss, zielten seine gewaltsamen Praktiken auf die Ausrottung der Herero. Tatsächlich strotzen Trothas Briefe und Berichte nur so vor menschverachtenden und blutrünstigen Äußerungen – aber was erklärt ein solcher Befund (vgl. kritisch dazu: Kundrus 2006: 7)? Oft genug zeigt sich bei näherem Hinsehen, dass die vermeintlichen Gesinnungsbekundungen sehr stark auf bestimmte Situationen bezogen und auf konkrete Adressaten gemünzt sind, dass Trotha etwa versucht, gegenüber bestimmten Akteuren Rückschläge und das daraus resultierende Gefühl der Ohnmacht zu überspielen und zu kompensieren. Dies weist darauf hin, dass derlei Bekundungen, für sich genommen, recht wenig zu erklären vermögen, ja, dass sie vielmehr ihrerseits erklärungsbedürftig sind. Dass die Vorstellungswelt des Oberkommandierenden stärker sozialdarwinistisch gefärbt als dasjenige seines Vorgängers war oder dass er die indigene Arbeitskraft in einer Siedlungskolonie für entbehrlich hielt, war zweifellos folgenreich: Ein anderer Oberkommandierender, der diese Sichtweise nicht im gleichen Maße teilte, hätte in bestimmten Situationen möglicherweise anders gehandelt. Aber unabhängig davon bleibt immer noch zu klären, wann und wie solche Deutungsmuster aktiviert und handlungsrelevant wurden. In jedem Falle sollte bedacht werden, dass sich zwischen Phantasie und Intention, Intention und Plan sowie Plan und Ausführung jeweils eine Kluft auftut,

17 Jeremy Sarkin führt die genozidale Intention auf den Kaiser zurück und konstruiert – analog – unter dem Titel »The Kaiser's personality« (Sarkin 2011: 154ff) die ›Krankheitsgeschichte‹ des Monarchen: »The Herero genocide is also clearly linked to the Kaiser's aggressive behaviour and sadistic streak« (ebd.: 162).

18 Die geläufige Sicht stößt letztlich auf ein schwerwiegendes Problem. Das ideologische Profil, das sie zu erstellen sucht, zielt auf eine mehr oder weniger überzeitliche Strukturlogik, welche die Person ausmacht und ihr Handeln bestimmt. Dieser Argumentation zufolge sind die Maßnahmen, die Trotha anordnet und die den objektiven Tatbestand des Genozids erfüllen, im umfassenden Sinne als genozidal einzustufen, weil Trotha ein Rassist radikalen Schlages *ist*. Wie lässt sich dann aber der im Weiteren näher zu erweisende Sachverhalt erklären, dass Trotha zunächst einen ›konventionellen‹ Krieg gegen die Herero führte, obgleich er durch Verhängung des Kriegsrechts diktatorische Vollmachten besaß und vom Kaiser eine »carte blanche« erhalten hatte? Meist ›lösen‹ die Fallstudien das Problem dadurch, dass sie die widersprechenden Befunde ignorieren und die genozidale Phase unbeirrt mit Trothas Kommandoübernahme anheben lassen.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

die erst einmal zu überwinden ist; dies schließt ein, dass sich unter Umständen erst die Gelegenheit einstellen muss, damit sich die Absichten ausführen lassen, und dies wiederum hängt von einer Reihe von Faktoren ab, die nicht allein in der Hand der Verantwortlichen liegen. Kurzum: Die ›Warum?‹-Frage, die nach den Motivationen der Schuldigen fragt, ist wiederum nur über den Umweg der ›Wie?‹-Frage, also im Rahmen einer eingehenden Rekonstruktion des Geschehens und der Differenzierung seiner Akteure und Phasen, zu klären (Trotha 1997: 22), und dies will die vorliegende Arbeit leisten.[19]

Dass es sich um einen Ablauf ›wie aus einem Guss‹ handelte, ist schon deswegen wenig plausibel, weil Deutsche und Herero miteinander im Krieg lagen, und zwar in einem Krieg, der über weite Strecken ausgeglichen war (Bridgman 1981: 104ff).[20] Das bedeutet, dass es sich – und zwar auch noch in der genozidalen Phase, die freilich durch ein immer steileres Machtgefälle geprägt war – um eine *Interaktion* handelte, wobei Interaktionen eine eigene Dynamik entfalten können, die auf nicht voll zu antizipierende Weise über die Intentionen und Erwartungen der einzelnen Seiten hinausliegt, was umso mehr von kriegerischen Interaktionen gilt, die im besonderen Maße von einer eingeschränkten Voraussehbarkeit des Handelns geprägt sind (Trotha 1999a: 72). Den Sachverhalt, dass Genozide kein einseitiges Geschehen darstellen, sondern stets auch durch das Verhalten der Opfer mitbestimmt sind, hat Martin Shaw (2007: 81f.) im Auge, wenn er die Forderung aufstellt, die einseitige Betrachtung der Täter und ihrer Intentionen aufzugeben und sich der *sozialen Dimension* genozidaler Gewalt zuzuwenden – eine Forderung, die nicht nur bei Drechsler unerfüllt bleibt. Wenn Genozide als Interaktionen zu verstehen sind, können Rekonstruktionen, die das

19 Die wohl wichtigste Erkenntnis der (mittlerweile freilich nicht mehr ganz so neuen) ›neueren Gewaltforschung‹ (Trotha 1997; Trotha/ Schwab-Trapp 1996; Nedelmann 1997, 1995, 1994) lag darin, dass die Untersuchung von der Gewalt *zuallererst* eine Analyse des Gewalt*prozesses* zu sein habe.

20 Aber auch über dieses Stadium hinaus sollte man sich hüten, allzu voreilig auf eine Opfer-Täter-Asymmetrie abzustellen und die Widerständigkeit der Herero zu unterschätzen. Die geläufige Sicht neigt dazu, die Verfügungsgewalt der Deutschen über die Herero zu übertreiben, und konstruiert ein einseitig von den Deutschen bestimmtes Geschehen. Die Handlungsmächtigkeit der Herero zu betonen, läuft jedoch nicht nur *nicht* automatisch darauf hinaus, den »extrem repressiven Charakter« der deutschen Maßnahmen zu minimieren (so Zimmerer 2005a: 28). Die persistierende, wenn auch freilich immer stärker eingeschränkte Handlungsmächtigkeit der Herero vermag erst zu erklären, warum die Deutschen zu immer repressiveren Maßnahmen griffen: Sie strafte die Allmachtsphantasien der Kolonialherren Lügen und stellte deren Überlegenheitsgefühl nachdrücklich in Frage.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Gewaltgeschehen als Ausführung der Absichten und Pläne der Täter vorstellen, nur einseitig und unzutreffend sein.

Stillschweigend setzen Darstellungen, die einen derart reibungslosen, einseitig bestimmten Ablauf konstruieren und sich dabei auf Hauptschuldige konzentrieren, auf der Täterseite eine starke Zentrale voraus, die das Geschehen in weiten Teilen »top-down« bestimmt – so als würde das, was »oben« angeordnet wird, »unten« auch ausgeführt, und das, was »unten« geschieht, von »oben« auch so gewollt sein.[21] Neuere Forschungen hingegen, die sich freilich meist auf andere Fälle beziehen, betonen den Einfluss peripherer Instanzen auf den Gang der Ereignisse und selbst die Entscheidungsprozesse der Zentrale (Gerlach 2006: 459). So ist auch Jacques Sémelins Feststellung zu verstehen, dass extreme Gewalt nur zu entschlüsseln ist, wenn sie gleichzeitig »von oben«, aus der Sicht der ranghohen Entscheidungsträger, *und* »von unten«, den subalternen ausführenden Instanzen vor Ort, betrachtet wird (Sémelin 2006: 30f.). Das gilt umso mehr, als letztere meist nicht nur willfährige Instrumente ihrer Vorgesetzten sind, sondern die Prozesse mitgestalten, indem sie diesen ihren Schwung und ihre Dynamik verleihen (Paul/ Mallmann 2011: 4). Die Einzelheiten brauchen an dieser Stelle nicht zu beschäftigen; wichtig ist, dass die DSW-Forschung von diesen Entwicklungen weitgehend unberührt geblieben ist: Sie fahndet vor allem nach (Haupt-) Schuldigen. Zudem tendiert sie in dem Versuch, die genozidale Intention nachzuweisen, immer wieder dazu, die Genozid-Definition als *über*erfüllt darzustellen. Dabei strapaziert sie den Fall über Gebühr, indem sie von allem absieht, was die eigene Beweisabsicht zu stören scheint, und das betrachtete Akteursfeld künstlich einschränkt und das Geschehen komprimiert, ›rationalisiert‹ und glättet. Kurzum, die geläufigen Studien sind auf ein lineares, einfaches System zugeschnitten, oder besser: sie schneiden den Fall DSW auf ein lineares, einfaches System zu.

Doch inwiefern lässt sich mit Blick auf die koloniale Herrschaft über Südwest von einem komplexen System sprechen? Wenn sich der Feldzug gegen die Herero alles andere als planmäßig entwickelte und zu

21 Entweder werden Formen der Gewalt unterschiedslos auf eine Vernichtungsabsicht »von oben« zurückgeführt und in ein ›impressionistisches‹ Gesamtbild der Greuel eingerückt, um das Verbrecherische der Vorgänge in möglichst grellen Farben aufscheinen zu lassen (so Erichsen 2005, 2004). Dabei wird meist ohne jede Rücksicht auf Akteure, Umstände oder spezielle Signaturen der Gewalt alles versammelt, was dazu angetan scheint, diesen Effekt zu erzielen. Oder es werden die Tatbestände ausgeschieden, die völkerrechtlich nicht relevant erscheinen, weil sie sich keinem Befehl, keiner nachweisbaren Absicht »von oben« zuordnen lassen, und damit der Gewaltprozess willkürlich beschnitten. Wie noch zu sehen sein wird, bildet die Gewalt »von unten« eine eigene Dimension, die gleichwohl ein integraler Bestandteil des Prozesses ist.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Resultaten führte, die niemanden zufriedenstellten,[22] lag dies auch daran, dass das Geschehen nicht in dem Maße zentral und »top-down« gesteuert wurde, wie zumeist angenommen wird (z.B. Sarkin 2011). Die »Utopie der Staatlichkeit« (Trotha 1994) mag mehr oder weniger in allen modernen kolonialen Unternehmungen am Werke gewesen sein, aber in aller Regel nur als kontrafaktisches Ideal oder Regulativ. In »Deutsch-Südwestafrika« existierte zu keinem Zeitpunkt eine starke Zentralgewalt. Sicher, es handelte sich dabei um ein historisch spätes, gleichsam »von oben«, d.h. von einem vergleichsweise autoritären Obrigkeitsstaat, initiiertes und organisiertes Siedlungsprojekt (Elkins/ Pederson 2005: 7ff), aber dieser Umstand sollte nicht überschätzt werden. Auch wenn der koloniale Staat gleichsam die Verlängerung des metropolitanen Staates zu sein scheint, handelte es sich um zwei fundamental verschiedene »Ordnungsformen der Gewalt« (Hanser/ Trotha 2002: 315ff): Figurierte der Staat im Reich als Monopolist der Gewalt, war er in Übersee sehr weit davon entfernt und vielmehr nur ein Akteur unter anderen in der politischen Arena. In diesem hybriden Herrschaftssystem stand der Staat (insbesondere vor 1904) zwischen den autochthonen Granden, mit denen ihn fragile Allianzen verbanden (Leutwein 1997: 240), und den Siedlern, die nicht als ein »Staatsvolk« und eine »Zivilbevölkerung« im herkömmlichen Sinne gelten können, da sie sich als Speerspitze der Eroberung, ja mitunter als Avantgarde des »Rassenkampfes«, wähnten. Der Kolonialstaat war ein schwacher Staat, der weder imstande noch wirklich willens war, der Privatisierung der Gewalt durch Siedler und Soldaten Einhalt zu gebieten. Gleichsam hinter seinem Rücken etablierte sich eine eigentümliche Ordnungsform der Gewalt, die als *Despotie der weißen Erobererschicht* bezeichnet werden könnte und innerhalb derer der Staat zwar nicht bedeutungslos oder gar hinfällig war, aber im Unterschied zum metropolitanen Obrigkeitsstaat nur reduzierte Funktionen innehatte, die sich vor allem auf die Regelung der Binnenbeziehungen der kolonialen Gesellschaft, deren Versorgung und militärische Verteidigung nach außen beschränkte.

Bis 1904 waren Aufstände in Südwest lokal begrenzt geblieben und hatten in der Metropole nur wenig Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

22 Die DSW-Forschung neigte seit jeher dazu, die effektive Macht der Deutschen zu überschätzen und das Ausmaß ihres Scheiterns zu übersehen. Horst Drechsler (1966) als der vielleicht schärfste Kritiker des »deutschen Imperialismus« reproduzierte gegen seine Absicht nur das verblasene Selbstbild der Kolonialherren, indem er ihnen beinahe Omnipotenz andichtete. Jüngere Studien gehen neue Wege. Bereits die Titel der Arbeiten von Jakob Zollmann, *Koloniale Herrschaft und ihre Grenzen*, und von Jonas Kreienbaums Arbeit über Konzentrationslager im südlichen Afrika, *Ein trauriges Fiasko*, zeigen an, dass die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit zum Thema gemacht wird.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Der Gouverneur, der zugleich Kommandeur der Schutztruppe war, konnte mehr oder weniger nach eigenem Ermessen handeln. Nachdem die Überfälle der Herero im Januar 1904 jedoch 123 »weiße« Menschenleben gefordert und auch in der deutschen Öffentlichkeit für großes Aufsehen gesorgt hatten, mischte sich Berlin immer mehr in die kolonialen Belange ein. Mit dieser Verlagerung kamen Aspekte zum Tragen, die zuvor keine Rolle gespielt hatten. So reichte es beispielsweise nicht mehr, die Herrschaft über Südwest zu sichern, sondern es galt nun, dabei das »Prestige« einer Großmacht zu wahren. Die Gemengelage wurde im Zuge des Krieges immer komplexer.

Das Feld der staatlichen Akteure zerfiel infolge des Krieges in mehrere konfligierende Gruppen. Metropole und Kolonie trennte ohnehin eine Kluft, was nicht zuletzt daran erkennbar ist, wie unterschiedlich Funktionäre vor Ort und im Reich den Aufstand bewerteten und wie unterschiedlich die strategischen Vorstellungen waren, die aus diesen divergierenden Bewertungen hervorgingen. Die eingesessenen Offiziere, die »alten Afrikaner«, hatten meist auch administrative Aufgaben wahrgenommen, was sich in ihrem Habitus und ihrer Kriegführung widerspiegelte. Sie empfanden eine mehr weniger ausgeprägte »soziale Verantwortung« (Huntington 1957: 9) gegenüber der Kolonie und ihrer Bevölkerung, die den metropolitanen Militärs, die nur anlässlich des Krieges ins Land kamen und das Geschehen mehr und mehr bestimmten, in aller Regel fremd war. Als reine Gewaltexperten grenzten letztere sich gerade von den eingesessenen Militärs ab, weil sie sich eo ipso für die eigentlichen Experten auf dem Gebiet des Krieges hielten. Im pointierten Gegensatz zu den metropolitanen Militärs wiederum profilierten sich die zivilen Beamten, die nach Jahren faktischer Militärdiktatur und entgrenzter Gewalt das Land in eine Friedensordnung überführen sollten. Kurzum: Die »Pazifizierung« Südwestafrikas war von Gegensätzen wie »staatlich/ privat«, »Metropole/ Kolonie« oder »Militär/ Zivil« geprägt.

Die Entfesselung extremer Gewalt ging aus einem Spannungsfeld heterogener und teilweise antagonistischer Kräfte hervor. Sie ist nur als ein Prozess zu entschlüsseln, der sich schrittweise aus den Beziehungen von Akteuren herstellte, die aus mitunter eingeschränkter Perspektive und den Imperativen spezieller Handlungslogiken gehorchend eigene Zielsetzungen und Interessen verfolgten. Aus den vielfältigen Interaktionen konnten neue, vorab nicht voll zu antizipierende Konstellationen hervorgehen, die über die eigentlichen Absichten der beteiligten Akteure hinauslagen. Die Gewalt hatte nicht einen einzigen, sondern eine ganze Reihe von Urhebern.[23]

23 Der Begriff der »Multikausalität« (Gerlach 2006: 465) verfehlt die Komplexität: Entscheidend ist nicht allein die Mehrzahl von ›Ursachen‹, sondern ihre wechselseitigen Beziehungen und was daraus hervorging.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Orientierung an komplexen Systemen ist angetan, die Betrachtung von der üblichen Einengung auf einen Hauptschuldigen zu befreien, die allzu Vieles unberücksichtigt lässt, und den Blick auf das weitere Spektrum von Akteuren zu lenken, die den Gewaltprozess in der einen oder anderen Weise bestimmten. Sicher, Trotha besaß als Oberkommandierender eine erhebliche Machtfülle und Autonomie, und vermutlich hätte der Feldzug – auch und gerade nach dem Scheitern der eigentlichen Pläne – unter einem anderen Oberkommandierenden einen anderen, weniger verheerenden Verlauf genommen. Dennoch greift es zu kurz, die Person Trotha als *die* ›Ursache‹ anzusehen und die Genozidfrage darauf beschränken zu wollen. Eine solche Sicht lässt beispielsweise unberücksichtigt, dass Trotha nur ein Kandidat für ein strategisches Programm war, das im Kern bereits festgelegt war, oder dass Gewalt und Grausamkeit gegen Indigene längst zur Normalität geworden waren, bevor Trotha ins Land kam, und auch dann noch den Alltag in Südwest prägte, als er die Kolonie wieder verlassen hatte. Mochte er auch mit besonderer Macht ausgestattet sein und den Verlauf des Krieges bestimmen wie keine andere *einzelne* Person, war er auch nur ein Akteur unter mehreren, welche die Gewalt gegen die Indigenen entgrenzen ließen. Die Orientierung an Komplexität bildet ein Korrektiv gegenüber dem überzogenen ›Intentionalismus‹ der Genozidforschung im Allgemeinen und zu Südwestafrika im Besonderen, der immer wieder dazu verleitet, dem rekonstruierten Geschehen ein teleologisch-deterministisches Gepräge zu verleihen, und sensibilisiert für die Grenzen, die der bewussten Steuerung derart umfassender Prozesse durch einzelne Akteure gesetzt sind.

Rassismus

Wenn der langjährige Gouverneur Theodor Leutwein in die Metropole berichtet, dass die Siedler den Herero gegenüber nicht einmal vor »Mord und Totschlag« zurückschreckten, weil sie davon ausgingen, es mit einer »minderwertige[n] Rasse« zu tun zu haben,[24] oder an anderer Stelle vermerkt, dass solche Übergriffe ungeahndet blieben, weil die zuständigen Richter den »Rassenhass« teilten, der die Täter erfüllte (zit. n. Bley 1968: 177), dann hält er die Bedeutung fest, die der *Rassismus* für die koloniale Vergesellschaftung besaß. Rassismus überformte alle sozialen Beziehungen in der Kolonie und wird uns noch in verschiedenen Kontexten begegnen. An dieser Stelle soll jedoch ein bestimmter Zusammenhang beschäftigen. Der Sache nach räumt Leutwein ein, was sich als Prozess

24 Schreiben Leutwein an Kolonialabteilung, 16.2.1904, NAN ZBU, D.IV.l.2: Herero-Aufstand 1904. Feldzug; Politisches. Bd. 4: Oktober 1904–Dezember 1905, Bl. 5.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der Normalisierung von Abweichung interpretieren lässt. Zumindest im Schriftverkehr mit den vorgesetzten Stellen in der Metropole konnte er die Augen davor nicht verschließen, dass »Mord und Totschlag« Abweichungen darstellten oder doch darstellen sollten, zumal den »weißen« Untertanen keineswegs alles erlaubt war; dennoch kamen diese sogar mit den schwersten Verbrechen durch, ohne von den Gerichten belangt zu werden, und dies verweist auf die Normalisierung von Abweichungen, und damit auf einen Prozess, der nach Sidney Dekker (2011) der Entfesselung zahlreicher Katastrophen zugrunde liegt.

Der Rassismus bildete eine grundlegende Bedingung dieser Normalisierungsprozesse. Rassismus war kein bloßes Epiphänomen der kolonialen Vergesellschaftung, sondern prägte die Beziehungen zwischen Eroberern und Kolonisierten in tiefgreifender Weise (McCarthy 2015: 45). Die deutsche Kolonialherrschaft insgesamt fällt in die Blütephase dessen, was man als »Rassenrassismus« bezeichnen könnte (z.B. Hund 2007: 13). Dieser ging davon aus, dass sich die Menschheit in verschiedene Unterarten (»Rassen«) gliederte, die jeweils durch eine Reihe bestimmter biologischer und kultureller Merkmale gekennzeichnet waren, denen eine wertende Komponente anhaftete (Miles 1991: 106).[25] Die so ausgemachten Differenzen bildeten die Grundlage einer Hierarchisierung menschlicher Gruppen und ihrer Mitglieder, mit deren Hilfe bestehende Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse gerechtfertigt wurden.[26] Mit

25 Es gibt so viele Klassifikationen von Menschenrassen wie Autoren, die solche anzufertigen suchten. Eine der frühesten stammt von Carl von Linné und verbindet somatische Merkmale wie die Hautfarbe mit Eigenschaften wie Faulheit (im Falle »des Afrikaners«, vgl. Plümecke 2013: 74). Wie wir heute aus der Gen- und Evolutionsforschung wissen, sagen Merkmale der Körperoberfläche, die typischerweise die Grundlage von Rassenkonstruktionen bilden, nichts über genetische Verwandtschaft aus, weil sie vergleichsweise rezent und im Zusammenspiel mit bestimmten Umweltfaktoren entstanden sind.

26 Spätestens durch den Untergang des offen rassistischen NS-Regimes war der »Rassenrassismus« historisch endgültig diskreditiert. Der Rassismus an sich war damit längst nicht am Ende, sondern lediglich eine bestimmte Variante. Da in westlichen Demokratien, wie Yasemin Shooman (2014: 188) darlegt, Überlegenheitsgefühle und partikularistische Interessen der hegemonialen Gruppe mit dem Glauben an liberale Gleichheitsideale kollidieren und daher sozial unerwünscht sind, treten subtilere Formen der Diskriminierung auf, und dies gilt auch für die Kategorien, die zu diesem Zwecke bemüht werden. So kommt der Neorassismus ohne einen Rassenbegriff oder eine biologische Grundlage aus; stattdessen argumentiert er *kulturalistisch* und belässt es – zumindest der Rhetorik nach – bei der Konstatierung von *Differenzen* zwischen (fiktiven oder tatsächlichen) menschlichen Gruppen, ohne diese Differenzen zu bewerten und zur Grundlage von Hierarchien zu machen (Taguieff 1998).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Tino Plümecke lässt sich die »immense Erweiterung und Wirkungszunahme des Rassediskurses als Teil der umfangreichen gesellschaftlichen Veränderungen in der Herausbildung der europäischen Moderne« begreifen (Plümecke 2013: 62). Einerseits vervielfältigten und intensivierten sich die Kulturkontakte im Zuge der fortschreitenden Globalisierung unter dem Signum des Kolonialismus, andererseits erhöhte das moderne Selbstverständnis, das die Postulate der Freiheit oder Gleichheit aus sich gebar, zugleich den Rechtfertigungsdruck auf die Herrschaftspraktiken in Übersee. Als Rechtfertigung für Eroberung, Ausbeutung und Vernichtung ging der Rassismus Hand in Hand mit der kolonialen Expansion, an der er sich umgekehrt auch stärkte und konturierte (z.B. Plümecke 2013: 26; Geulen 2007: 41). Der »Rassenrassismus« konstruierte aufgrund angeblich natürlicher Unterschiede Gruppen von Menschen (»Rassen«) und ordnete sie hierarchisch so an, dass die eigene Gruppe an der Spitze und der Rest der Menschheit ihr zu Diensten stand. Ergänzt durch den Sozialdarwinismus, der Politik und Geschichte ›naturalisierte‹ und ent-moralisierte (Koch 1970: 65), erreichte er seinen historischen Höhepunkt in der Ära des Hochimperialismus, als sich die Machtverhältnisse zugunsten der industrialisierten Kolonialmächte in einer Weise verschoben hatten, dass diese noch die letzten »weißen Flecken« der Weltkarte unter sich aufteilen konnten.

Die Kolonialherren mochten sich im Dienst einer »Zivilisierungsmission« stehend betrachten und damit die Kolonisierten für prinzipiell »zivilisierbar« erklären; vorderhand mochten sie also anerkennen, dass die Kluft, die sie von den Indigenen trennte, überwindbar war (vgl. Fredrickson 2011: 148). Jedoch sollte man sich hüten, diesen Bekundungen allzu viel Gewicht zu geben, denn mit der tatsächlichen Herrschaftspraxis hatten sie oft nur sehr wenig zu tun. Selbst die südwestafrikanischen Siedlerzeitungen, die sonst kaum ein Blatt vor den Mund nahmen, wagten es nicht, den »Eingeborenen« die Fähigkeit zur Christianisierung abzusprechen. Allerdings glaubten sie davon ausgehen zu können, dass die Christianisierung erst »nach Jahrhunderten« in weißen Diensten würde gelingen können.[27] Bis auf weiteres sollten die Afrikaner für die Weißen arbeiten, und dafür schienen christliche Unterweisung und Bildung insgesamt entbehrlich, wenn nicht gar schädlich.[28] Dies zeigt an, dass man auch dann Wege fand, die Afrikaner rücksichtslos auszubeuten, wenn man ihnen die Fähigkeit zur ›Zivilisierung‹ *nicht* absprach, und es macht deutlich, dass die »Zivilisierungsmission« oft genug bloße Rhetorik war, um eine koloniale Praxis zu verschleiern, die von Diskriminierung und Segregation, von Ausbeutung und Gewalt, gekennzeichnet war. Das hochtrabende Konzept der »Assimilation«, an dem sich die

27 Ebd.

28 »Aus Südafrika«, in: *DSWAZ* vom 7.2.1906, Nr.6, 1. Beilage.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

französische Kolonialpolitik lange Zeit orientierte, stellte im Grunde nur ein weiteres Instrument rassistischer Diskriminierung dar, um den Kolonisierten *immer neue* Anstrengungen abzuverlangen und sie dadurch nur wieder auf Abstand zu halten (vgl. Hund 2007: 110). Gleichviel wie sich das nähere Verhältnis zwischen Kolonialherren und kolonialen Untertanen auch gestaltete, war es stets von einer fundamentalen Differenz gekennzeichnet, die nicht zu überwinden war (Chatterjee 1993: 10ff), und diese Differenz war im Kern rassistisch.

Der Rassismus war allgegenwärtig, aber schlug sich nicht immer unmittelbar in extremer Gewalt nieder. Allzu oft ziehen teleologische Konzeptionen zwischen dem Rassismus als negativer Einstellung gegenüber »Anderen« und dem Rassismus als System der Ausrottung eine kontinuierliche Linie, wie Pierre-André Taguieff beklagt hat (1998: 223). Es gilt zu bedenken, dass in jenen Tagen neben den Deutschen auch Engländer, Franzosen oder Portugiesen (etc.) afrikanische Territorien beanspruchten und kaum minder rassistisch eingestellt waren, dass auch sie mit Aufständen konfrontiert waren und diese brutal niederschlugen – dass aber genozidale Kampagnen die Ausnahme blieben. Fraglos lieferte der Rassismus deutschen Siedlern und Soldaten, den »violent few« (Randall Collins), immer wieder Motive, um Afrikaner zu demütigen, zu verletzten oder zu töten; zugleich bewog er aber auch die vielen »Bystander« und Amtsträger dazu, wegzusehen oder ›ein Auge zuzudrücken‹. Der Rassismus äußerte sich nicht nur im Modus des Antuns, als direkte Verletzung der leiblichen und psychischen Integrität der Kolonisierten, sondern auch im komplementären Modus der Unterlassung, Meidung und Ignorierung, d.h. in Formen der »Desozialisation« (Hund 2007: 110), die oft nicht weniger verletzend als offene Anfeindungen sind (Graumann/ Wintermantel 2007: 149); die schier unüberwindbare Distanz, welche die »Weißen« zu den »Eingeborenen« hielten, brachte es auch mit sich, dass ihnen das Schicksal der Indigenen bestenfalls gleichgültig war. Im Schatten dieser Gleichgültigkeit konnten selbst schwerste Verbrechen verübt werden, ohne dass jemand Anstoß daran nahm.

Betrachtet man die öffentlichen Diskurse jener Tage, fällt auf, dass Afrikaner, mit Kant zu reden, immer nur als *Mittel* und nie als *Zwecke an sich selbst* in den Blick kamen, und zwar auch von Seiten derjenigen Protagonisten, die sich für deren Schonung stark machten. Wer für eine begrenzte Kriegführung plädierte, verwies stets nur auf den wirtschaftlichen Schaden, den der Verlust der afrikanischen Arbeitskräfte bedeutete. Der ›Wert‹ der Afrikaner bemaß sich demnach lediglich nach dem Nutzen, den sie für andere haben mochten, aber war kein intrinsischer, ihnen *als Menschen* zukommender. Redebeiträge von Reichstagsabgeordneten, welche die Frage nach den Motivationen oder gar der Berechtigung des indigenen Widerstandes aufwarfen, zogen sich nur beißenden

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Spott zu und gingen im Gelächter des Plenums unter.[29] Da kaum jemand *ethisch* argumentierte, fehlte es auch an einem robusten Gegengewicht zu radikalen Strategien, selbst wenn diese nur von Wenigen direkt befürwortet wurden.

Der Rassismus vermag außerdem eine Besonderheit des Genozids an den Herero erklärlich zu machen.[30] Dieser Völkermord stellt den einzigen seiner Art dar, der in erster Linie von Verbänden der *regulären Armee*, d.h. von Freiwilligen der Heimatarmee unter dem Kommando von Berufsoffizieren, durchgeführt – und nicht an Paramilitärs, Milizen oder ähnliche Organisationen delegiert wurde, damit diese die ›Drecksarbeit‹ verrichteten, wie dies historisch meist der Fall war.[31] Weil die Soldaten wie selbstverständlich davon ausgingen, dass die Afrikaner minderwertig und keine Menschen im vollen Sinne waren, widersetzten sie sich zumindest solchen Befehlen nicht, die in diametralem Gegensatz zu der immer wieder beschworenen »Ritterlichkeit« standen.

Die privatisierte Gewalt vor allem der Siedler stürzte die Kolonie in den Krieg. Sie wurde durch die Untätigkeit von Behörden, Gerichten und Öffentlichkeit sanktioniert, die dem Gebot der »Rassensolidarität« gehorchten. Im Lichte des unausgesprochenen rassistischen Konsenses blieben die nachträglichen Versuche der Eindämmung dieser Gewalt wirkungslos, weil sie allenfalls halbherzig waren, und dies brachte es mit sich, dass sich sehr bald auch unter den Soldaten die sonst üblichen Verhaltensnormen nicht mehr durchsetzen ließen. In diesem Sinne verstehe ich den Rassismus als eine wichtige *Bedingung* der Eskalation, auch und gerade weil er den Grund für die Normalisierung von Abweichungen legte.

29 Vgl. z.B. StBR, 19.1.1904, 14.Sitzung, S. 363ff.

30 Boris Barth (2006: 183) stellt zu Recht fest, dass Rassismus eine »notwendige Voraussetzung für den Genozid« überhaupt darstellt. Im Unterschied zu dem Völkermord an den europäischen Juden oder den Tutsi in Ruanda wurden die Herero nicht erst nachträglich »rassifiziert«, desozialisiert, entmenschlicht und aus dem Universum der moralischen Verbindlichkeiten ausgeschlossen, da die diskriminierende Unterscheidung von ›Weiß‹ und ›Schwarz‹ eine Ausgangsbedingung der kolonialen Vergesellschaftung darstellte, welche die Koexistenz von Anfang an und von Grund auf prägte.

31 Es sind zwar in aller Regel Staaten, die Genozide verüben (Fein 1993: 12), aber es fällt auf, dass die jeweiligen Regime auch auf nichtstaatliche Organisationen zurückgreifen, um ihre Ausrottungspolitik durchzuführen. Da staatliche Organisationen dem Recht unterworfen sind und das Niedermachen von Frauen und Kindern üblicherweise als Unrecht gilt, lassen sich solche Organisationen nicht ohne weiteres für verbrecherische Pläne instrumentalisieren (anders: Kühl 2014).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Emotion

Die geläufigen Darstellungen der »Pazifizierungskriege« in Südwestafrika zeichnen das Bild einer beinahe allmächtigen deutschen Kriegsmaschinerie und unterlegen deren Handlungen eine umfassende Rationalität und Zweckmäßigkeit. Unwillkürlich paraphrasieren sie damit aber nur die verblasene Selbstsicht der Kolonialherren, die umgekehrt die Afrikaner zu trieb- und affektgesteuerten Bestien stilisierten. Selbstverständlich waren aber auch die Kolonialherren nur Menschen, und das bedeutet: durchaus fehlbar und anfällig für allerlei ›irrationale‹ Anwandlungen. Auch bei ihnen war sozusagen das Ich seltener Herr im eigenen Hause, als ihnen recht sein konnte (vgl. Freud 1999a: 11). Immer wieder entglitt ihnen die Selbstkontrolle, war ihr Handeln von *Emotionen* wie Angst, Scham oder Wut bestimmt. Methodisch betrachtet erweist sich die herkömmliche Genozidforschung, die mit teleologisch-deterministischen Schemata arbeitet, als im hohen Maße ›rationalistisch‹ ausgerichtet. Auch und gerade mit Blick auf den gegenwärtigen Fall greift diese Sicht aber offensichtlich zu kurz. Es sei nur nochmals daran erinnert, dass der Genozid an den Herero aus einem Krieg hervorging, und dass Kriege Geschehen darstellen, die vielfältige Emotionen hervorrufen und im hohen Maße von Emotionen bestimmt sind. Viele der »Zufälle, Wendungen oder Beschleunigungen«, die nach Sémelin (2007: 355) die Prozesshaftigkeit des Gewaltgeschehens ausmachen, gehen auf die Tatsache zurück, dass Akteure gerade in Ausnahmesituationen wie Kriegen emotional reagieren. Die bereits konstatierte Komplexität des Geschehens rührt auch von dem Umstand, dass Menschen emotional auf krisenhafte Situationen reagieren, was nicht zuletzt für Rückkopplungseffekte sorgt, die für komplexe Systeme typisch sind, und zu folgenschweren »Beschleunigungen« einer Entwicklung führen können.

Der Einwand liegt nahe, dass ein emotionstheoretischer Zugriff die Betrachtung auf eine psychologische Ebene verschiebt, für die eine historisch-soziologische Studie nicht mehr kompetent ist. In dieser Beziehung gilt es allerdings zu bedenken, dass Emotionen »kein Privateigentum« der jeweiligen Akteure sind, da es in aller Regel die *soziale* Wirklichkeit ist, die ihre Anlässe bereitstellt, wie Sighard Neckel in seiner Studie »Status und Scham« (1991: 15) hervorgehoben hat. Weil ihre Ursachen kaum jemals ausschließlich individueller Natur sind, lassen sich Emotionen auch nicht nur individualpsychologisch erklären (ebd.: 17). Im Grunde verhält sich die Sache eher umgekehrt: Angesichts der Tatsache, dass Emotionen praktisch jeden Aspekt menschlicher Erfahrung und alle sozialen Beziehungen durchziehen, erscheint es nachgerade unverständlich, dass sich die Soziologie so lange nicht mit ihnen beschäftigte, wie auch Turner und Stets beklagen (Turner/Stets 2005: 1).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Grundsätzlich stellen Emotionen eine Beziehung zwischen Motiven und Anliegen einer Person auf der einen und ihrer sozialen Umwelt auf der anderen Seite dar und beeinflussen das Handeln in motivdienlicher Weise (Holodynski 2006: 10). Menschen besitzen stets eine Reihe wichtiger Anliegen (»concerns«) wie »major goals and motives, likes and dislikes, and norms and values« (Frijda 1992: 67). Emotionen statten die Welt mit Bedeutung aus, indem sie motivrelevante Einschätzungen (»appraisals«) hinsichtlich dessen vornehmen, was ihren Trägern begegnet oder widerfährt. So schätzen sie ohne Unterlass innere[32] wie äußere Reize in Form von vorgestellten Gegenständen, Personen oder Situationen daraufhin ein, inwiefern sie für die Befriedigung der individuellen Motive und relevanten Anliegen förderlich sind oder nicht (Holodynski 2006: 17).[33] Diese Einschätzungen lösen Handlungsbereitschaften aus (»action readiness«), welche die Beziehung zur Umwelt in motivdienlicher Weise verändern sollen, und diese führen auch zu einer Auswahl geeigneter Handlungsweisen (ebd.).

›Emotionalität‹ ist nicht per se oder gar ausschließlich als ein psychischer Ausnahmezustand des ›Außer-sich-Seins‹ zu verstehen. Emotionen sind für unsere gesamte Tätigkeitsregulation zuständig, weswegen es nicht angeht, sie zu etwas Exzeptionellem oder gar Pathologischem zu stempeln. Allerdings führt die Schrift von Paula Ioanide, *The Emotional Politics of Racism. How Feelings Trump Facts in an Era of Colorblindness*, einmal mehr vor Augen, dass die Bedeutung von Emotionen dann besonders deutlich hervortritt, wenn sie sich über den Verstand und die bessere Einsicht hinwegsetzen – was immer wieder passiert.

So wird zu sehen sein, dass die koloniale Vergesellschaftung in fundamentaler Weise von Emotionen wie Furcht und Misstrauen geprägt war. Ausgehend von Trutz von Trothas Herrschaftssoziologie des Kolonialstaats (1994) wird zu betrachten sein, wie diese Emotionen nicht nur die Außenbeziehungen der Eroberer zu den Kolonisierten strukturierten, sondern auch auf die Binnenbeziehungen der kolonialen Gesellschaft zurückwirkten, und dabei Kräfte freisetzten, die den kolonialen Staat unterhöhlten und die Gewaltverhältnisse eskalieren ließen. Die Mitglieder der kolonialen Gesellschaft waren gewissermaßen zu einem Handeln getrieben, das ihre Interessen nicht nur nicht beförderte,

32 Emotionen sind auch für die Steuerung der Aufmerksamkeit oder des Erinnerns maßgeblich. Letzteres ist ein selektiver Prozess, der auf zahllosen Entscheidungen aufruht, was des Aufbewahrtwerdens wert ist und was nicht. Diese Prozesse vollziehen sich in einer solche Zahl und Geschwindigkeit, dass sie nicht bewusst gesteuert sein können.

33 Nico Frijda (2013: 112) bemerkt in diesem Zusammenhang: »Appraisals are continuously made, and appraisal is around anyway, because animals and humans are set to make sense of the environment and what happens there.«

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sondern unterminierte. Formell war die Besiedlung Südwestafrikas eine staatlich initiierte, geplante und organisierte Unternehmung, aber Emotionen wie Furcht und Misstrauen der kolonialen Gesellschaft konterkarierten diesen Anspruch und bestimmten mehr und mehr das Geschehen. Die emotionenorientierte Betrachtung ergänzt die herrschaftssoziologische insofern, als sie mehr darüber auszumachen erlaubt, wie koloniale Herrschaft jenseits ihrer Ansprüche tatsächlich war – und warum.

In einem anderen Zusammenhang wird zu sehen sein, dass der Herero-Feldzug, der sich so anders entwickelte, als die deutschen Militärs angenommen hatten, und in dem die üblichen Routinen nicht griffen und keinen rechten Halt boten, Emotionen und Stimmungen wie Angst, Verbitterung oder Frustration freisetzte, die ›eigensinnige‹ Antriebsquellen von Gewalt und Grausamkeit darstellten, die sich gegenüber den Befehlen und Planungen »von oben« auch verselbständigen konnten und wiederum auf den Feldzug zurückwirkten. Mit Blick auf die genozidale Eskalation des Feldzuges gilt der Emotion der Scham ein besonderes Augenmerk.[34]

Scham bildet den gesellschaftlichen Affekt par excellence, wie Agnes Heller (1980: 111) festgehalten hat, denn schließlich steht sie in einer besonders engen Beziehung zu ihrem jeweiligen geschichtlichen, kulturellen und sozialen Kontext. Scham zu analysieren, bedeutet nach Neckel (1991: 18) daher auch, »in das Innerste der Gesellschaft« vorzudringen, ihre Normen, Rituale, Selbstbilder und Ängste kennenzulernen.[35]

Die Scham-Problematik drängt sich im Kontext kolonialer Herrschaft förmlich auf. Stehen Kriege im Zeichen der »kolonialen Situation«, und damit »einer dogmatisch behaupteten rassischen (oder ethnischen) und kulturellen Überlegenheit« der Eroberer (Balandier 1970: 121), bedeuten Niederlagen für die sich überlegen wähnende Macht kaum hinnehmbare Kränkungen. Als wie schwer diese Kränkungen empfunden werden konnten, verdeutlicht das Beispiel Italiens, das 1896 bei Adua den Krieg

34 Wie schon zuvor die Historikerin Isabel Hull (2005, 2003) hat der Soziologe George Steinmetz (2007) klar erkannt, dass die Gewalt erst eskalierte, nachdem der ursprüngliche Operationsplan gescheitert war, und dass dieses Umschlagen das eigentlich Erklärungsproblem darstellt. Doch haben m.E. weder Hull noch Steinmetz die Tragweite dieses Scheiterns, d.h. was es für die Deutschen bedeutete, hinreichend erkannt. Dies liegt auch darin begründet, dass sich Steinmetz – wie er selbst einräumt (Steinmetz 2007: 192) – zu wenig für den Gewaltprozess als solchen interessiert. Hulls Untersuchung (Hull 2005) hingegen hebt vor allem auf die Organisation Militär und deren Routinen ab, so dass die Krisenhaftigkeit des Scheiterns nicht so recht in den Blick kommen kann.

35 Neckel (1991: 18) geht davon aus, dass die Beschäftigung mit Scham mehr Aufschlüsse über das moralische Innenleben einer Gesellschaft gewähre als die Beschäftigung mit ihren formalisierten Idealnormen.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

um Äthiopien verloren hatte: Das faschistische Regime sann von Anfang an auf Vergeltung für diese Niederlage des liberalen Italiens (Labanca 2002: 112ff). Für eine Großmacht, die erst noch im Werden begriffen und ihrer selbst so wenig sicher war wie das Deutsche Reich, warf bereits die bloße Tatsache des Aufstands unangenehme Fragen auf, mehr noch aber das Unvermögen, diesen umgehend niederzuschlagen. Das Deutsche Reich machte in Südwestafrika eine nachdrückliche Inkompetenz-Erfahrung, und dies unter den Augen der übrigen Großmächte. Dabei waren die preußisch-deutschen militärischen Eliten habituell besonders wenig disponiert, Scham zuzulassen. In einer Gesellschaft wie der Wilhelminischen, in der ein regelrechter »Kult der Unerbittlichkeit« (Elias 1992: 272) herrschte, war jede Schwäche verpönt. Scham wurde umgangen (»bypassed«) und mündete in den erstmals von der Psychologin Helen B. Lewis (1971, 1987) beschriebenen und von Thomas J. Scheff (1991, 1994) in die gewaltsoziologische Debatte eingeführten »Scham-Wut-Mechanismus«. Dieses Konzept liefert den Schlüssel zum Verständnis der Entfesselung genozidaler Gewalt in DSW. Emotionen bestimmten mehr und mehr die Kriegführung, und dieser Umstand hatte desaströse Folgen.

Die Forschungsliteratur tut sich bereits schwer damit, das Scheitern der deutschen Kriegsmaschinerie beim Namen zu nennen; daher dringt sie auch nicht zur Frage vor, was das Scheitern der Operationen *bedeutete*, d.h., mit welcher Bedeutung es von den maßgeblichen Akteuren emotional ausgestattet wurde und welche Handlungsbereitschaften es bei diesen auslöste. Gleichviel ob sich die Bewertungen nun vorreflexiv und unbewusst vollzogen, standen sie im Horizont einer bestimmten politisch-historischen Konstellation und erfolgten aus einer bestimmten Kultur, einem bestimmten Milieu und entsprechenden Rollenerwartungen heraus. Die Emotionen und das daraus hervorgehende Handeln lassen sich nicht entschlüsseln, ohne dass man sich einen Begriff dieser sozialen Gebilde macht.

Gliederung

Die folgende Untersuchung macht zwei wichtige Einschränkungen. Sie konzentriert sich, *zum einen*, auf den Krieg zwischen Herero und Deutschen und lässt die Kämpfe im Süden weitgehend außer Betracht. Dabei hängen die Kriege durchaus zusammen. Wegen der Kämpfe gegen die Bondelzwart im tiefsten Süden des Schutzgebietes war der Norden Ende 1903 von Truppen entblößt, und dies lieferte den Herero wohl den unmittelbaren Anlass zum Losschlagen, während die Gründe der Witbooi-Oorlam, den Kampf gegen die deutsche Kolonialmacht aufzunehmen, in den Erfahrungen lagen, die sie im Herero-Feldzug mit den Deutschen gemacht hatten. Ungeachtet dieser Zusammenhänge handelt

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

es sich um verschiedene Konflikte mit unterschiedlichen Dynamiken, weswegen sie eine gesonderte Betrachtung verdienen (vgl. Eckl 2005: 16; Hillebrecht 2004: 126f.). *Zum anderen* legt die vorliegende Untersuchung ihr Hauptaugenmerk auf das Jahr 1904, in dessen Verlauf die Schwelle zum Genozidalen überschritten wurde.

Die Darstellung orientiert sich an der Chronologie des Gewaltprozesses. Jeder Abschnitt widmet sich einem besonderen Akteur resp. einer besonderen Akteursgruppe. Den Anfang machen die Siedler, die ich in einer speziellen »Ordnungsform der Gewalt« zu situieren suche. Auch der südwestafrikanische Kolonialstaat war ein schwacher Staat und hatte über die gesamte Dauer seines Bestehens hinweg damit zu kämpfen, seinen Dominanzanspruch der weißen Bevölkerung gegenüber durchzusetzen. Die privatisierte Gewalt überforderte ihn schon zu ›Friedenszeiten‹ und legte ihren Schatten über die gesamte deutsche Herrschaft im südwestlichen Afrika. Es kam schon sehr frühzeitig zu einer höchst folgenreichen Normalisierung von Abweichungen, die den Weg für die spätere Eskalation ebnete. Ich will zeigen, wie die Gewalttätigkeit der Siedler mit deren Rassismus, der »kolonialen Situation« und deren Rückwirkungen auf die Binnenbeziehungen der »kolonialen Gesellschaft« (Delavignette 1939) zusammenhing, wobei ich das Hauptaugenmerk auf die Emotionen Furcht und Misstrauen lege.

In einem weiteren Schritt werde ich darlegen, wie die grassierende privatisierte Gewalt bei gleichzeitiger Untätigkeit des Staates die Herero schließlich bewog, zu den Waffen zu greifen, und wie sie auch die Stoßrichtung der Überfälle mitbestimmte. Der beklagenswerte Umstand, dass ich die Perspektive der Herero nicht im gleichen Maße wie die Perspektive der deutschen Akteure zum Tragen bringe, liegt ganz allein daran, dass die Geschichte des Krieges fast ausschließlich von Deutschen erzählt und vor allem aufgezeichnet wurde; der ungleiche Stand der Dokumentation lässt unweigerlich ein solches Ungleichgewicht eintreten. Über die genauen Gründe, welche die Herero zu ihrem Handeln bewogen, lässt sich oft nur spekulieren. Jedenfalls nahm ihr Widerstand Formen an, welche die Deutschen zutiefst erbitterten, so dass der Konflikt alsbald in eine Spirale der Gewalt mündete. Rachsucht und Grausamkeit der kolonialen Gesellschaft prägten mindestens die ersten Wochen und Monate der Kämpfe. Im Großen (d.h. Strategischen) wie im Kleinen (d.h. Taktischen) wirkten insbesondere die Siedler auf die Radikalisierung der Kriegführung hin.

Im zweiten Kapitel untersuche ich die strategischen Positionen, die zu Beginn des Krieges von relevanten Akteuren vertreten wurden. Auf der einen Seite stand der langjährige Gouverneur, Theodor Leutwein, der für die bewährte, vergleichsweise begrenzte Kriegführung plädierte. Auf der anderen Seite stand die Metropole, die auf die Entgrenzung der Kriegführung drängte; sie bestand auf einem Vernichtungskrieg, allerdings auf

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

einen solchen, den ich »politischen Vernichtungskrieg« nennen und von einem genozidalen Vernichtungskrieg abheben möchte. Trotha war der Kandidat, den die metropolitanen Spitzen ausersahen, diesen Krieg zu führen, nachdem Leutwein ihre Erwartungen nicht hatte erfüllen können. Trothas Vorstellungen waren radikaler als diejenigen seines Vorgängers, aber die beiden Positionen lagen anfangs nicht so weit auseinander, wie oftmals angenommen wird.

Im dritten Kapitel beschäftige ich mich mit dem Feldzug, den Leutwein begann und Trotha fortführte. Die militärische Vernichtung der Herero war frühzeitig als Ziel des Feldzuges ausgegeben worden. Dieses Ziel schien nur durch nur eine operative Kriegführung zu erreichen, die in Südwest nicht ohne weiteres möglich war. Trotha übernahm das Kommando, nachdem Leutwein an der Umsetzung des Vernichtungsgedankens gescheitert war – und auch ihm war kein operativer Erfolg beschieden. Erst nach dem endgültigen Scheitern der operativen Kriegführung, das Trotha lange nicht wahrhaben wollte, trat der Feldzug im Zeichen der »umgangenen« Scham allmählich in die genozidale Phase. Wie ich zeigen will, war es nicht die militärische Vernichtungsdoktrin *per se*, die zur Eskalation führte; problematisch war vielmehr der Umstand, dass die Doktrin auf ein Szenario angewandt wurde, für das sie nicht konzipiert war, und deswegen schließlich scheiterte. Tatsächlich waren die Vorzeichen der Einflussnahme der Metropole und des damit zusammenhängenden Kommandowechsels anfangs zumindest ambigue. Die versuchte Metropolitanisierung des Feldzuges enthielt gleichermaßen Gewalt entgrenzende und einhegende Momente. Dass sich schließlich erstere durchsetzten, ergab sich keineswegs zwangsläufig.

Im vierten Kapitel richte ich das Augenmerk auf die Brutalisierung der Truppe und setze sie in Zusammenhang mit dem Verlauf des Feldzuges. Damit wird deutlich, dass das Akteursfeld nicht nur horizontale, sondern auch vertikale Differenzierungen aufweist. Die Bruchstellen verlaufen nicht nur zwischen Akteursgruppen wie Siedlern, metropolitanen Militärs oder Zivilverwaltung, die sich als Gegenentwurf zur vorgängigen Militärdiktatur konstituierte, sondern auch mitten durch die hierarchisch strukturierte Organisation des Militärs: Wie in anderen längeren Kriegen trieben ›oben‹ und ›unten‹ auseinander. Die Genozidforschung beschäftigt sich oft zu ausschließlich mit den Spitzen der Entscheidungsprozesse, d. h. mit den politisch und militärisch Verantwortlichen, deren Entscheidungen sie eine umfassende ›ursächliche‹ Bedeutung für das Geschehen zuschreibt; ein hierarchischer Blick »von oben« zeichnet sie aus. Neuere Forschungen hingegen betonen mehr und mehr den Einfluss, den periphere und rangniedrige Instanzen auf den Gang der Ereignisse und selbst die Entscheidungsprozesse der Zentrale haben (Gerlach 2006: 459). Diesen Weg beschreiten auch die weiteren Betrachtungen.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Angst und Verbitterung lieferten den Soldaten Motivationen, immer weiter zu machen, auch als die ›Kampfhandlungen‹ nur noch darin bestanden, die elenden Reste der Herero, meist Greise, Frauen und Kinder, aufzuspüren und niederzumachen. Die Brutalisierung im Zeichen dieser Motivationen steht vor dem Hintergrund des umfassenden Prozesses der Normalisierung von Abweichungen. Angst und Verbitterung reflektierten auf jeweils unterschiedliche Weise das fehlende Passungsverhältnis von Strategie und Schauplatz und nahmen dadurch eine besondere Schärfe an, dass sie im Angesicht eines Gegners erlebt wurden, der als minderwertig angesehen wurde. Auch in diesem Kontext spielte der Rassismus also eine Rolle. Die Gewalt »von unten« bildet eine eigenständige Dimension des Gewaltprozesses, steht aber in Wechselwirkungen mit dem Feldzug, wie er »von oben« befohlen war.

Das fünfte Kapitel beschäftigt sich mit dem irritierenden Befund, dass Gewalt und Grausamkeit auch dann kein Ende fanden, als die Vernichtungsstrategie auf Betreiben Berlins offiziell widerrufen worden war. Dafür sorgten die Zivilbeamten, von deren Wirken man sich eigentlich eine ›Pazifizierung‹ der Verhältnisse in der Kolonie erhofft hatte. Sie zeichneten für die Ideologisierung der Lagerherrschaft und die »Eingeborenenpolitik« verantwortlich – und waren damit die Urheber einer Ordnung, die so drückend war, dass sich die Herero-Gesellschaft in den Folgejahren deutscher Herrschaft nicht nur nicht erholte, sondern weiter schrumpfte. Scham spielte immer noch eine Rolle: Die Radikalisierung der Politik hing nicht zuletzt damit zusammen, dass sich Beamten die Einschätzung zu Eigen machten, dass Trothas Feldzug gescheitert war, und nun eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln ersonnen, um den Grund einer dauerhaften weißen Herrschaft in DSW zu legen.

Zur Quellenlage

Die vorliegende Arbeit orientiert sich an den Maximen der ›neuer Gewaltforschung‹ (vor allem: Trotha 1997) und strebt eine möglichst »dichte Beschreibung« (Clifford Geertz) des Gewaltprozesses an. Dabei fand eine Vielzahl von Quellen Berücksichtigung.

Grundlage der gesamten Darstellung sind die Bestände aus den National Archives of Namibia (NAN) und dem Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (BArch.), welche den Schriftverkehr zwischen Gouvernement und Oberkommando der Schutztruppe in »Deutsch-Südwestafrika« auf der einen und den Dienststellen in Berlin, vor allem Reichskolonialamt und Großer Generalstab, enthalten. Mitunter wird auch auf Bestände von Bezirks- und Distriktämtern zurückgegriffen. Bei den verwendeten Dokumenten handelt es sich vor allem um Telegramme, um Befehle und Gefechtsberichte, Lageeinschätzungen und Erklärungen derselben.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Als sehr wertvoll für die Rekonstruktion des ›Siedler-Ethos‹ und die faktische politische Ordnung in der Kolonie, und damit auch für die Rekonstruktion der Umstände, die zur Eskalation der Gewaltverhältnisse führten, erwiesen sich die lokalen, von Ansiedlern herausgegebenen Zeitungen, zuvörderst die *Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* (*DSWAZ*) und die *Windhuker Nachrichten* (*WN*; bis 1904: *Nachrichten des Bezirks-Vereins Windhuk*), die als Originale in der National Library in Windhoek einzusehen sind. Als Sprachrohre der Siedlerschaft verschaffen diese Zeitungen tiefe Einblicke in die koloniale Gesellschaft und die Spannungen und Konflikte, welche diese prägten. Aufgrund ihres regierungskritischen Tenors bilden ihre Beiträge, oftmals von landeskundigen Autoren verfasst, außerdem eine wertvolle Ergänzung zur offiziellen Berichterstattung, von der sie abweichen.

Das Kapitel (II.), das sich besonders mit der Siedlerschaft beschäftigt, gibt insofern die soziologische Provenienz der Arbeit zu erkennen, als es sich in Teilen auf zwar nicht mehr ganz junge, aber nach wie vor unübertroffene Darstellung Helmut Bleys, *Kolonialherrschaft und Sozialstruktur in Deutsch-Südwestafrika* (1968), stützt und diese kritisch auswertet, um und unter speziellen systematischen Gesichtspunkten zu eigenen Folgerungen über die politische Ordnung der Kolonie zu gelangen.

Da Aspekte wie ›Gewalt von unten‹ und Brutalisierung in dieser Studie eine entscheidende Rolle spielen, und Erfahrungen und Emotionen der Akteure hierfür von besonderem Belang sind, liegt ein besonderes Augenmerk auf Ego-Dokumenten wie Tagebüchern und Briefen.

Die zu Lebzeiten edierten Tagebücher von Militärs unterlagen der Zensur und waren mitunter wie die Erinnerungen des Soldaten Max Belwe, *Gegen die Herero 1904/1905* (1906), zusätzlich von Literaten aufbereitet. Stets liegt in Schriften dieser Art eine erhebliche Distanz zum geschilderten Geschehen vor, und solche Texte nehmen auch unwillkürlich in der Retrospektive Versuche vor, das Geschehen zu rationalisieren: »Wie es eigentlich gewesen ist«, im Sinne des jungen Leopold von Ranke, erfahren wir daraus sicher nicht. Vielmehr transportieren diese Texte stilisierte Selbstbilder, die besonderen Interessenlagen entsprechen, auf ein bestimmtes Publikum gemünzt und in einer entsprechenden Sprache gehalten sind, wenn sie z.B. Aufmerksamkeit für die »koloniale Sache« oder Anerkennung für die Leistungen der Truppe zu erheischen suchen. Sie schließen an Diskurse an, die erkennbar über den Kolonialkrieg hinausliegen. Dessen ungeachtet enthalten sie immer wieder Details über das »Antlitz des Krieges«, die aus den offiziellen Meldungen, Berichten oder Kriegstagebüchern nicht hervorgehen.

Das Gesagte gilt – obschon mit gewissen Abstrichen – auch für die nicht-edierten Tagebücher und Briefe von Militärs, Beamten und Siedlern aus den National Archives of Namibia (NAN), dem Bundesarchiv in Koblenz (BArch.) und dem Deutschen Tagebucharchiv in Emmendingen

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

(DTA). Auch diese entstehen in Distanz zum geschilderten Geschehen, in den oft kurzen Phasen der Muße und Sammlung, welche der Krieg den Teilnehmern gewährt. Auch Egodokumente, die ursprünglich nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren, können einer schamlosen Selbstinszenierung dienen wie die Tagebücher des langjährigen Südwester Kolonialoffiziers Viktor Franke. Dies hindert freilich nicht, dass diese Texte Enttäuschungen, Wertungen und Emotionen zum Ausdruck bringen, die ansonsten spätestens dann, wenn sie »Kameraden«, Vorgesetzte oder Militärapparat beträfen, unterdrückt würden. Die Kriegsteilnehmer nutzen den Dialog mit sich selbst oder mit Vertrauten, um ihrem Ärger Luft zu machen – auch und gerade über Vorgesetzte und den militärischen Apparat. Diese Aufzeichnungen sind hoch instruktiv mit Blick auf die »Friktionen« in diesem Kleinen Krieg, und gerade mit Blick auf Phänomene wie Brutalisierung stellen Erfahrungen und Wahrnehmungen der Kriegsteilnehmer eine wichtige Dimension des Geschehens dar. Liefern offizielle oder halboffizielle Dokumente wie der Bericht der Kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes (1906) den Rahmen der Rekonstruktion, geben die Egodokumente Auskunft über Gefühlslagen, Stimmungen und Motivationen. Für ein eigentliches Verstehen des Geschehens sind sie daher unentbehrlich.

Dies gilt in besonderem Maße für das »Kriegstagebuch« des Oberkommandierenden, Generalleutnant Lothar von Trotha, das die Zeitspanne von seiner Ernennung im Frühjahr 1904 bis zu seiner Rückreise Ende 1905 abdeckt. erstreckt. Die Genozidforschung ist allgemein in starkem Maße an »Intentionen« orientiert, und Trotha gilt wohl zu Recht als die maßgebliche Gestalt dieses Genozids; umso relevanter erscheinen seine Notizen. Dem südafrikanischen Historiker Gerhardus Pool, dem namibischen Farmer Hinrich Schneider-Waterberg und der Historikerin Isabel Hull wurde Einblick in das Tagebuch gewährt, das sonst unter Verschluss war, aber offenbar nur in das Typoskript (1a; mit Anlagen: 2a und 3a), welches von der zweiten Frau und Witwe, Lucy von Trotha, um 1930 posthum transkribiert und um Dokumente (Anlagen 2a und 3a) ergänzt wurde, die im Original wohl verloren sind. Das Typoskript war zur Publikation für kolonialpropagandistische Zwecke vorgesehen und sollte die »Kolonialschuldlüge« entkräften. Somit erstaunt es nicht, dass das Typoskript an manchen Stellen deutlich von dem handschriftlichen Tagebuch abweicht; besonders martialische und blutrünstige Äußerungen, Unmutsäußerungen und vor allem Passagen, die Untergebene und Vorgesetzte kritisierten, wurden gestrichen oder abgemildert. Die Differenzen zwischen Typoskript und Original wären einer eigenen Untersuchung wert, zumal sie sich nicht allesamt unmittelbar erschließen. Dankenswerterweise stellte der Familienverband von Trotha dem Verfasser der vorliegenden Schrift das handschriftliche Kriegstagebuch zur Verfügung.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Überaus aufschlussreich sind die Aktenbestände des Botswana National Archives and Records Services (GNARS), des Cape Town Archives Repository (KAB) sowie des Public Record Office (PRO) des National Archive in London. Zum einen zählen diese Bestände zu den wenigen zeitgenössischen Dokumenten, in denen Herero und Nama zu Wort kommen. Britische Offiziere und Beamte, welche die östliche und südliche Grenze (zu Botswana resp. der Kapkolonie) sowie die dahinter liegenden Gebiete überwachten, führten während des Krieges und in der Folgezeit zahlreiche Gespräche mit Kriegsteilnehmern und Flüchtlingen, die sich über die Grenze gerettet hatten, und versuchten, mehr über die Lage, die Moral und die weiteren Absichten der indigenen Kriegsparteien in Erfahrung zu bringen. Sie erstellten Berichte und gaben Einschätzungen ab, um die vorgesetzten Behörden von den Vorgängen an den Grenzen und in »Deutsch-Südwestafrika« zu unterrichten. Somit bieten diese Bestände, zum anderen, auch eine wichtige Außenperspektive auf den Krieg insgesamt und die deutschen militärischen Anstrengungen sowie Erfolge insbesondere. Dies gilt nicht zuletzt für die – von der Forschung noch zu wenig berücksichtigten – Berichte der zwei britischen Offiziere, Oberstleutnant Trench und Major Wade, welche dem Hauptquartier der südwestafrikanischen Schutztruppe als Beobachter beigegeben waren. Die geringe Beachtung derartiger Quellen erscheint umso unverständlicher, als die Aktenbestände der südwestafrikanischen Schutztruppe verschollen sind. Die südwestafrikanischen Bestände wurden wohl anlässlich des Einmarsches der südafrikanischen Truppen 1915 vernichtet, die Bestände in Deutschland fielen offenbar den Bombardements im Zweiten Weltkrieg zum Opfer. Ohne die in den britischen Archivbeständen erhaltene Korrespondenz zwischen südafrikanischen Behörden und dem deutschen Generalkonsul in Kapstadt würde man z.B. nie von dem Schicksal des in der Kapkolonie angeworbenen und in »Deutsch-Südwestafrika« ermordeten Frachtfahrers James erfahren haben, das Einblicke über Alltäglichkeit, ja Selbstverständlichkeit von Gewalt gegen »Schwarze« und das (Nicht-) Funktionieren der deutschen Militärjustiz gewährt.

In gewisser Weise liefern bisweilen selbst deutsche Missionare eine Außenperspektive der Verhältnisse in der Kolonie. Die Bestände des Archivs der Vereinten Evangelischen Mission in Wuppertal und der Evangelical Lutheran Church in the Republic of Namibia (ELCRN) in Windhoek sind überaus reichhaltig. Zwar gelten Missionare zu Recht als Speerspitze der kolonialen Penetration, aber sie verfolgten – immer wieder, wenn auch nicht durchweg – eine eigene Agenda. Ihr Auftrag war die Missionierung von »Eingeborenen«, in deren Mitte sie lebten: Somit waren diese ihre primären »Klienten«. Nahmen sie diese Aufgabe ernst und hatten das »Seelenheil« der Kolonisierten im Blick, konnten sie durchaus in Konflikt mit Behörden und Siedlern geraten. So sahen sie sich kurz nach dem Kriegsausbruch von 1904 schweren Vorwürfen von Seiten

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der Siedlerschaft und der Behörden ausgesetzt, die ihnen eine Mitschuld an der Eskalation gaben. Tatsächlich empfanden sich die Missionare als Deutsche, so dass ihre Loyalität in letzter Instanz der »deutschen Sache« galt. Dennoch, in vielen Beziehungen nahmen sie eine Zwischenstellung zwischen »Eingeborenen« und Kolonisatoren ein, so dass sie mitunter eine eigene, von den Interessen der kolonialen Gesellschaft abweichende Perspektive auf die Verhältnisse hatten. Mit Blick auf die kolonialen Gewaltverhältnisse, die Ursachen und Umstände des Krieges, waren sie immer wieder um Differenzierung bemüht. Den Berichten und Chroniken der Missionare sind etwa detaillierte Schilderungen der Eskalation der Gewalt im Januar 1904 geschuldet, die auch die indigene Seite und deren Perspektive berücksichtigen, und es sind vor allem die Berichte der Mission, die z.B. die tiefsten Einblicke in die todbringenden Verhältnisse in den Konzentrationslagern gewähren, die ab Ende 1904 eingerichtet wurden.

In diesem Zusammenhang ist schließlich noch das wohl umstrittenste Dokument zu dem Thema, das sogenannte »Blaubuch« zu nennen, das von Jeremy Silvester und Jan-Bart Gewald 2003 unter dem Titel *Words cannot be found. German colonial rule in Namibia. An Annotated Reprint of the 1918 Blue Book* neu herausgegeben wurde. Offenbar von britischer Seite im Laufe des Ersten Weltkrieges als Instrument der Propaganda ersonnen, um den Deutschen ihren Anspruch auf koloniale Besitzungen streitig zu machen, und später wieder zurückgezogen, besitzt es fraglos einen tendenziösen Charakter. Andreas Eckl (2005) hat die Schwächen dieser Quelle sehr deutlich gemacht. Es enthält eine Sammlung von (Passagen von) Interviews mit Überlebenden des Krieges, die ungeachtet ihrer editorischen Schwächen sehr eindrucksvoll sind. Dennoch sind dem wissenschaftlichen Gebrauch gewisse Grenzen gesetzt: Die vorliegende Arbeit zieht es heran, aber gleichsam nur sekundär und illustrativ, ohne die Argumentation auf die betreffenden Passagen allein zu gründen.

Aufmerksamen Lesern mögen Entsprechungen zwischen Passagen des vorliegenden Textes und Passagen bereits publizierter Schriften des Autors (vor allem: Häussler/ Trotha 2012a, 2012b; Häussler 2011, 2012, 2013a, 2013b) auffallen. Selbstverständlich sind frühere Erkenntnisse und Argumente in diese Arbeit eingeflossen, aber diese sind dabei in eine eigene, umfassendere und mitunter in wichtigen Details abweichende Argumentation eingearbeitet. Sachkundige mögen außerdem die Nicht-Erwähnung zweier jüngst erschienener, einschlägiger Schriften bemängeln, nämlich Christiane Bürgers *Deutsche Kolonialgeschichte(n): Der Genozid in Namibia und die Geschichtsschreibung der DDR und BRD* und Christian W. Zoellners *Deutsch-Herero-Krieg 1904: Eine Betrachtung unter dem Aspekt Völkermord*. Diese sind leider zu spät erschienen, als dass sie in der vorliegenden Schrift noch hätten Berücksichtigung finden können.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

2. Siedler, Herero und die Spirale der Gewalt

Die Besiedlung Südwestafrikas schloss die Vertreibung, Enteignung, Niederwerfung und Entrechtung der autochthonen Gruppen ein: Sie war gewaltsamer Natur und verwischte die Grenzen von Krieg und Frieden. Sich auf den offiziellen Kriegszustand zu beschränken, greift daher zu kurz.

Hinter dem »deutschen Imperialismus«, von dem Horst Drechsler handelt, verbarg sich eine Vielzahl von Kräften, darunter die Siedler, mit denen sich die folgenden Betrachtungen besonders beschäftigen werden. Die Siedler stehen am Anfang der Untersuchung, weil sie bereits zu einem frühen Zeitpunkt und mehr als jede andere Kraft auf die Eskalation der Gewaltverhältnisse drängten. Die privatisierte Gewalt nahm Überhand und gewann schließlich eine politische Tragweite, während die Regierung vermeintlich »machtlos« zuschaute; daher müssen die Siedler als ein selbständiger Motor der Expansion gelten. Es waren die Gewalttätigkeit und Anomie der *frontier*-Situation, die den Krieg heraufbeschworen – einen Krieg, der sogleich den metropolitanen Staat mit der ganzen ihm eigenen Zerstörungskraft auf den Plan rief. Auch als die Metropole die Leitung und Durchführung der Operationen an sich gezogen hatte, schwand der Einfluss der Siedler auf das Geschehen nie gänzlich. Selbst das Ende der Kämpfe und die fast vollständige Auslöschung ganzer Gruppen brachte keine Selbst-Pazifizierung der Siedler, im Gegenteil. Die Gewaltverhältnisse der ›Friedenszeit‹ entgrenzten im Krieg weiter und prägten auch die Nachkriegsordnung.

Das aggressive Auftreten der Siedler forderte *bestimmte* Reaktionen der Herero heraus und formte so das Antlitz des Aufstands mit. Die Überfälle der ersten Tage und Wochen trafen nicht *zufällig*, sondern *gerade* die Siedler – ein Umstand, welcher der metropolitanen Öffentlichkeit, die nur wenig mit den Verhältnissen in Übersee vertraut war, reichlich Stoff zur Skandalisierung bot und ein Klima zu schaffen verhalf, in dem selbst der Einsatz äußerster Gewalt denkbar, ja akzeptabel erscheinen mochte.

Die Untersuchung der Überfälle im Januar 1904 will zeigen, dass es sich keineswegs um Akte ›sinnloser‹ Gewalt handelte, wie nicht zuletzt die Siedler glauben machen wollten. Deren wütende Reaktionen lassen vielmehr erkennen, dass sie es besser wussten. Indem zunächst die Deutschen, dann aber auch die Herero, begannen, ihre Reihen zu schließen und sich von dem Gegenüber abzuschotten, rissen die fragilen Bande endgültig ab, die vormals noch bestanden und bisweilen die Begrenzung der Gewalt ermöglicht hatten. Der Weg in die Eskalation war geebnet,

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und der Krieg mündete in eine Spirale der Gewalt und Gegengewalt, und zwar lange bevor Trotha das Kommando in Südwest übernahm.

Die Siedler

Die Siedler waren für die Entfesselung des Krieges verantwortlich und drängten auch darüber hinaus auf die Entgrenzung der Gewalt. Auf der Grundlage eines Rassismus, der sich noch weiter verschärfte, als sich die Machtverhältnisse zu den eigenen Gunsten verschoben, lieferten Furcht und Misstrauen, die in der kolonialen Situation angelegt waren, Motivationen für das aggressive Auftreten der Siedler, dem der koloniale Staat keinen Einhalt gebieten konnte oder wollte. Wenn der Staat gelegentlich intervenierte, brachte dies die weiße Bevölkerung gegen ihn auf; dass er dabei allenfalls halbherzig vorging, stieß die Herero vor den Kopf, die allmählich erkannten, dass auf den Schutz seitens des Staates nicht zu rechnen sein würde. Kurzum: Oft genug fachten die Eingriffe der Regierung die Gewaltverhältnisse mehr an, als dass sie sie entschärften.

Doppelter Antagonismus: Die Siedler zwischen Indigenen und Kolonialstaat

Unter ›kolonialer Situation‹ versteht Georges Balandier (1970: 121) eine Herrschaft, »die von einer fremden, rassisch (oder ethnisch) und kulturell andersartigen Minderheit im Namen einer dogmatisch behaupteten rassischen (oder ethnischen) und kulturellen Überlegenheit einer materiell unterlegenen eingeborenen Mehrheit aufgezwungen« ist. Zu den grundlegenden Paradoxien dieser Herrschaft zählt die Furcht der kleinen Zahl von kolonialen Eroberern vor der Masse der Unterworfenen. Südwestafrika macht hierin keine Ausnahme. Mochten sich die Eindringlinge den Kolonisierten in jeder Hinsicht überlegen wähnen, wussten sie nur allzu genau um die numerischen Kräfteverhältnisse und um die Gefahren für Leib und Leben, sollte einmal der »Ernstfall« eintreten. Im Unterschied zu ihren ›pazifizierten‹ Ursprungsgesellschaften sahen sie sich in Übersee ständig mit dieser Möglichkeit konfrontiert (Mühlmann 1979). In DSW erinnerten sie nicht zuletzt die über das Land verteilten Festungen, die der Abwehr des inneren Feindes, der »Eingeborenen« (Schwabe 1907: 156), dienten, daran, dass sie in einer Art von permanentem Ausnahmezustand lebten. Misstrauen und Furcht waren Grundbedingungen ihrer Existenz und prägten ihren Alltag. Die Vergesellschaftung im Zeichen der kolonialen Situation war eine Vergesellschaftung ohne Basisvertrauen: Der Umgang mit den »Eingeborenen« stand in

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

einem Horizont von Despotismus und Gewaltdrohung, welche die Kluft der Beziehungs- und Verständnislosigkeit, die ohnehin schon bestanden, immer weiter vertieften (Trotha 1994: 440f., 2004: 63).

In der *Siedlungskolonie* DSW war der Antagonismus von Eroberern und Kolonisierten noch schärfer ausgeprägt. Indem hier eine größere weiße Bevölkerung ansässig gemacht wurde, vervielfachten sich die Kontakte und damit auch die Anlässe für Spannungen zwischen den Gruppen. Problematisch war jedoch nicht allein die schiere Zahl der Kontakte, sondern auch die veränderten Prämissen, unter denen sie zu stehen kamen.

Noch der Geringste unter den Angehörigen der »kolonialen Gesellschaft« (Delavignette 1939) durfte sich zur Herrenschicht rechnen. Aus Sicht der Siedler war »jeder Weisse den Eingeborenen gegenüber als ›ein höheres Wesen‹ zu betrachten«, und ein jeder glaubte sich berechtigt, im Umgang mit den Indigenen ein »herrische[s] Auftreten« an den Tag zu legen.[1]

Dabei unterschieden die Afrikaner sehr genau zwischen Repräsentanten des Staates auf der einen und Privatleuten auf der anderen Seite, und die Regierung betrachtete die Siedler letztlich als Untertanen wie die »Eingeborenen« auch, wenngleich sie freilich fundamental bessergestellt waren. Weder die Afrikaner noch die Vertreter des Kolonialstaats waren jedenfalls bereit, die ›Herrenansprüche‹ des einzelnen Siedlers ohne weiteres zu akzeptieren, und dies führte zu Spannungen.

Siedlergesellschaften sind in besonderer Weise verletzungsoffen. Im Unterschied zu den männlich dominierten kolonialen Gesellschaften schließen sie prinzipiell auch ganze Familien ein. In Südwestafrika lebten Familien oft weit über das Land verstreut und Stunden von den nächsten Nachbarn oder der nächsten Polizeistation entfernt, den »Eingeborenen« scheinbar schutzlos ausgeliefert.[2] Den Siedlern war klar, dass die Besiedlung einen Transfer von Bevölkerungen und Land und Besitz bedeutete, der einseitig zu Lasten der »Eingeborenen« ging, und rechneten kaum damit, dass letztere diesen Transfer widerstandslos hinnehmen würden.

Daher erstaunt es nicht, dass sich in der Siedlerschaft immer wieder der Ruf nach restloser militärischer Eroberung der Kolonie erhob. Dem politischen Pragmatismus der Regierung waren damit Grenzen gesetzt. In Handels-, Plantagen- oder Minenkolonien, die ohne den Transfer von

1 Leutwein an Kolonialabteilung, 17. Mai 1904, BArch., R1001/2115, Bl. 64.

2 Auch Militärs, die anlässlich der Aufstände ins Land kamen, bemerkten schnell, dass die Farmer isoliert und kaum vor Übergriffen geschützt waren (z.B. Maercker 1908: 49; vgl. auch Tagebuch Stuhlmann, NAN, Private Accessions A.0109, S.196).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Bevölkerungen auskamen, mochte es in Frage kommen, sich mit den lokalen Granden zu arrangieren. In Südwest aber sah sich Leutweins »Friedenspolitik« (Leutwein 1997: 242), die den autochthonen Gruppen Teile ihrer Souveränität belassen wollte, von Anfang an dem erbitterten Widerstand der Siedler ausgesetzt.

Furcht und Misstrauen gehören der kolonialen Situation überhaupt zu, aber waren in Siedlungskolonien besonders ausgeprägt. Wie Helmut Bley (1995: 141) unterstreicht, wähnte sich die südwestafrikanische Siedlerschaft ungeachtet ihrer unangefochtenen politischen, sozialen und kulturellen Hegemonie als eine »stets bedrohte Gesellschaft«. Wie unter südafrikanischen Siedlern vergleichbare Lebensverhältnisse regelmäßig zu Hysterien führten (vgl. Krikler 1995), war Südwestafrika für die alarmierenden »Stories« berüchtigt, die sich wie Lauffeuer verbreiteten und die Bevölkerung in helle Aufregung versetzten, mochten sie auch noch so abwegig, ja selbst erwiesenermaßen falsch sein.[3] Noch die abstrusesten Gerüchte fielen auf fruchtbaren Boden – weil die Siedler stets mit dem Schlimmsten rechneten.

Der rassistische Blick nimmt die Mitglieder der rassifizierten Gruppe nicht als Individuen, sondern nur »generisch, d.h. als Vertreter ihrer ›Gattung‹«, wahr (Graumann/ Wintermantel 2007: 151), operiert also mit starren Typisierungen. Für ihn ist das einzelne ›Exemplar‹ erschöpfend durch die typischen Eigenschaften der ›Gattung‹ bestimmt. Derlei Typisierungen stellen abkürzende Verfahren dar, die der lebendigen Erfahrung vorgreifen resp. diese überbrücken und ausschalten. Hierin liegt ihre Crux: Authentische Beziehungen, die dazu angetan wären, Misstrauen und Furcht abzubauen, sind unter diesen Bedingungen nicht mehr ohne weiteres möglich. Stattdessen entstehen und verselbständigen sich bestimmte Narrative, welche vor allem negative Eigenschaften der rassifizierten Gruppe festschreiben und dramatisieren (Memmi 1987: 170f.). Dadurch entfernen sich die Gruppen immer weiter voneinander, so dass Furcht und Misstrauen noch weiter zunehmen.[4]

Schon sehr früh erhoben Siedler ihre Stimmen gegen den angeblich zu »milden« Kurs der offiziellen Politik, wie nicht zuletzt aus der eindringlichen Schilderungen Bleys (1995) hervorgeht, und diese Stimmen verstummten auch bis zum Ende der deutschen Kolonialherrschaft nie

3 Offenbar stellten diese schreckenverbreitenden Gerüchte im Krieg ein solches Problem dar, dass Lothar von Trotha sich genötigt sah, die Verbreitung von Gerüchten unter Strafe zu stellen (NAN ZBU D.IV.l.2. Herero-Aufstand 1904. Feldzug; Politisches. Band 3, August 1904–September 1905, Bl. 110).

4 Zeitgenössische Berichte von Reisenden, Siedlern oder Soldaten reproduzieren die immergleichen Stereotype, welche die völlige Beziehungslosigkeit den Kolonisierten gegenüber zu erkennen geben. Dennoch will es so scheinen, dass gerade das Reproduzieren eben dieser Codes die Autoren als landeskundig ausweisen sollte und auswies.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ganz. Noch wenige Tage vor dem Aufstandsausbruch im Januar 1904 brachte die *Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* einen Leitartikel mit dem vielsagenden Titel »Zur augenblicklichen Lage«. Darin greift der Verfasser, der Ansiedler Schlettwein, einmal mehr die angeblich zu »milde« und zögerliche Politik Leutweins an. Dieser Politik lastet er an, dass sich die Siedler »bewaffneten Horden« von »mehr denn minderwertigen Eingeborenen« gegenübersehen, die eine »direkte Gefahr« für sie darstellen, und redet der Eskalation der Gewaltverhältnisse das Wort, indem er die Aufstockung der Truppe fordert, radikale Kriegsziele ausgibt und ein ungesäumtes Zuschlagen verlangt.[5] Schlettweins Ausführungen zeigen, als wie schmerzlich die Siedler die Diskrepanz zwischen ihrem Überlegenheitsgefühl und ihrer tatsächlichen Lage empfanden, und sie unterstreichen, wie wenig sich die Siedler mit der passiven Rolle abfinden mochten, welche die Regierung ihnen zuwies. Nur zuwarten und gegebenenfalls reagieren zu können, mithin keine Handlungsmacht zu besitzen, entsprach nicht ihrem Selbstbild als ›Herren‹, zumal auch die Kolonisierten in diesem Verhalten nur »Schwäche« zu erblicken schienen, wie Schlettwein befürchtete. Die Siedler sahen sich von der Regierung, die sie in diese unwürdige Rolle zwang, als »Mittel zum Zweck«, ja als »Kulturdünger« missbraucht.[6]

Furcht und Misstrauen nahmen allmählich einen obsessiven Charakter an. Je weniger eine reale Bedrohung vorlag, desto hartnäckiger wurde die prekäre Sicherheitslage beschworen und auf eine weitere Radikalisierung der Verhältnisse gedrängt. Die menschenverachtende »Eingeborenenpolitik« nahm – auch auf Druck der Öffentlichkeit – erst Fahrt auf, als die Reste der geschlagenen Gruppen in den Konzentrationslagern darbten und ihrer vollständigen Auslöschung entgegensahen, und wurde in der Folge immer weiter verschärft (Häussler 2013b). Dass Furcht und Misstrauen schließlich *die* entscheidende »Schalt- und Filterwirkung« für die Rezeption des Weltgeschehens einnahmen (Ciompi/ Endert 2011: 24f.), macht deutlich, wie sehr sie das Leben der kolonialen Gesellschaft Südwestafrikas bestimmten. So interessierte der Russisch-japanische Krieg die *Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* nur insofern, als es Vertretern einer nicht-weißen »Rasse« geglückt war, der »weißen Rasse« (in Gestalt Russlands) eine Niederlage beizubringen, und als dieser Sieg der »farbigen Gefahr« dazu angetan schien, Prestige und Herrschaft der Weißen in Afrika zu erschüttern.[7]

Ironischerweise retteten Furcht, Misstrauen und der obligate Hang zu Paniken vielen Siedlern in den Januartagen das Leben, denn es war die ausgeprägte Vigilanz, welche die koloniale Gesellschaft so prompt auf

5 »Zur augenblicklichen Lage«, in: *DSWAZ* vom 5.1.1904, S.2.
6 Ebd.
7 »Die farbige Gefahr«, in: *DSWAZ* vom 28.2.06, Nr.9, S.1.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

die ersten Aufstandsgerüchte reagieren ließ. Als die ersten Schüsse fielen, hielt sich die Bevölkerung vielenorts schon in den Festungen verschanzt, wurden eilig Truppen aufgestellt und zu bedrängten Ortschaften entsandt. Freilich war es oft genug eben diese Vigilanz, die den Konflikt erst eskalieren ließ, wie Jan-Bart Gewald (1999) zu Recht festhält.

Mit dem Antagonismus von Siedlern und Kolonisierten hing ein weiterer zusammen, der Antagonismus von Siedlerschaft und Kolonialstaat. Dieser war so ausgeprägt, dass der Tropenarzt Ludwig Külz (1943: 143) in dem Schimpfen auf die Regierung sogar einen Wesenszug der Südwester erblicken wollte. Der Konflikt mit dem Staat hatte strukturelle Gründe. Er entzündete sich an Situationen, in denen sich die Siedler von der Obrigkeit gegängelt, bevormundet oder ›ausbremst‹ sahen und die ihr Herrenbewusstsein vor allem dann verletzten, wenn sie sich unter den Augen der »Eingeborenen« abspielten. Die Siedler kämpften mit aller Macht gegen das Ohnmachtsgefühl an, zu dem der Staat sie zu verurteilen schien. Das Siedler-Ethos vertrug sich schwer mit der Staatlichkeit generell.

Im Unterschied zu alten Siedlungskolonien wie Amerika oder Ozeanien, die von einem hohen Maße an Siedler-Autonomie geprägt waren, vollzog sich die Besiedlung Südwestafrikas unter der Regie eines autoritären Staates, wie sich mit Caroline Elkins und Susan Pederson (2005: 7) festhalten lässt. Das Gros der Siedler fand bei der Landung in Südwestafrika ein Staatswesen vor (Bley 1968: 15), dessen Vertreter sich immer auch als verlängerten Arm der Verwaltung im Reich betrachteten.

Zwar sollte ›Staatlichkeit‹ im kolonialen Kontext insgesamt nicht überbewertet werden. Koloniale Herrschaft griff allgemein auf Elemente nicht- und vor allem patrimonialstaatlicher Prägung zurück. Von einer konsequent bürokratisierten oder – in Max Webers Worten – »legalen« Herrschaft konnte insofern keine Rede sein, als despotisches und intermediäres Verwaltungshandeln eine überragende Rolle spielten, nicht nur im Umgang mit den »eingeborenen«, sondern auch mit den weißen Untertanen.[8] Obgleich die Implementierung der Staatsidee in vielerlei Hinsicht kaum über erste Ansätze hinausgelangte, hielten die verantwortlichen Akteure jedoch unverdrossen an dieser »Utopie« fest (vgl. dazu allgemein Trotha 1994, 2004), was immer wieder zu Reibungen und Konflikten mit der Bevölkerung führte, umso mehr, weil sich die

8 Letztere unterlagen der Konsulargerichtsbarkeit, die nur zwei Instanzen vorsah und die Besonderheit aufwies, dass es sich bei Staatsanwälten und Richtern in aller Regel um Verwaltungsbeamte, als um Organe der Exekutive, handelte (Bley 1968: 274). Eine Verwaltungsgerichtsbarkeit, die der Exekutive im Umgang mit den Siedlern Zügel hätte anlegen können, bestand überhaupt nicht (Zollmann 2011: 49).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Kolonialverwaltung richtungsweisende Entscheidungen in grundsätzlichen kolonialpolitischen Fragen vorbehielt.

In diesem Zusammenhang sind Lorenzo Veracinis Überlegungen zum Siedlerkolonialismus erhellend. Zu Recht macht Veracini darauf aufmerksam, dass Siedler keine Migranten seien (Veracini 2010: 3). Zwar ist Siedlern und Migranten gemeinsam, dass sie ihre jeweilige Heimat verlassen, um sich andernorts dauerhaft niederzulassen, aber anders als Migranten kommen Siedler nicht als Einwanderer, die sich einem fremden, bereits bestehenden Gemeinwesen anschließen, sondern als Eroberer, die das Land, das sie besiedeln, als ihr Eigen beanspruchen und sich sogleich daran machen, ein eigenes, – auch gegen ihr Herkunftsland gewandt – »besseres«, ja ideales Gemeinwesen zu gründen (ebd.: 4).

Im Unterschied zu den »kolonialen Besuchern«, den Beamten, Militärs, Unternehmern oder Abenteurern, kamen die Siedler, um dauerhaft im Lande zu bleiben. Militärs und Beamte »kommen und gehen«, die Siedler aber kamen, um zu bleiben, investierten ihr Vermögen und ihre Arbeitskraft in die Kolonisierung und standen gegebenenfalls auch mit ihrem Leben dafür ein.[9] In Übersee suchten sie nichts Geringeres als eine neue Heimat und empfanden sich tatsächlich auch recht bald als »Afrikaner« oder »Südwester«. Veracini (2010: 20ff) beschreibt diesen Vorgang als »Indigenisierung« der kolonialen Eroberer und macht damit deutlich, dass die Gründung einer Siedlergesellschaft immer auch die Abspaltung von der Ursprungsgesellschaft sowie von jenen, die sich dieser zugehörig fühlten oder gar für sie standen, bedeutete. So ist auch James Belichs (2010: 23) Feststellung zu verstehen, dass Siedlungskolonie und Imperium früher oder später auseinanderdriften. Obgleich die Dominanz des Deutschen Reiches in den 30 Jahren seiner Herrschaft über Südwestafrika nie ernsthaft gefährdet war, bildete die Siedlerschaft ein Eigenleben aus und trat den Organen des Kolonialstaats als selbständiger Motor der kolonialen Expansion gegenüber (vgl. Veracini 2010: 6).

Einer der Gründe, die Risiken einer Auswanderung in einen fernen, fremden Erdteil auf sich zu nehmen, bestand in der Hoffnung, den Schranken zu entkommen, welche die Wilhelminische Gesellschaft der unternehmerischen Entfaltung und dem sozialen Aufstieg entgegensetzte. Wer im Schutzgebiet beispielsweise von der Landwirtschaft lebte, legte größten Wert darauf, kein Bauer, sondern Farmer zu sein (Schmidt-Lauber 1998: 238), damit unterstreichend, kein sozial wie politisch untergeordnetes, abhängiges Element der europäischen Ständegesellschaft zu sein, wie es Bauern noch waren, sondern ein spezifisch moderner, autonomer Akteur.[10] Die Siedler waren kaum bereit, sich die Gängelung durch

9 »Ein Ukas«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 1.7.1905, S. 2.

10 Dennoch war diese ›Modernität‹ immer auch gebrochen, und diese Gebrochenheit verleiht dem Südwester Identitätsentwurf sein charakteristisches

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

die Obrigkeit gefallen zu lassen. Sie betrachteten sich zwar weiterhin als Deutsche, allerdings nicht mehr als die deutschen Untertanen, die sie in der Heimat vielleicht noch gewesen waren. In der Kolonie verbaten sie sich jegliche Form der »Bevormundung« durch die Obrigkeit oder die ferne Metropole.[11] Die Eingriffe der Kolonialverwaltung empfanden sie als »lästige Hemmung« ihrer freien Entfaltung und die Bande zum »Mutterland« als »beengende Fessel«.[12] Stattdessen forderten sie »Selbständigkeit« und ein Recht auf »Selbstverwaltung«, womit sie recht unverhohlen auf die Demokratisierung der Herrschaft in der Kolonie drängten.[13] Dazu sahen sie sich insofern berechtigt, als die »Erschliessungsarbeit« in der Kolonie »an erster Stelle« von den Kolonisten geleistet wurde.[14] Das

Gepräge. Die Forschung sieht den »Individualismus«, den die Siedler auch selbst immer wieder beschworen, als zentral dafür an, übersieht dabei aber einen wichtigen Aspekt (z.B. Schmidt-Lauber 2004: 227). Der »Individualismus« ist nicht ohne weiteres mit dem Streben nach persönlicher Freiheit gleichzusetzen – unter bestimmten Gesichtspunkten gilt vermutlich eher das Gegenteil. Wenn Siedler den »Individualismus« hervorkehrten und betonten, dass sie in der Kolonie keine bloße »Nummer« mehr wie in der Metropole waren (z.B. Drascher 1929: 37), tritt ein konservativ-kulturpessimistischer Zug zutage, der sich gegen die fortschreitende Industrialisierung und Urbanisierung der Metropole richtete und wohl in einer tiefsitzenden Furcht vor der Proletarisierung der kleinbürgerlichen Kreise begründet war, aus denen das Gros der Siedler hervorging. In der ›Heimat‹ vollzog sich unaufhaltsam eine Ablösung von »diffusen«, typisch dörflichen Sozialbeziehungen, in denen sich noch ›ganze Menschen‹ begegneten, durch stärker funktional bestimmte Beziehungen, in denen sich die Akteure in begrenzten Rollen gegenübertraten (Simmel 2006: 12f.; Häußermann/Siebel 2004: 35f.). Die Siedlergesellschaft sollte einen Gegenentwurf dazu darstellen, und dies bedeutete u.a. die mit Blick auf die südwestafrikanischen Kolonialstadt gut belegte Aufrechterhaltung einer ausgeprägten sozialen Kontrolle (Hartmann 2007: 55f.), deren Wegfallen in den europäischen Großstädten ein höheres Maß an persönlicher Freiheit ermöglichte.

11 »Über die Teilnahme der Bevölkerung an der Verwaltung«, in: *DSWAZ* vom 7.9.1904, S. 2f..

12 Ebd.

13 Immer wieder erklang der Ruf nach einer »Volksvertretung« (vgl. den Jahresbericht von Conrad Rust, in: *Windhuker Nachrichten* [noch unter dem Titel: *Nachrichten des Bezirks-Vereins Windhuk*] vom 17.12.1903, S. 1). Die Siedler setzten große Hoffnungen in die Einrichtung von Bezirksbeiräten wie in Swakopmund und schließlich eines Gouvernementsbeirats, aber die Erwartungen wurden enttäuscht, weil die Regierung nicht bereit war, den Beiräten mehr als eine nur beratende Funktion zuzugestehen (vgl. z.B. »Über die Teilnahme der Bevölkerung an der Verwaltung«, in: *DSWAZ* vom 7.9.1904, S. 2f.).

14 »Über die Teilnahme der Bevölkerung an der Verwaltung«, in: *DSWAZ* vom 7.9.1904, S. 3.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

»Kolonialland zu erschließen und seine Schätze und Kräfte dem Nationalvermögen zuzuführen und dienstbar zu machen«, war aus Sicht der Siedler nicht etwa die Leistung der Funktionäre und Beamten, sondern »in erster Linie und an wichtigster Stelle [der] Kolonisten«.[15] Die Einrichtung der Wasserversorgung oder des Straßennetzes waren oft genug Sache privater Initiative; dadurch wurde der Anteil, den die arbeitende Bevölkerung an der Schaffung der Infrastruktur leistete, auch in höherem Maß sichtbar, als dies in Europa der Fall gewesen war. Dies brachte ein Erstarken ihres Selbstbewusstseins gegenüber der Obrigkeit mit sich,[16] das sich beispielsweise auch darin bemerkbar machen konnte, dass der Siedler als »Staatsbürger« selbstbewusst seine Stimme gegen die von Berlin sanktionierte Kriegführung zu erheben wagte.[17]

Allerdings ist dabei zu bedenken, dass diese Ansprüche mit der Wirklichkeit oft nur wenig gemein hatten und allenfalls kontrafaktisch im Angesicht einer Realität galten, die von den meisten der vermeinten Herren als beschämend empfunden wurde. Helmut Bley (1968: 213ff) hat diese Diskrepanz auf den Begriff der »abhängigen Herren« gebracht.

»Abhängige Herren«

Der Farmer – laut Brigitta Schmidt-Lauber die »Schlüsselfigur« des südwestafrikanischen Identitätsentwurfs (Schmidt-Lauber 1998: 79) – stellt einen Typus dar, welcher der obrigkeitlichen Bevormundung in besonderer Weise abhold war. Infolge der extensiven Viehwirtschaft, die der Knappheit an Wasser und Weide geschuldet war, blieb das Schutzgebiet außerhalb der Städte dünn besiedelt; die Farmer lebten verstreut und mehr oder weniger isoliert. Sie mussten sich im Alltag selbst zu helfen wissen, weil sie zunächst einmal auf sich allein gestellt waren.[18]

15 »Zur Entschädigungsfrage«, in: *DSWAZ* vom 8.6.1904, S. 1.

16 Der Siedler Ludwig Conradt (2006: 75) bemerkt, dass diejenigen, die auch nur kurz in der Kolonie gelebt hatten, es im Deutschen Reich nicht mehr aushielten, weil sie die Gängelung durch den Obrigkeitsstaat nicht ertrugen: »wer das freie, ungezwungene Leben hier einmal gekostet hat, hält es in den geordneten, bis ins kleinste polizeilich kontrollierten Zuständen zu Hause […] nicht mehr aus«.

17 »Ein Ukas«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 1.7.1905, S. 2.

18 Dies änderte sich vorübergehend, als mit den Kolonialkriegen in Deutsch-Südwestafrika die Truppenstärke auf fast 15.000 Mann gebracht wurde und das Militär das Schutzgebiet kontrollierte. Diese Verhältnisse beklagten die Verse des alteingesessenen Ansiedlers, Ludwig Conradt: »Die alten Zeiten sind vorbei,/ Doch was mich jetzt geniert,/ Man lebt hier nicht mehr frank und frei,/ Es wird zuviel regiert. –/ Doch all' die hohen Herr'n

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Patrimonial herrschten sie über ihr Land und schreckten auch vor gewaltsamer Selbsthilfe nicht zurück, zumal wenn die nächsten Garnisonen oder Stationen Tagesritte entfernt lagen. Wie Hauptmann von Wangenheim anlässlich der Begrüßung des Gouverneurs Friedrich von Lindequist äußerte, gebärdeten sich die Farmer auf ihrem Grund und Boden wie »kleine Könige« und verbaten sich jegliche behördliche Einflussnahme (zit. n. Zollmann 2011: 275). Wie meist in den Kolonien der Fall, reichte die staatliche Herrschaft also kaum über die Grenzen der Hauptstadt hinaus (Trotha 1999b: 104). Erst zum Ende deutscher Herrschaft hin unternahm der Staat ernsthafte Bemühungen, seinen Dominanzanspruch auch gegenüber weißen Untertanen jenseits der Stadtgrenzen zu behaupten. 1913, also unmittelbar vor dem faktischen Verlust der Kolonie, wurden im Zuge einer Serie von Prozessen mehrere Farmer für Verbrechen belangt, die diese an ihren indigenen Angestellten verübt hatten (Bley 1968: 295f.) – und damit die Rechtshoheit des Staates auch jenseits der Machtzentren bekräftigt.

An dieser Stelle ist jedoch ein geläufiger Irrtum über die Zusammensetzung der Siedlerschaft auszuräumen: Der Farmer war für den südwestafrikanischen Siedler insgesamt kaum repräsentativ. Wie die koloniale Gesellschaft Südwestafrikas insgesamt war auch die Siedlerschaft äußerst heterogen.[19] Enttäuscht stellte der kolonialinteressierte ›Forschungsreisende‹ Georg Hartmann (1904: 15) am Vorabend des Herero-Aufstandes fest, dass die südwestafrikanische Bevölkerung lediglich 813 Farmer zählte, von denen gerade einmal 334 von deutscher Nationalität waren. Anteilig waren kaum mehr als 10% der deutschen Siedler tatsächlich Farmer. Wenn der Farmer also die »Schlüsselfigur« des südwestafrikanischen Identitätsentwurfes darstellte, dann nicht wegen seines zahlenmäßigen Gewichts, sondern weil ihn ein kolonialideologisches Wunschdenken dazu stilisierte.[20]

Die Besiedlung Südwestafrikas insgesamt war hochgradig ideologisch besetzt. In kolonialinteressierten Kreise hoffte man, die jährlich etwa in

im Rat/ Mit allen schönen Sachen,/ Sie werden aus Südafrika/ Doch kein Europa machen.« (In: *DSWAZ* vom 3.5.1905)

19 Nach der Niederlage von 1915 kehrte gut die Hälfte der deutschen Bevölkerung dem Schutzgebiet den Rücken, in erster Linie die Beamten und Militärs (Schmidt-Lauber 2004: 228). Obgleich diese durchweg einen großen Teil der »weißen« Bevölkerung ausgemacht hatten, waren sie von den offiziellen Statistiken nie zur »Bevölkerung« gerechnet worden.

20 Inwieweit sich selbst die offizielle Bevölkerungsstatistik von ideologischen Vorstellungen hat bestimmen lassen, ist erstaunlich genug; noch erstaunlicher aber ist, dass sich neuere *Forschungen* dieses irrige Bild vom Siedler zu Eigen machen. Die Ethnologin Brigitta Schmidt-Lauber behandelt die »Ethnizität deutscher Namibier« am Beispiel von Farmern, die sie als die »Schlüsselfigur« des südwestafrikanisch-deutschen Identitätsentwurfs

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

die Vereinigten Staaten abgehenden Auswanderungsströme in ein eigenes Territorium umleiten und so dem »Volk« erhalten zu können (Gründer 2004: 26ff). Deswegen setzte man große Hoffnungen in die Kolonie und stellte auch hohe Erwartungen an die Kolonisten, doch dies alles erwies sich als illusorisch. Auch nach dreißig Jahren deutscher Herrschaft und erheblichen Investitionen durch das Reich hatte das Schutzgebiet nie mehr als 15.000 Siedler aufnehmen können, die zu einem Großteil aus »minderwertigen Elementen« aus den besitzlosen Klassen bestanden (zit. n. Bley 1968: 144). Die wenigsten Siedler brachten das Kapital mit, das für eine international wettbewerbsfähige, extensive Viehzucht erforderlich gewesen wäre.

Neben Beamten und Militärs bildeten Arbeiter und Handwerker zwar die größte Berufsgruppe der kolonialen Gesellschaft, zogen aber kaum Aufmerksamkeit auf sich. Angestellte in gewerblichen Betrieben wurden bis 1905 offiziell nicht zur »Bevölkerung« gezählt. Erst zum Ende deutscher Herrschaft hin begann sich allmählich die Erkenntnis durchzusetzen, dass die Mehrheit der »Weißen« im »Schutzgebiet« wirtschaftlich abhängig und nicht in der Landwirtschaft tätig war (Bley 1968: 110).

Die Abhängigkeit des durchschnittlichen deutschen Siedlers ging noch erheblich weiter. Tatsächlich war die Mehrheit der Siedler politisch nicht minder abhängig als wirtschaftlich (vgl. auch Steinmetz 2007: 21, 29ff): Der Staat war zwar in vielen Belangen schwach, nichtsdestotrotz aber präsent. Die Abhängigkeit machte einen Grundtatbestand der südwestafrikanischen Siedlerexistenz aus. Idealvorstellungen wie der ökonomisch unabhängige Farmer galten höchstens kontrafaktisch und verweisen auf eine grundlegende Spannung von Sollen und Sein, welche die durchschnittliche deutsch-namibische Biographie prägte und die »besondere Gewaltverhältnisse« (Bley 1995) mit sich brachte, die im Zusammenspiel mit weiteren Faktoren eine spezielle Dynamik der Grausamkeit entfalteten. Schließlich stand die Abhängigkeit der Siedler in scharfem Kontrast zu ihrem Herrenbewusstsein und dem vielbeschworenen Prestige ihrer angeblich überlegenen Rasse.

Manch ein Farmer, der weiter außerhalb der Städte lebte, lernte die indigenen Gruppen noch als selbständige Machtfaktoren kennen.

ausmacht (1998: 79; 1993). Zu den Normalbiographien deutscher Namibier zählt sie wie selbstverständlich ausgedehnten Landbesitz, eine Vielzahl von Angestellten, Studium und Auslandsaufenthalte; aber all das trifft tatsächlich nur auf eine kleine, beinahe als ›Aristokratie‹ zu bezeichnende Schicht von Farmern zu. Wenn Schmidt-Lauber von der realen Abhängigkeit dieser ›Herren‹ handelt, hat sie die faktische Abhängigkeit von der indigenen Arbeitskraft im Auge (vgl. insbesondere Schmidt-Lauber 1993). Allerdings ist der Siedler-Typus, mit dem sie sich ausschließlich befasst, weder mit Blick auf die koloniale Gesellschaft unter deutschen Herrschaft noch die nachkoloniale Gesellschaft Namibia repräsentativ.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Hinsichtlich der Zuweisung eines Platzes, um sich niederzulassen und Handel zu treiben – in Ermangelung des nötigen Kapitals begannen viele Farmer als Händler –, waren Farmer oft noch von dem Wohlwollen lokaler Häuptlinge und Großleute abhängig. Stunden oder Tage von der nächsten Garnison entfernt, hatten sie gelernt, diesen gegenüber vorsichtig aufzutreten, und manch einer von ihnen betrachtete den Umgang mit der lokalen Oberschicht sogar als Privileg und als Zeichen sozialen Aufstiegs (Bley 1995: 142ff, 1968: 176).

Für die in der Stadt ansässige Mehrheit der Siedler bestand indes kein Grund zu solcher Mäßigung. Die Stadt war Zentrum der kolonialen Macht und bildete einen eigenen Erfahrungsraum von Herrschaft (Trotha 1999b: 99). Zwar lebten und arbeiteten dort auch zahlreiche Indigene, aber isoliert von ihren jeweiligen Gemeinschaften und in abhängigen, untergeordneten Positionen in weißen Diensten. Dies prägte das Bild, das sich die weißen ›Städter‹ von den Kolonisierten resp. von deren Stärke machten, und erklärt die Verwunderung, mit welcher der verbissene Widerstand registriert wurde, den die Herero den deutschen Truppen 1904 leisteten. Dass die weißen ›Städter‹ die Macht der autochthonen Gruppen leichtfertig unterschätzten, bestärkte sie in ihrem Drängen auf Eskalation. Da sie in aller Regel noch ihres Aufstiegs harrten und sich das für den Farmbetrieb benötigte Kapital erst noch in unselbständiger Arbeit verdienen mussten, war ihnen kaum an guten Beziehungen zu den autochthonen Gruppen gelegen. Die »abhängigen Herren« in der Stadt waren es, die besonders auf die Eskalation drängten – und sie mit allen Mitteln betrieben. Je weniger die Siedler dem Ideal des unabhängigen Farmers entsprachen, desto eher neigten sie zu gewaltsamen Lösungen. Und auch innerhalb der Stadt hatte der Staat alle Mühe, seinen Dominanzanspruch durchzusetzen: Das mitunter erhebliche Maß an Gewaltbereitschaft der weißen zivilen Bevölkerung stellte ihn auf eine schwere Probe.[21]

21 Angesichts dieses Umstandes mag erstaunen, dass die Stadt *vorderhand* einen Ort urbaner und ziviler Kultur darstellte. Innerhalb weniger Jahre hatte sich Windhoek so entwickelt, dass sie mit einer deutschen Provinzkleinstadt zu vergleichen war. Die Bevölkerung war keineswegs sozial so homogen wie in den Hauptstädten anderer Kolonien (Trotha 1999b: 108). Die Geselligkeit war von einem ausgesprochenen »Kastengeist« bestimmt und nach sozialen Hierarchien gegliedert (Eckenbrecher 1940: 91). Nicht weniger bemerkenswert ist der Umstand, dass die ansässige Siedlerschaft Formen des Zivilgesellschaftlichen wie Vereine und Zeitungen ausbildete, durch die sie Druck auf die Politik ausüben, gegen Bevormundung und Willkür durch die Obrigkeit aufbegehren und der Forderung nach Demokratisierung der Herrschaft Nachdruck verleihen konnte.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Weiße Despoten

Je stärker die »abhängigen Herren« in den Sog der Metropole gerieten und sich fremdbestimmt fühlten, desto vermessener wurden ihre Forderungen. Durch den Aufstand rückte das Schutzgebiet in den Fokus der reichsdeutschen Öffentlichkeit. Immer neue Truppen strömten ins Land, so dass sich die Truppenstärke binnen eines Jahres gegenüber Friedenszeiten verzwanzigfachte. Spätestens seit Leutweins Abschied Ende 1904 stand das Land unter einem Militärdiktator, der sich nur dem Kaiser verantwortlich fühlte. Mit den Truppen strömten tausende Arbeiter und Transportkräfte ins Land, und die drohende Überfremdung beunruhigte die Siedlerschaft zutiefst.[22] Die Siedler waren sich zwar im Klaren darüber, dass der Zugang neuer Arbeitskräfte unvermeidbar war, aber sie fürchteten unliebsame »Elemente«[23] und wähnten sich nicht mehr sicher.[24] Für sie stellten die Kriegsjahre allerdings nicht nur eine Zeit der Überfremdung, sondern einer schwer zu ertragenden Fremdbestimmung dar. So machten sie auch keinen Hehl daraus, wie wenig sie bereit waren, sich den Befehlen landesfremder Offiziere zu beugen. In der *Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung* hieß es beispielsweise:

> »Aber für die Beurteilung der hiesigen Verhältnisse mag, wer fünf, zehn, zwölf Jahre im Lande gelebt hat, sein Urteil dem jetzt ja maßgebenden Urteile der hier fremden Herren doch nicht so ohne weiteres unterwerfen und das enthält den Keim für eine gewisse Spannung.«[25]

Der Unmut der Bevölkerung richtete sich in erster Linie gegen die Offiziere, wohl auch deswegen, weil diese in aller Regel aus höheren gesellschaftlichen Schichten als die Siedler stammten und diese ihre Überlegenheit oft genug hervorkehrten. Vor allem aber bestanden die Offiziere auf die Unterordnungsverhältnisse zwischen Zivil und Militär, wie in der Metropole selbstverständlich waren. Nach den Beobachtungen des zwischenzeitlichen Ansiedlungskommissars Paul Rohrbach

22 Die Angst richtete sich keineswegs nur gegen »farbige« Arbeitskräfte, die in der Hauptsache aus der Kapkolonie angeworben wurden. Die Ankunft italienischer Bahnarbeiter hatte für großen Unmut gesorgt und war sofort auf Widerstand seitens der lokalen Bevölkerung gestoßen (z.B. »Eingesandt«, in: *DSWAZ* vom 15.3.1904, S. 3). Der Typus des Fremden steht wie kaum ein anderer für die Großstadt; an den Vorbehalten gegenüber Fremden lässt sich noch einmal ablesen, wie wenig urban die Siedlergesellschaft war, selbst wenn sie sich zu großen Teilen in Städten konzentrierte.

23 »Nötige Reformen«, in: *DSWAZ* vom 25.10.1905, S. 1.

24 »Aus Swakopmund«, in: *DSWAZ* vom 8.11.1905, S. 2.

25 »Aus dem Schutzgebiet«, in: *DSWAZ* vom 1.3.1905, S. 1.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

betrachteten die Offiziere »die Ansiedler […] im großen und ganzen [als] ›Pack‹«.[26]

In Südwest war ein solcher Dünkel verpönt. Die koloniale Situation warf ihren Schatten auch auf die Binnenbeziehungen der kolonialen Gesellschaft. Wenn Aspekte wie Nationalität, Schicht- und Klassenzugehörigkeit oder Konfession,[27] die in der metropolitanen Gesellschaft im alltäglichen Verkehr schier unüberwindbare Barrieren darstellen konnten, in der Kolonie nicht mehr so sehr ins Gewicht fielen und die Siedlergesellschaft in bestimmten Hinsichten als vergleichsweise egalitär erscheinen mochte, lag dies vor allem daran, dass der Gegensatz der »Rasse« und Hautfarbe den kolonialen Alltag in einer so grundlegenden Weise prägte, dass er alle anderen Unterscheidungen zurücktreten ließ.[28] Partha Chatterjees (1993: 16–34) Konzept der »rule of difference« etwa hält die grundsätzliche Abwertung und Schlechterstellung der »Eingeborenen« als ein Strukturmerkmal des modernen Kolonialismus fest, in Südwestafrika aber geriet diese Differenz zur regelrechten Obsession. Unermüdlich erklärten die Siedler, dass der Gegensatz der »Rasse« vor Ort eine ganz andere Bedeutung als in der Heimat besaß und in seiner Schärfe mit keinem dort bekannten Konflikt zu vergleichen war, nicht einmal mit dem »Klassenkampf«.[29] Die neu aus dem Reich eingetroffenen Offiziere standen generell im Verdacht, die Tragweite dieses Problems nicht recht zu erfassen.[30]

Kaum ein Vorfall illustriert die Spannungen zwischen Siedlern und Offizieren besser als die folgende Episode, die sich im Jahre 1905 ereignete

26 Rohrbach an Stübel, 6.2.1905, Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, Nachlass Stübel Nr. 10, Bl. 24, zit. n. Zollmann 2011.

27 Angesichts der Schaffung eines neuen »weißen« Friedhofs in Omaruru 1906 wurde darauf hingewiesen, dass im Schutzgebiet die »Zugehörigkeit zur superioren weißen Rasse« die »weiße« Bevölkerung in einem Maße verbinde, dass der Frage nach der konfessionellen Spaltung keinerlei Bedeutung mehr zukomme (»Aus dem Schutzgebiet. Aus Omaruru«, in: *DSWAZ* vom 12.9.1906, S.1).

28 Zur ›dunklen Seite‹ der demokratischen Tendenzen in Siedlergesellschaften vgl. Häussler/Trotha 2012b.

29 »Die farbige Gefahr«, in: *DSWAZ* vom 28.2.1906, S.1.

30 Der Unmut der Siedler richtete sich somit auch etwa nicht gegen die Militärs als solche, deren Pragmatismus sie im Gegenteil durchaus zu schätzen wussten, sondern gegen die Offiziere aus der Heimat, die sich der Metropole und ihrer Militärkultur verpflichtet fühlten und wie selbstverständlich auf Unterordnungsverhältnisse bestanden, die zu den Imperativen kolonialer Herrschaft, wie die Eingesessenen sie verstanden und praktizierten, querstanden. Manch ein Siedler zog die Militärs den juristisch geschulten Vertretern der Zivilverwaltung vor und beschwor gar die »Gefahr des Assessorismus« (*DSWAZ* vom 5.1.1904, S. 2). In Teilen der Siedlergesellschaft

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und die weiße Bevölkerung in Südwestafrika noch lange Zeit beschäftigen sollte. Ein Offizier hörte zufällig mit an, wie ein weißer Arbeiter öffentlich auf den Kaiser schimpfte. Sogleich befahl er einem »Farbigen«, einen »Schambock«, d.h. eine Peitsche aus Nilpferdleder, die üblicherweise für Prügelstrafen eingesetzt wurde, herbeizuschaffen und dem Missetäter an Ort und Stelle Prügel zu verabreichen, was auch geschah. Anschließend wurde der weiße Arbeiter außerdem wegen Majestätsbeleidigung angeklagt und zu zwei Monaten Haft verurteilt.

Am meisten empörten sich die Siedler darüber, dass der Offizier einen »Farbigen« ermächtigt hatte, einen Weißen zu schlagen, und zwar »auf offener Straße, bei hellem Tag«. Der *Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung* verschlug der Vorfall die Sprache: »Und dies während wir in einem Rassenkriege stehen. Was soll man dazu sagen?!«[31] Vollends die Tatsache, dass das Gericht die Vorgehensweise des Offiziers auch noch billigte, sorgte für Entsetzen. Monate später beschäftigte der Fall die örtliche Bevölkerung immer noch. Die *Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* schrieb am 6. September 1905, dem betreffenden Offizier müsse klar gemacht werden, dass sein Handeln eine »Versündigung[...] gegen die Rassensolidarität« darstelle,[32] da schließlich gelte:

> »Auch der verworfenste Weiße soll nicht auf Befehl eines Weißen dem Schambock eines Schwarzen überliefert werden. Solche Vorfälle stiften für das Prestige der weißen Rasse unendlich größeren Schaden, als die meisten in der Heimat auch nur entfernt ahnen.«[33]

Wenn der Missetäter Soldat gewesen wäre und Uniform getragen hätte, mutmaßt der ungenannt bleibende Verfasser des Artikels weiter, wäre

galt der »Assessorismus« als »gründlich diskreditiert [...]« (»Aus heimischen Blättern«, in: *DSWAZ* vom 13.7.1904, S. 2).

31 »Aus Swakopmund«, in: *DSWAZ* vom 5.7.1905, S. 1.

32 Aus Deutschland«, in: *DSWAZ* vom 6.9.1905, 2. Beilage. Umgekehrt warf man den Militärs von Siedlerseite aus vor, die »farbigen« Arbeiter in Truppendiensten »verwöhnt und falsch behandelt« zu haben (»Aus Windhuk«, in: DSWAZ vom 21.9.1904, S. 2). Wie grausam mit dem Personal tatsächlich umgegangen wurde, belegen Akten der Regierung der Kapkolonie; aus Sicht der Siedler war diese Behandlung freilich immer noch zu gut. Ein exemplarischer Fall mag dies verdeutlichen: Der Frachtfahrer James war auf einem Transport erkrankt; als er zurückblieb, wurde er laut Zeugen kurzerhand von einem Soldaten erschossen. Das Auswärtige bestritt in seinem Schreiben vom 21.4.1906 den Vorwurf nicht, sondern bestätigte, dass der betreffende Soldat am 16.12.1904 in dieser Sache verurteilt worden sei – zu sieben Wochen Haft (KAB GH 35/157: »Treatment of Natives in G.S.W.A. 1905«, »Ill-Treatment of 3 Natives in G.S.W.A. 1905–1906«).

33 Ebd.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dieser zunächst abgeführt worden, um ihm und seinem Stand die Demütigung einer öffentlich vollzogenen Strafe zu ersparen. »Wovor den Soldaten aber die Uniform schützte, davor muss hier jeden Weißen schlechthin die weiße Hautfarbe schützen«, lautet die abschließende Forderung.[34]

So versäumte der Ansiedler und Autor Conrad Rust, der offenbar noch als ein vergleichsweise besonnener und gemäßigter Zeitgenosse galt (Bley 1968: 284), in seinem Bericht über den Krieg gegen die Herero (Rust 1905) nicht, Maßnahmen des Generals Lothar von Trotha anzuprangern, die sich angeblich allzu leichtfertig über die rassen- und damit herrschaftspolitischen Erfordernisse vor Ort hinwegsetzten. Dazu zählte der Zwang zum »Frontmachen« gegenüber militärischen Vorgesetzten, den Trotha wieder eingeführt hatte, da das ehrerbietige Salutieren den »Weißen« vor den anwesenden »Eingeborenen« angeblich herabsetzte (Rust 1905: 401f.). Dazu zählte auch, dass Strafen an Weißen öffentlich vollzogen wurden, wie auch die angeblich (für die betroffenen Weißen!) erniedrigende und demütigende Praxis, dass afrikanische Vergewaltigungsopfer die Reihen abschreiten sollten, um unter den angetretenen Weißen die Täter zu identifizieren (ebd.: 403f.). Kurzum: Alles war zu unterlassen, was dazu angetan schien, einen Weißen in den Augen von Indigenen herabzusetzen und das »Prestige der weißen Rasse« zu beschädigen,[35] gleichviel wen und mit welcher Berechtigung dies auch getroffen hätte. Zunächst einmal besaß die »Rassensolidarität« unbedingten Vorrang.

Die Siedler störten sich vor allem daran, dass Weiße *öffentlich* herabgesetzt wurden, aber nicht nur. Oft genug nahmen sie auch daran Anstoß, überhaupt von der Obrigkeit zur Verantwortung gezogen zu werden, wenn es um den Umgang mit »Eingeborenen« ging. In solchen Zusammenhängen forderten die Siedler ein Recht ein, das einem Recht auf Willkür gleichkam. Ihre Wortführer perhorreszierten alle Sanktionen durch die Obrigkeit und reklamierten somit der Sache nach die Unantastbarkeit der persönlichen Willkür jedes Weißen, die als integraler Bestandteil des weißen Herrenanspruchs angesehen wurde. Wer ein rechter Herr war, durfte in seinem Handeln keinen Normen unterworfen sein. Zwar wurde mitunter angemahnt, dass der Weiße seine sittliche »Überlegenheit« über die »Eingeborenen« nicht vergessen und letzteren gegenüber nicht alle Verhaltensnormen fahren lassen solle; aber im selben Atemzug wurde betont, dass alle Maßregeln nur um »unseretwillen« getroffen seien und keinesfalls zu Hindernissen werden dürften.[36] In die gleiche Kerbe schlug ein weiterer Beitrag der *Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung*, der einerseits Wert darauf legte, keinesfalls

34 Ebd.
35 »Aus Deutschland«, in: *DSWAZ* vom 6.9.1905, 2. Beilage.
36 »Kamerun und Natal«, in: *DSWAZ* vom 25.4.1906, 1. Beilage.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

einem Zustand der Willkür das Wort reden und die »Eingeborenen« einer »harten und rohen Behandlung« preisgeben zu wollen, der andererseits aber auch wieder unterstrich, dass letztlich nur das Eigeninteresse der Kolonisatoren ausschlaggebend sein und den Grund einer etwaigen Mäßigung darstellen könne.[37] Anders gesagt, jede Mäßigung sollte in das Ermessen des einzelnen Siedlers gestellt sein; keinesfalls durfte sie über dessen Kopf hinweg durch den Staat erzwungen werden. Da die koloniale Landnahme eine »Vergewaltigung« war, galt bis auf weiteres nur Macht als Recht und blieb jeder Gedanke daran illusorisch, in der Kolonie einen ähnlichen Zustand der Rechtlichkeit wie in Europa herstellen zu wollen.[38]

Diese Forderung der Siedler, Chaterjees Konzept der »rule of difference« gleichsam auf die Spitze treibend,[39] läuft auf eine despotische Herrschaft der weißen Erobererschicht hinaus; *despotisch* ist sie deshalb zu nennen, weil der Willkür des Einzelnen keine Grenzen gesetzt sein sollten, und eine *Herrschaft der weißen Erobererschicht*, weil prinzipiell alle Mitglieder der kolonialen Gesellschaft Herren sein sollten. Diese Ordnung schließt eine Privatisierung der Gewalt und kehrseitig die Aufweichung des staatlichen Gewaltmonopols ein.

Ausgerechnet ein Offizier, der erst im Frühjahr 1904 nach DSW gelangt war, verlieh den Forderungen der Siedler beredt Ausdruck. In seinem Tagebuch notiert Oberleutnant Stuhlmann:

37 Arbeiter, die schlecht behandelt würden, seien auch weniger produktiv, lautet das Argument. Der Grund zu einer etwaigen Mäßigung im Umgang mit den Arbeitern durfte somit einzig aus dem Eigeninteresse des Arbeitgebers hervorgehen; ethische Verpflichtungen und bindende Normen gegenüber den Arbeitern wurden aber nicht gesehen (»Mutterland und Kolonie«, II., in: *DSWAZ* vom 9.5.1906, S. 1).

38 »Zur augenblicklichen Lage«, in: *DSWAZ* vom 5.1.1904, S. 1.

39 Durch die Logik des Siedlerkolonialismus, der eben vorsah, sich das Land und seine Reichtümer auf Kosten der autochthonen Bevölkerung – wenn nötig auch gewaltsam – anzueignen, verschärfte sich diese Asymmetrie. Der Umstand, dass die Siedler nur ins Land kamen, um ihre eigene wirtschaftliche Lage zu verbessern, bedeutet kehrseitig für die »Eingeborenen«, dass jegliche sonst geläufige Überhöhung der kolonialen Landnahme etwa als »Zivilisierungsmission« ausschied und die Lage der »Eingeborenen« gleichgültig war (»Zur Eingeborenenfrage, I.«, in: *DSWAZ* vom 22.9.1906, No. 50, S. 1). Letztere kamen allenfalls noch als Ressource in den Blick, also ausschließlich als Mittel, keinesfalls aber als »Zweck an sich selbst«. Rücksicht auf sie brauchte nicht genommen werden, umso weniger dann, wenn solche Rücksichtnahme bedeutete, den eigenen Interessen entgegenzuhandeln. Was zu tun richtig war, war dasjenige, was im Interesse der Weißen und ihrer Expansion lag (»Mutterland und Kolonie«, in: *DSWAZ* vom 2.5.1906, No. 18, S. 1).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

»[…] [D]er farbige Eingeborene muss vor dem weißen Herren ein Gefühl derartiger Überlegenheit besitzen, daß er ihn mehr als seinen Gott fürchtet. Nur so bleibt es möglich, daß ungeschützte Weiße Eingeborene beherrschen, die ihnen an Zahl unendlich überlegen sind.«[40]

Stuhlmann spricht ein fundamentales Herrschaftsproblem an, das bereits David Hume in seiner Schrift »Über die ursprünglichen Prinzipien der Regierung« beschäftigte: Wie es den Wenigen gelingen kann, die Vielen zu beherrschen. Stuhlmanns Rede von der Gottgleichheit der »weißen Herren« verdeutlicht die Asymmetrie, die der Antagonismus von Herrschern und Beherrschten in der kolonialen Situation annimmt. In Parenthese gesagt, wollte die entsprechende Reputation erst erworben sein, und dies geschah in aller Regel dadurch, dass die »weißen Herren« als mächtige und strafende Wesen auftraten.[41] In dem gegenwärtigen Kontext interessiert allerdings vor allem die Frage, was aus Sicht der »Herren« zu tun, oder besser: zu unterlassen, war, um diese Reputation zu bewahren. Es erschien notwendig, jedem Weißen gegenüber, wer es auch war, alles zu unterlassen, was dazu angetan schien, diesen – und damit: seine »Rasse«[42] – zu ›entzaubern‹ und den Glauben der »Eingeborenen« in dessen gottgleiche Überlegenheit zu erschüttern. Deswegen musste alles vermieden werden, was geeignet erschien, einen Weißen in den Augen der »Eingeborenen« herabzusetzen. Für die Siedler in DSW schloss dies ein, dass ihnen ihr vermeintes Recht auf Willkür nicht streitig zu machen war, und dass sie in ihrem Umgang mit den Indigenen keinen Normen unterworfen sein dürften. Dieses ›Recht‹, das sich die Siedler herausnahmen, stand quer zu den Ansprüchen des Staates, der auf das Gewaltmonopol bestand, ja dementierte und unterminierte diese Ansprüche auf eklatanteste Weise. Keine der Regierungen, gleichviel wie siedlerfreundlich sie sich gerieren mochte, rückte in dieser Beziehung von dem Anspruch obrigkeitlicher Dominanz ab: weder Leutwein, noch der Militärdiktator Trotha, noch der Zivilgouverneur Lindequist. Dies sorgte dafür, dass die Spannung zwischen den legitimen und vermeinten Herren auch über den Krieg hinaus erhalten blieb – und damit, da die Siedler es nicht nur bei Worten beließen, auch die Gewalt »von unten«.

40 NAN, Private Accessions A.0109, S.196.

41 Zur konstitutiven Rolle des Massakers in (kolonialen) Staatbildungsprozessen vgl. Trotha 1994: 37ff.

42 Wie die »Eingeborenen« in den Schilderungen – und wohl auch in der Wahrnehmung – der Kolonialherren meist kein individuelles Gesicht und keinen Namen besitzen, sondern gleichsam als bloße Exemplare unter ihre »Rasse« subsumiert erscheinen, begreift dasselbe Denken umgekehrt auch jeden Weißen ohne Ansehen der Person zunächst einmal als Repräsentanten seiner »Rasse«; zugleich besteht eine Form von Sippenhaft: Was diesem einen getan wird, wird allen getan oder fällt auf sie zurück.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Entfesselung der Gewalt

Vor dem Aufstand hatte die grundsätzliche Ausrichtung der Kolonial- oder Siedlungspolitik immer wieder zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen der Regierung und der Siedlerschaft geführt. Nur wenige Tage vor dem Aufstandsausbruch brachte die *Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* den bereits eingangs erwähnten Artikel Schlettweins, welcher der Auffassung so vieler Siedler Nachdruck verlieh.[43]

Schlettwein stellt sofort klar, dass die weiße Bevölkerung im Schutzgebiet »gewissen Anschauungen und Maßnahmen der Regierung kein Verständnis entgegenbringen«, ja darüber eigentlich nur noch den »Kopf schütteln« könne. Dabei hat er besonders die »schwache Stellung« der Regierung den »Eingeborenen« gegenüber im Sinn, die er auf den Einfluss »fanatischer Missionsfreunde« und unkundiger »Idealisten« zurückführt. Er sieht eine »Humanitätsduselei« am Werk, welche die Verhältnisse in der Kolonie auf den Kopf zu stellen droht:

> »Oder kolonisiert Deutschland wirklich nur, um den Eingeborenen Afrikas die Segnungen der Zivilisation zu bringen, und betrachtet man den im Erwerbsleben stehenden Privatmann nur als Mittel zum Zweck, als Kulturdünger?«

Der Umstand, dass sich Schlettwein an dieser Stelle einer rhetorischen Frage bedient, macht deutlich, dass er ungeachtet aller bestehenden Differenzen davon ausgeht, dass allgemein – von »Idealisten« und »Fanatikern« vielleicht einmal abgesehen – Einigkeit darüber bestehe, wer den »Zweck« und wer den »Kulturdünger« der Kolonisierung zu bilden habe. Er sieht das Problem gewissermaßen darin liegen, dass die Verantwortlichen gelegentlich vergessen, wo die Prioritäten liegen, und ruft ihnen in Erinnerung, ›was Sache ist‹: »Kolonisieren ist und bleibt eine Härte, eine Vergewaltigung, indem der eingesessenen eingeborenen Bevölkerung ihr Land und Besitz genommen wird […].« Warum sich die Regierung dennoch so verhalte, als gelte es, die »Eingeborenen« vor den weißen »Blutsauger[n]« zu beschützen, ist ihm ebenso unerfindlich wie ihr Bestreben, »unzivilisierte, rohe Völker durch Güte und Geschenke zur Treue und Unterwürfigkeit [zu] zwingen«, da nur »[e]nergisches Niederdrücken [und] exemplarisches Bestrafen« dem »farbigen Afrikaner« imponiere.

Aus Schlettweins Sicht hätte die Kolonie längst »unterworfen sein können, sodass kein Eingeborener mehr an Dinge zu denken gewagt hätte, wie wir sie im Norden wie Süden erlebt haben und erleben«; man habe zwar immer wieder »Siege« errungen, diese aber nicht zu

43 Schlettwein, »Zur augenblicklichen Lage«, in: *DSWAZ* vom 5.1.1904, S.2.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Totalsiegen ausgeweitet, das bedeutet, die autochthonen Gruppen nicht endgültig niedergeworfen, entwaffnet und gegebenenfalls den eigenen wirtschaftlichen Interessen dienstbar gemacht. Stattdessen hatte man nun immer noch mit »mehr denn minderwertigen Eingeborenen« unter Waffen zu tun, die eine »direkte Gefahr« für die weiße Bevölkerung darstellten. Schlettwein schloss mit der Forderung nach mehr Truppen und radikalen Kriegszielen, kurzum: mit dem Ruf nach Krieg und mehr Gewalt.

Schlettweins Artikel erschien kurz vor dem Aufstandsausbruch und artikulierte Befürchtungen, die sich nur wenige Tage später bewahrheiten sollten. Seine Worte mögen rückblickend prophetisch anmuten: Allerdings dürfte es sich dabei eher um selbsterfüllende Prophezeiungen gehandelt haben, an deren Eintreten die Siedler nicht unbeteiligt gewesen waren. Die Siedler redeten der Gewalt das Wort, während die Regierung versuchte, Beutegier und Expansionsstreben der Siedler Zügel anzulegen und gewaltsame Konflikte mit den autochthonen Gruppen zu vermeiden. Mit Zeitungen wie den *Windhuker Nachrichten* (bis 1904 noch *Nachrichten des Bezirks-Vereins Windhuk*) oder der *Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung* hatte sich die Siedlerschaft Sprachrohre geschaffen, die es ihr ermöglichten, ihre bisweilen scharf oppositionelle Haltung gegenüber der offiziellen Politik und ihren Organen zu artikulieren. Aber wie anderweitig bereits dargelegt (Häussler/Trotha 2012b), handelte es sich *nur scheinbar* um Ausdrucksformen des Zivilgesellschaftlichen. Zwar glichen sie diesen insofern, als auch sie Formen freien bürgerschaftlichen Engagements waren, welche die offizielle Politik kritisch verfolgten, diese zu beeinflussen suchten und dabei immer wieder Topoi wie Demokratisierung oder Rechtsstaatlichkeit bemühten. Allerdings blieben solche Forderungen charakteristischerweise immer nur auf die Mitglieder der weißen Eroberschicht beschränkt, während im Umgang mit den »Eingeborenen« alle Rechtlichkeit suspendiert sein sollte. Dass die Siedler-Zeitungen immer wieder zu Krieg und Gewalt aufriefen, unterstreicht, wie wenig die Siedlerschaft als Zivilgesellschaft zu betrachten ist, und dies umso weniger, wenn man berücksichtigt, dass die Siedler es nicht nur bei Worten beließen, sondern selbst zur Gewalt schritten.

Die Rinderpest von 1896/7 bildete eine wichtige Zäsur in dem Besiedlungsprozess Südwestafrikas. Die Viehseuche raffte große Teile des autochthonen Viehbestandes dahin. Manch ein Chief soll dabei über 90% seines Bestandes verloren haben (Drechsler 1966: 119). Dies führte zu einer zwischenzeitlichen Verschiebung der Machtverhältnisse. Hatte der außerordentliche Rinderreichtum der Herero dafür gesorgt, dass die kapitalintensive Viehzucht wenig profitabel gewesen war, veränderte die Seuche die Lage. Viele Herero verloren ihre Lebensgrundlage, und ihre Häuptlinge sowie Großleute waren nicht mehr imstande, sie in dieser schweren Zeit zu unterstützen (Gewald 1999: 139). So blieb oft nur der

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Weg in die Lohnarbeit bei weißen Dienstherren (Bley 1968: 168). Angesichts dieser für die Weißen günstigen Entwicklung entschied sich manch ein Auswanderer, sein Glück in Südwest zu versuchen. Innerhalb weniger Jahre verdoppelte sich die Zahl der Siedler (ebd.: 176f.). Aber auch die Haltung die Neuankömmlinge wandelte sich. Die zahlenmäßig und wirtschaftlich erstarkten Weißen kehrten im Umgang mit der autochthonen Bevölkerung zunehmend einen ausgeprägten »Herrenmenschen«-Gestus hervor (Kaulich 2001: 247). Leutwein wies die vorgesetzten Stellen in Berlin wiederholt darauf hin, »daß mit zunehmender Zahl der Weißen im Schutzgebiet das Verhältnis zwischen Weißen und den Eingeborenen sich fortgesetzt verschlechtert hat«.[44]

Die koloniale Eroberung wird häufig als ein *gewaltsames Eindringen* in eine fremde Lebenswelt gefasst. Wolfram Hartmann (2007: 39) hat eindrucksvoll gezeigt, dass dieses Bild insofern besonders passend ist, als die deutsche Landnahme in Südwest über ihre gesamte Dauer hinweg von einem »highly predatory sexual behavior« der weißen Männer geprägt war. Sexuelle Gewalt gegen indigene Frauen war alltäglich, ja galt als normal (ebd.: 65, 67 [Anm. 98]). Was sich im Laufe der Zeit änderte, war vor allem der Umstand, dass in zunehmendem Maße auch Mitglieder angesehener Familien zu Opfern wurden.[45] Dies entspricht auch ganz der Logik des Rassismus, der keine »feinen Unterschiede« zulässt und keine Individuen kennt, sondern Gattungsexemplare, die im Prinzip austauschbar sind und denen jegliche soziale Besonderung verweigert wird. Warum sollte ein Siedler sich die Mühe machen (und wie sollte es ihm auch gelingen?), zwischen ›gemeinen‹ Herero und Mitgliedern angesehener Familien zu unterscheiden, wenn er in ihnen immer nur »Kaffer« erblickte? Das Leben von Indigenen war in so grundsätzlicher Weise entwertet, dass man ihnen alles antun konnte.[46] Deshalb erstaunt es kaum, dass irgendwann die letzten Schranken fielen.

44 Leutwein an die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, 14.3.1904, BArch. R1001/2114, Bl. 106.

45 Die ausufernde sexuelle Gewalt war vormals ein Kriegsgrund und war es möglicherweise auch im Januar 1904, wie Hartmann zeigt. Es finden sich in den zeitgenössischen Darstellungen zahlreiche Hinweise darauf, dass die Übergriffe deutscher Soldaten und Siedler einen gewichtigen Grund für den bewaffneten Widerstand darstellten (Hartmann 2007: 65).

46 Wulf D. Hund (2006: 122) spricht in diesem Zusammenhang von einer »Auflösung aller gesellschaftlichen Unterschiede zwischen denen, die rassistischer Diskriminierung unterworfen werden«: »[Diese] sind nicht länger von einfacher oder vornehmer Herkunft, keine anständigen Frauen oder richtigen Männer, keine hilflosen Kinder oder würdigen Alten mehr, sondern gleichgemachte Repräsentanten einer angeblich natürlichen Unmittelbarkeit. […] [D]er ihnen bereitete soziale Tod erlaubt es, sie als primitive und unzivilisierte Wesen zu begreifen und zu behandeln.«

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Zunahme der Gewalt betraf alle Lebensbereiche.[47] Trutz von Trotha (1995: 535) geht davon aus, dass die Intensivierung des Zusammenlebens von weißer und schwarzer Bevölkerung auch zur Intensivierung der Gewalt führte, weil es für die Weißen nunmehr klarzustellen galt, wer fortan Herr und wer Knecht in der Kolonie sein sollte. Diese Erklärung reicht allerdings nicht aus.

Der Rassismus, der zunehmend alle Interaktionen prägte, war die Folge dessen, was die Siedler – teilweise zu Recht, teilweise zu Unrecht – als eine Umkehrung der Machtverhältnisse in der Kolonie deuteten. Auch wenn die absoluten Zahlen im Verhältnis zur Fläche des Schutzgebietes beinahe verschwindend gering blieben, war der relative Zuwachs der deutschen Bevölkerung um die Jahrhundertwende beträchtlich: Ihre Machtbasis weitete sich also tatsächlich aus. Das Zusammenleben wurde vor allem dadurch enger, dass sich immer mehr infolge der Rinderpest verarmte Herero bei der weißen Bevölkerung als Domestiken, Arbeiter oder Hirten andienten. Viele der Neuankömmlinge lernten so die »Eingeborenen« nicht mehr als eigenständigen Machtfaktor kennen (vgl. Bley 1968: 183), saßen dabei allerdings einer Täuschung auf, da die durch die Viehseuche eingetretenen Verhältnisse nicht von Dauer waren und sich die Herero-Gesellschaft alsbald wieder von den Auswirkungen der Rinderpest erholte.

Dass der Rassismus der Siedler immer aggressiver wurde und schließlich alle Lebensbereiche erfasste, verschärfte sich infolge der vermeinten Umkehrung der Machtverhältnisse. Auch falsche Annahmen können reale Folgen zeitigen. Weil sich die Eindringlinge immer stärker wähnten und für die eigentlichen Herren im Lande hielten, brachten sie für die vermeintlich unterlegenen Herero nur noch Verachtung auf, nahmen sie sich im Umgang mit diesen immer mehr heraus und ließen schließlich alle Skrupel fahren. Auch hier zeigt sich, dass strukturelle Machtverhältnisse ein zentrales Element rassistischer Konstruktionen sind (Hund 2007: 24).

Ein weiterer Sachverhalt kommt hinzu. Wie Helmut Bley (1995: 142) gezeigt hat, spielten für die sich wandelnden Gewaltverhältnisse in DSW außerdem die Umstände eine Rolle, unter denen die Siedler Deutschland verlassen hatten. Während die ersten Siedler aufgebrochen waren, um in Übersee ihr Glück zu suchen, und dabei am Aufstieg orientiert waren, waren die Siedler, die sich ab der Jahrhundertwende aufgemacht hatten, vor der drohenden Proletarisierung im Deutschen Reich geflohen.[48]

47 In Südwestafrika hat sich allein zwischen dem Berichtsjahr 1901/1902 und dem Ausbruch der Kriege 1904 die Zahl der verhängten Prügelstrafen verdoppelt (Müller 1962: 112), dann brachen die Ziffern ein, in erster Linie wohl deswegen, weil Kontakte zahlenmäßig abnahmen. Nach dem Krieg nimmt die Rate ihr Wachstum wieder auf.

48 Die zahlreichen verkrachten und devianten Existenzen, die es außerdem in die Kolonien verschlug, seien nur am Rande erwähnt. Dass sich die Weißen in so großer Zahl nicht als die »moralisch höher stehende Rasse« gezeigt

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Furcht, welche die Siedler aus dem Reich mitbrachten, und ihr geschärftes Konkurrenzdenken bestimmten ihr Auftreten gegenüber der autochthonen Bevölkerung zweifellos mit – das teilweise kriminelle Geschäftsgebaren der fahrenden Händler war berüchtigt. Vor allem aber disponierte diese Furcht vor dem Abstieg die Neuankömmlinge in besonderer Weise, sich in den Rassismus zu flüchten. Max Weber (1990: 239) erkannte, dass die »ethnische Ehre« eine spezifische »Massenehre« darstellt, »weil sie jedem, der der subjektiv geglaubten Abstammungsgemeinschaft angehört, zugänglich ist«. Wie dem »poor white trash« in den amerikanischen Südstaaten, den Weber als Beispiel anführt, spendete die »Deklassierung der Schwarzen« auch den elendsten Deutschen in Südwest ein Minimum »soziale[r] ›Ehre‹« (ebd.).

Auch dem langjährigen Gouverneur Leutwein war nicht entgangen, dass sich die Spannungen zwischen weißer und autochthoner Bevölkerung über die Jahre verschärft hatten. In einer Stellungnahme bezüglich der Aufstandsgründe weist Leutwein darauf hin, dass in den vorangehenden Jahren mindestens sechs Fälle vorgekommen waren, in denen Weiße ohne erkennbaren Grund Herero »einfach über den Haufen geschossen« hatten; für die Weißen hatte es sich schlichtweg, so Leutwein, um einen »Kampf gegen eine minderwertige Rasse« gehandelt, zu dessen Behuf sie schließlich auch zu »Mord und Totschlag« gegriffen hatten.[49] Dies belegt eindrucksvoll, dass die Siedler kaum mehr vor etwas zurückschreckten. Am Vorabend des Krieges 1904 war die Situation der Herero drückend. In den Erinnerungen sticht die Allgegenwart von Prügeln und anderer Misshandlungen hervor, die unkontrolliert wucherten. Bei der Vernehmung durch britische Behörden gab Abraham Kaffer rückblickend an:

> »We have never been able to understand the German ›Government‹ […] because every German officer, sergeant, and soldier, every German policeman and every German farmer seemed to be the ›Government‹. By this we mean that every German farmer seemed to be able to do towards us just what he pleased, and to make his own laws, and he never got punished. The police and the soldiers might flog us and ill-treat us, the farmers might do as they pleased towards us and our wives, the soldiers might molest and even rape our women and young girls, and no one was punished.«[50]

und ihre Macht missbraucht hätten, führte Leutwein auf die negative koloniale Selektion zurück, die mit Praxis des »Abschiebens ungeeigneter Elemente aus der Heimat in das Schutzgebiet« einherging (Leutwein an Kolonialabteilung, 17. Mai 1904, BArch., R1001/2115, Bl. 64).

49 Schreiben Leutwein an Kolonialabteilung, 16.2.1904, NAN ZBU, D.IV.l.2: Herero-Aufstand 1904. Feldzug; Politisches. Bd. 4: Oktober 1904–Dezember 1905, Bl. 5.

50 Zit. n. Gewald/Silvester 2003: 159.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Diese Aussage unterstreicht nicht nur die Häufigkeit von Misshandlungen, sondern weist auch darauf hin, wie weit die Aufweichung des Gewaltmonopols bereits vorangeschritten war. Aus Sicht der Ansiedler mochte der Staat im Alltag zu präsent sein und einseitig zugunsten der »Eingeborenen« eingreifen, aus Sicht der Afrikaner jedoch war der Staat gar nicht mehr auszumachen, und dies lag an der fortgeschrittenen Privatisierung der Gewalt.

Obgleich den Weißen im Umgang mit Indigenen nicht alles erlaubt gewesen sein mochte, kamen sie beinahe mit allem durch. Das lag zum einen daran, dass die Exekutive nicht einschritt, auch weil ihre Organe sich oftmals an den Übergriffen beteiligten. Wie Abraham Kaffer darlegt, wurden Herero auch und gerade von Polizisten und Soldaten misshandelt und missbraucht. Dass sich Polizisten oder Soldaten unter den Vergewaltigern befanden, hielt Herero oft genug davon ab, den Tätern Einhalt zu gebieten, wie Willem Christian betont (Silvester/Gewald 2003: 161). Untätigkeit ging immer wieder in Komplizenschaft über. Viele der überlieferten Übergriffe wie die offenbar gewohnheitsmäßigen »Jagden« auf indigene Frauen in Lagern und »Eingeborenwerften« wären ohne die Mitwisser-, wenn nicht Mittäterschaft des Wachpersonals gar nicht möglich gewesen.[51]

Dieser Sachverhalt wirft ein bezeichnendes Licht auf die »Nähe« zu den niedrigen Rängen der Schutztruppe, zu Mannschaften und Unteroffizieren, die von der weißen Bevölkerung immer wieder beschworen wurde.[52] Dass die Truppenangehörigen derart ›aus der Rolle fielen‹, hing auch damit zusammen, dass viele von ihnen mit dem Gedanken spielten, sich nach dem Ablauf ihrer Dienstzeit dauerhaft im Schutzgebiet niederzulassen, und deswegen kein Interesse daran hatten, es sich mit ihren zukünftigen Nachbarn zu verscherzen (Bley 1968: 108f.); als prospektive Siedler machten sie sich wohl auch schon die Deutungsmuster der kolonialen Gesellschaft zu eigen.[53] Durch die Komplizenschaft verschwommen auf den untersten Ebenen der Verwaltung

51 In einem als »streng vertraulich« gekennzeichneten Bericht der Mission vom 19.5.1906 legt der Verfasser u.a. dar, wie »mehrere Weisse« zum Lager fuhren, in dem die Herero-Gefangenen untergebracht waren. Dort »fingen [sie] sich mit Wissen der Schutzwache drei Hererofrauen ein und nahmen sie als Weiber mit. Am nächsten Abend wurde im Dunkeln dieselbe Jagd wiederholt« (Archiv der Vereinten Evangelischen Mission (Wuppertal), RMG 2.660 6/05, Bl. 28.).

52 »Aus dem Schutzgebiet«, in: *DSWAZ* vom 1.3.1905, S.1.

53 »Die Zukunft Deutsch-Südwestafrikas. Beitrag zur Besiedlungs- und Eingeborenenfrage«, in: *DSWAZ* vom 8.3.1904, S. 1. Oskar Hintrager (1955: 84) erinnert sich, dass allein 1906 etwa 1000 aktive Schutztruppenangehörige angekündigt hätten, nach dem Ablauf ihres Dienstvertrages im Lande bleiben zu wollen.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

jedenfalls vielfach die Grenzen zwischen Staat und (weißer) Bevölkerung.

Auch die Judikative schritt gegen dieses Treiben nicht ein. Alle Rechtssachen, die auch Weiße betrafen, fielen unter deutsche Gerichtsbarkeit. Aussagen von Afrikanern hatten vor Gericht kaum Gewicht, und die Richter sympathisierten mehr oder weniger offen mit ihren Landsleuten. Vollends der wachsende Einfluss von weißen Beisitzern, die den Richter überstimmen konnten, brachte es mit sich, dass der »Rassenhaß« fortan auch vor den »Schranken des Gerichts« keinen Halt mehr machte, wie Leutwein sich rückblickend ausdrückte (zit. n. Bley 1968: 177).

Dadurch war die afrikanische Bevölkerung vollends der Willkür und Gewalt selbst jedes einfachen Siedlers preisgegeben und konnte von keiner Seite auf Schutz rechnen. In dieser Situation griffen die Herero schließlich zu den Waffen. Samuel Kariko schildert die Umstände dieser folgenschweren Entscheidung:

> »Our people were shot and murdered; our women were ill-treated; and those who did this were not punished. Our chiefs consulted and we decided that war could not be worse than what we were undergoing […] yet we decided on war, as the chiefs said we would be better off even if we were all dead.«[54]

In einem Brief an den Oorlam-Führer Hendrik Witbooi begründete auch Samuel Maharero seine Entscheidung, den Krieg gegen die deutsche Kolonialherrschaft aufzunehmen, im Hinweis auf »Misshandlungen« und erklärte, lieber sterben zu wollen, als weiter unter solchen Bedingungen leben zu müssen (Leutwein 1997: 468). Gewalt und Grausamkeit hatten sich in einem Maße verselbständigt, dass die Herero schließlich die »absolute Entscheidung« suchten (Trotha 1999a: 83).[55]

In seinem Brief vom 6. März 1904 erinnerte Samuel Maharero Leutwein daran, dass nicht er, Maharero, sondern »die weißen Leute« den Krieg begonnen hatten, indem sie Herero getötet hatten (zit. n. Kuhlmann 1911: 66). Die privatisierte Gewalt hatte offenkundig eine politische Dimension angenommen. Manch einer, der lange genug im Lande gewesen war, wusste wohl nur zu genau, dass Misshandlungen und Vergewaltigungen unter den Herero einen »casus belli« darstellen konnten (Hartmann 2007: 65). Die metropolitane Öffentlichkeit hegte offenbar

54 Zit. n. Silvester/Gewald 2003: 95.

55 Es erstaunt, was sich auch subalterne Offiziere wie Oberleutnant Zürn bereits gegenüber den Notabeln der Herero-Gesellschaft herausnahmen. Zürn soll Samuel Maharero öffentlich in folgender Weise den Mund verboten haben: »Halte das Maul, du Schwein!« (zit. n. Gewald 1999: 149). Zürn soll sich außerdem damit gebrüstet haben, »Eingeborenen«, die sich mit Klagen an ihn wandten, mit Ohrfeigen fortgejagt zu haben (ebd.).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

den Verdacht, dass die Siedler, die sich im Nachhinein als Opfer inszenierten und vom Deutschen Reich volle Entschädigung für die Aufstandsschäden verlangten, zumindest eine Mitverantwortung an dem Aufstandsausbruch trugen.[56]

Dass die Siedler die Eskalation eigenhändig betrieben und ein Interesse daran hatten, soll jedoch nicht bedeuten, dass ihre Provokationen Teil einer gezielten Strategie waren, den Krieg vom Zaun zu brechen. Ein Krieg kam ihnen zwar insofern entgegen, als er Gelegenheit bot, »reinen Tisch zu machen im ganzen Lande«[57] und die ersehnte »Neuordnung«[58] der Herrschafts- und Eigentumsverhältnisse herbeizuführen, vor welcher die Regierung Leutwein noch zurückgeschreckt war; aber auch wenn der Kampfeswille und die Widerstandskraft der Herero allgemein unterschätzt wurden, waren die individuellen Risiken eines einmal ausgebrochenen Aufstandes nur schwer abzusehen.[59] Vollends der Umstand, dass der tatsächliche Aufstandsausbruch die Deutschen wie aus heiterem Himmel traf, spricht kaum für die Annahme, dass die Siedler dieses Ziel bewusst verfolgt hatten, zumal dies der Siedlerschaft auch eine Geschlossenheit unterstellt, die schlichtweg nicht bestand, ganz im Gegenteil.

Zum einen entfaltete der Rassismus eine Eigendynamik, derer die Regierung schließlich nicht mehr Herr wurde. Je überlegener sich die Weißen wähnten, desto verächtlicher und aggressiver traten sie gegenüber den »Eingeborenen« auf, und die Untätigkeit des Staates ermutigte sie

56 Deswegen wurde den Entschädigungsansprüchen der Siedler wohl auch nur so zögerlich stattgegeben (»Aus dem Schutzgebiet«, in: *DSWAZ* vom 25.5.1904, S. 1). Bemerkenswerterweise wurde im Zuge der Debatten von Siedlerseite eingeräumt, dass es Fälle von Fehlverhalten gegenüber der indigenen Bevölkerung gegeben habe (Conrad Rust, »Der deutsche Reichstag und das südwestafrikanische Schmerzenskind«, in: *DSWAZ* vom 11.5.1904, S. 1), auch wenn man die Übeltäter auf einen Berufsstand, nämlich den der Händler, beschränkt wissen wollte.

57 »Der Aufstand«, in: *DSWAZ* vom 2.2.1904, 2. Beilage.

58 »Der Aufstand«, in: *DSWAZ* vom 19.1.1904, S. 1.

59 Der Preis der ersehnten »Neuordnung« schien freilich nicht allzu hoch. Selbst erfahrene Offiziere waren von den Ausmaßen, die der Aufstand schließlich annahm (Estorff 1979: 110), und der Verbissenheit sowie Tapferkeit des Gegners (z.B. Maercker 1908: 46) überrascht. Der in Outjo stationierte Offizier Conrad von Stülpnagel (1905: 9) hielt nach den ersten Aufstandsmeldungen einen gemeinsamen Aufstand der Herero noch für ausgeschlossen. Hinzu kommt noch, dass die Siedler sich in jeder Notlage auf den Staat und die Metropole verlassen zu können meinten. In diesem Sinne bezeichnete der spätere Gouverneur von Schuckmann die Landeskinder in Südwestafrika als »ungezogen und anspruchsvoll« (zit. n. Bley 1968: 230). Es nähme kaum Wunder, wenn sich die Siedler auch mit Blick auf einen möglichen Aufstand und die damit verbundenen Kosten ganz auf Regierung und Metropole verließen.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

nur, dabei immer weiter zu gehen. Indem die Behörden die Siedler gewähren ließen, sanktionierten sie deren Taten. Jede ungeahndet gebliebene Übertretung zog weitere, noch dreistere Versuche nach sich, und zwar so lange, bis schließlich der Tropfen fiel, der das sprichwörtliche Fass zum Überlaufen brachte und die Katastrophe eintrat. Der Weg dorthin war kleinschrittig, und es brauchte keine – gemessen an dem jedenfalls, was in der Kolonie als normal galt – großen, aufsehenerregenden Auslöser. Am Vorabend des Aufstandes kannten die Weißen offenbar kaum mehr Skrupel, und die Herero ahnten, dass eine Entspannung der Verhältnisse nicht in Sicht war, im Gegenteil. Zum anderen nahm sich das Treiben der Weißen mitunter derart dreist und risikoreich aus, dass es schon deswegen schwerfällt, ein planvolles, ›rationales‹ Handeln darin zu erblicken.[60] Es scheint wahrscheinlicher anzunehmen, dass hier Emotionen am Werk waren. Furcht und Misstrauen prägten die koloniale Gesellschaft – und stellten Handlungsbereitschaften und Motivationen für das gewaltsame Handeln bereit.

Furcht kann zur Flucht veranlassen. Nicht so im Falle der Siedler. Das verbat ihnen nicht nur ihr unbedingtes Überlegenheitsbewusstsein, sondern auch ihr spezifisches Ethos: Sie waren gekommen, um zu bleiben, und daher nicht gewillt, auch nur einen Fußbreit vor den »Eingeborenen« zurückzuweichen. Da die meisten ihren gesamten Besitz und die Arbeit von Jahren in das koloniale Abenteuer investiert hatten, waren die Kosten dieser Exit-Option schlicht zu hoch, um sie ernsthaft in Erwägung zu ziehen. Da Flucht im eigentlichen Sinne ausschied, blieb nur die Flucht ›nach vorne‹, und zwar in Form von präventiver Gewalt, um so den »Eingeborenen«, die selbst nur auf eine günstige Gelegenheit zum Zuschlagen zu warten schienen, wenigstens zuvorzukommen. Die Gewaltakte der Siedler richteten sich unmittelbar und in erster Linie gegen die »Eingeborenen«, aber mittelbar immer auch gegen die verhasste Obrigkeit. Dabei spielte das *Kalkül*, die Regierungspolitik zu hintertreiben, nicht unbedingt eine Rolle. Durch die Gewalt gewannen sie das Gefühl der Handlungsmacht zurück, vergewisserten sich ihres Herrentums und waren nicht länger die unmündigen Untertanen, als welche die Obrigkeit sie behandelte.

Die Verbreitung und Gleichförmigkeit des Gewalthandelns ging nicht zwingend auf entsprechende Verabredungen (o.ä.) zurück, obgleich Formen der Komplizenschaft durchaus vorkamen. Die Zeitungen bildeten

60 Der Missionar Jakob Irle berichtet in dem Artikel »Noch ein Wort zum Herero-Aufstand« (in: *Der Reichsbote* vom 22.3.1904, BArch. R1001/2113, Bl. 87) von »Ungerechtigkeiten« und »noch ganz andere[n] Dinge[n] vonseiten so mancher Weißen«, die den Herero »nicht allein allen Respekt gegen die Weißen nehmen, sondern sie auch mit bitterem Haß gegen dieselben erfüllen mußten«. Wenn das Vorgehen der Weißen »unerhört« war, dann war es wohl auch gefährlich.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ein Sprachrohr für spezielle Akteure der »uncivil society«, die sich als »Angstunternehmer« (Greiner 2015) bezeichnen ließen und als solche immerfort die Gefahren beschworen, die von den »Eingeborenen« ausgingen, die Furcht der anderen Weißen schürten und unermüdlich Gewalt propagierten – und damit weite Teile der Siedlerschaft erreichten, deren Sorgen sie artikulierten.

Wenn die Siedler die koloniale Landnahme scheinbar nüchtern als »Vergewaltigung« verstanden und der Sache nach erklärten, dass unter den gegebenen Umständen nur Macht Recht sein könne, sprachen sie ganz unverhohlen die Regellosigkeit an, welche die Außenbeziehungen der kolonialen Gesellschaft bestimmte. Zwar legten die Kolonialherren großen Wert auf die Unterscheidung von Binnen- und Außenverhältnissen und die jeweils geltende (oder gerade nicht geltende) Moral, aber manches spricht dafür, dass diese Unterscheidung weit brüchiger war, als ihnen lieb sein konnte. Anders gesagt: Die Anomie der *frontier*-Situation warf ihren Schatten auch auf die koloniale Gesellschaft selbst. Penny Russell (2010: 84ff) zeigt am Beispiel australischer Goldgräber, die sich mitnichten nur aus verkrachten Existenzen der britischen Gesellschaft zusammensetzten, wie in diesem Klima der Anomie und der scharfen Konkurrenz Misstrauen und Gewalt gediehen und der kolonialen Gesellschaft ein Antlitz verliehen, das mit dem verblasenen Selbstbild der Kolonisatoren nicht mehr ohne weiteres übereinzubringen war. In Südwest wurde die »Rassensolidarität« wohl vor allem deswegen beständig beschworen, weil die Weißen es untereinander gerade an jeder Solidarität vermissen ließen. Nachdem der Aufstand einmal ausgebrochen war und die Furcht sich als begründet erwiesen hatte, kannte das Misstrauen der Siedler gar keine Grenzen mehr. Es richtete sich nacheinander gegen alle vermeintlich unsolidarischen Untergruppen von Weißen: gegen die Missionare, die mit den Herero angeblich gemeinsame Sache gemacht hatten, gegen die Briten, die den Aufständischen angeblich die Waffen geliefert hatten, gegen die Buren, die es schon lange auf Südwestafrika abgesehen hatten, oder die Offiziere aus dem Reich, die den Siedlern angeblich in den Rücken fielen (Häussler/Trotha 2012b: 304f.); es richtete sich außerdem gegen die vermeintlich kriminellen italienischen Bahnarbeiter, und die Juden wie überhaupt gegen alle Fremden, aber auch und gerade gegen die eigene Regierung und die Metropole.[61] Niemand war vor diesem Argwohn gefeit. Die koloniale Gesellschaft war zerstritten und ihre Binnenbeziehungen von einem tiefen Misstrauen geprägt. Die

61 Z.B. »Eingesandt«, in: *DSWAZ* vom 15.3.1904, S. 3. Die DSWAZ druckte kommentarlos die Besprechung resp. das zustimmende Referat einer antisemitischen Hetzschrift des Alldeutschen Kurd von Strantz durch einen hochrangigen Verwaltungsbeamten; die Besprechung trägt den Titel »Unliebsame Staatsbürger« (»Eingesandt«, in: *DSWAZ* vom 18.8.1906, S. 2).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

»Prozeßsucht« der Südwester war im Reich berüchtigt (Schmidt-Lauber 2004: 227).[62]

Wenn Angelina Godoy (2006: 122) mit Blick auf Lateinamerika feststellt: »Collective action, therefore, is born not only of solidarity, but also at times of mistrust«, trifft dies auch auf den vorliegenden Fall zu. Die Furcht und die auf sie zurückgehenden (gewalttätigen) Bewältigungshandlungen bilden den Kitt, der die lose aggregierten Individuen zu einer – vor allem »ethnisch« bestimmten – Gemeinschaft zusammenschloss. Angesichts des verallgemeinerten Misstrauens fungiert der »Rassenkampf« als das letzte, ja vielleicht *einzige* einigende, vergemeinschaftende Band, das die Angehörigen der kolonialen Gesellschaft zusammenschließt. Die Worte von Godoys (ebd.) Informantin: »What else do we have left?«, könnten ebenso gut von einem Siedler in Südwest stammen. Die Gewalt gegen die »Eingeborenen« half, die Furcht zu bewältigen, und bot zugleich die Möglichkeit, Gemeinschaft herzustellen.

Die Aussagen von Herero verdeutlichen, dass die Privatisierung der Gewalt und die zunehmende Aggressivität der Siedler die Lage im Schutzgebiet und ihre Wahrnehmung durch sie selbst nicht unerheblich mitbestimmt hatte, und unterstreichen somit, wie sehr die Siedler als selbständiger Motor der kolonialen Expansion zu betrachten sind. Deren Handeln fiel dadurch mehr und mehr ins Gewicht, dass der Staat ungeachtet seines formellen Dominanzanspruches zu schwach war, um seine weißen Untertanen wirksam zu kontrollieren und ihrem Treiben Einhalt zu gebieten. Leutwein stellte rückblickend fest, dass die Regierung der Aggressivität und Skrupellosigkeit der Siedler gegenüber, die auch vor »Mord und Totschlag« nicht zurückschreckten, »machtlos« gewesen sei.[63] Gegenüber dem Missionar Kuhlmann, der lange Zeit unter den Herero gelebt hatte und Otjiherero sprach, bekundeten die Aufständischen

62 Das staatliche Gewaltmonopol war erheblich aufgeweicht und auf die Mitglieder der weißen Erobererschicht ausgeweitet, aber von einer Auflösung desselben soll deswegen nicht die Rede sein, weil dieses in weiten Teilen der Binnenverhältnisse der Weißen noch Bestand hatte. Die »Prozeßsucht« belegt (Bley 1968: 243), dass in diesen Fällen nicht zur Selbsthilfe gegriffen, sondern auf staatliche Streitregelungsverfahren rekurriert wurde. Die Aufweichung des staatlichen Gewaltmonopols betraf vornehmlich die Außenbeziehungen der Mitglieder der kolonialen Gesellschaft zu »Eingeborenen«. Dabei war es nur ersteren erlaubt, zur Gewalt zu greifen, denn Selbsthilfe der »Eingeborenen« wurde unter keinen Umständen geduldet und von den Behörden stets schwer bestraft. Wurde etwa ein Weißer getötet, wurden drakonische Strafen verhängt, oftmals gegen mehrere Indigene zugleich. Umgekehrt freilich blieben Mord und Totschlag, die Weiße an Afrikanern verübten, allzu häufig ungesühnt.

63 Vgl. Leutwein, 16.2.1904 (NAN ZBU D.IV.l.2, Bd. 4: Bl. 5f.).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

vielfach ihre »Erbitterung über die Gewalttätigkeiten«, die Erniedrigungen und die Kränkungen, die sie von Seiten der Weißen zu erleiden gehabt hatten (Kuhlmann 1911: 52f.), und betonten:

> »Der Herr Gouverneur ist ein guter Mann, gegen ihn haben wir nichts; aber er sitzt unter dem Willen der Händler und anderer; und er muß tun, was sie wollen. Die Händler waren es, die vor dem Kriege herrschten.«

Die Händler waren die Protagonisten *par excellence* der eigenständigen Siedler-Expansion, deren ureigenes Element die *frontier*-Situation im Schatten der Staatlichkeit war. Außerhalb der weißen Siedlungen suchten die Händler die Nähe zur afrikanischen Bevölkerung, um sich anhand oft betrügerischer und gewalttätiger Geschäftspraktiken an dieser zu bereichern. Viele der Ansiedler, die erst das nötige Kapital für einen Farmbetrieb erwerben mussten, begannen ihre Südwester Karriere als Händler. Aber auch über dieses Betätigungsfeld hinaus ließen Siedler wenig unversucht, den Staat zu unterhöhlen, was nicht zuletzt durch die Vereinnahmung der unteren Dienstränge von Militär resp. Polizei gelang.

Wenn der Kolonialdirektor Oscar Stübel am 19. Januar 1904 vor den Reichstag trat und hinsichtlich der möglichen Beweggründe des Herero-Aufstandes erklärte, dass sich die Herero nach der Zeit vor der deutschen Okkupation sehnten, in der sie noch »vollkommene Freiheit, Ungebundenheit und Zügellosigkeit« genossen hätten, und dass sie stets »Gegner der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, die wir ihnen doch schließlich aufzwingen müssen«, gewesen seien, handelt es sich um eine Verkehrung der Tatsachen.[64] Unter Umständen traf Leutweins Behauptung sogar zu, dass die Herero die Autorität des deutschen Staates durchaus anerkannt hätten, nicht aber die Autorität jedes einzelnen Siedlers (Bley 1968: 121). Der Zustand freilich, dass indigene Gruppen Teile ihrer Souveränität behielten und weiterhin unter Waffen standen, konnte im Lichte des Anspruchs auf Staatlichkeit nur temporär sein. Dennoch war es an vorderster Stelle die *weiße* Bevölkerung, die diesen Anspruch hintertrieb und das Schutzgebiet schließlich ins Chaos stürzte. Auch und vor allem wegen der Siedler scheiterte der Kolonialstaat an seinem Versprechen auf Recht und Ordnung. Auch weil sich die Regierung eben nicht überzeugend als Autorität oberhalb partikularer Gruppen und ihrer jeweiligen Interessen profilieren konnte, wie Leutwein vorgab (Bley 1968: 115), sahen die Herero schließlich keinen anderen Ausweg mehr als den bewaffneten Aufstand.

Zweifellos war der Staat in vielen Belangen zu schwach, um seine weißen Untertanen zu kontrollieren, aber vielleicht war er auch nicht immer

64 StBR, 19.1.1904, 14.Sitzung, S. 363a–b.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

willens, dies zu tun. An Warnungen hatte es jedenfalls nicht gefehlt.[65] Das Problem war bekannt (z. B. Gewald 1999: 105), und aufgrund des strukturellen Vorrangs der Exekutive in der Kolonie hätte Leutwein als Gouverneur durchaus Möglichkeiten gehabt, einzuschreiten.

Möglicherweise stellte Leutweins Nachsicht auch die Kehrseite seiner Politik dar: Weil er die zentrale Forderung der Siedler, die autochthonen Gruppen zu unterwerfen, schon mit Blick auf seine »Sparpolitik« ablehnte, war die Nachsicht der Behörden vielleicht ein notwendiges Zugeständnis, um die Siedler nicht ganz zu verprellen; man darf schließlich nicht vergessen, dass die südwestafrikanische Landnahme in allererster Linie ein *Siedlungs*projekt war und auf die »Schaffung einer von den Weißen bevölkerten Kolonie« zielte, wie Leutwein selbst schreibt (1997: 271). In diesem Falle träfe sogar Lothar von Trothas Vorwurf zu, dass Leutweins Politik ein »Schaukelspiel« darstellte.[66]

Aus dem Sturm der Entrüstung, den Lothar von Trotha mit der (Wieder-) Einführung bestimmter Praktiken unversehens auslöste, lässt sich umgekehrt erschließen, dass Leutwein zuvor die ›rassenpolitischen‹ Imperative verstanden und vor allem gebührend berücksichtigt haben musste. Vielleicht teilte Leutwein die Auffassung, dass sich die Herrschaft der Wenigen nur schwer aufrechterhalten ließ, wenn man diesen kein höheres Prestige und bestimmte Herrenrechte einräumte; vielleicht teilte er auch die Auffassung, dass die Mitglieder der kolonialen Gesellschaft – ungeachtet aller Unterschiede und Spannungen – letztendlich ›im selben Boot‹ saßen, spätestens dann, wenn der Ernstfall eintrat, und vielleicht sah auch er in der Gewalt »von unten« ein unliebsames, aber unvermeidliches Ventil der Furcht, die auch den Spitzen von Verwaltung und Militär nicht fremd sein konnte.

Der Widerstand der Herero

Die Grenzen zwischen kolonialer Gesellschaft und Staat verschwommen, und dies sollte erst recht für die erste Phase des Krieges gelten. Noch das »verworfenste« Mitglied der kolonialen Gesellschaft trat den »Eingeborenen« gegenüber als Herr auf und maßte sich gleichsam hoheitliche Rechte an; derweil machten die Organe der Exekutive oft genug gemeinsame Sache mit den Siedlern, die Gerichte schritten nicht ein und die Regierung erklärte sich für »machtlos«. Dieses Verschwimmen blieb

65 Der Offizier Ludwig von Estorff warf Leutwein vor, die Spannungen unterschätzt zu haben, und der Missionar Jakob Irle (1906: 343) beklagte, dass die Herero insbesondere zwischen 1898 und 1903 »bedrückt« gewesen seien und Leutwein ihre Klagen zwar vernahm, aber tatenlos blieb.

66 Eintrag 1.7.1904, TA 122/15.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nicht folgenlos, wie folgende, von Missionar Eich überlieferte Unterhaltung mit einem Herero namens Johannes aus den ersten Tagen des Aufstandes verdeutlicht:

> »Ich [Eich, MH]: Dann solltet ihr aber auch offenen Krieg gegen die Soldaten führen u[nd] nicht alle Unschuldigen töten. Er [Johannes, MH]: Alle sind Deutsche, da machen wir keinen Unterschied […].«[67]

Johannes' Replik verdeutlicht, dass in der Erfahrung der Herero die Differenz von staatlichen Amtsträgern und Privatpersonen, oder besser: von ›Zivilisten‹ und ›Kombattanten‹, längst hinfällig geworden war; für sie bestand keine Veranlassung mehr, diesen Unterschied noch zu machen, und sie gingen auch und vor allem gegen die (vermeintlich) »Unschuldigen« vor.

Der Kampf »gegen [die] deutsche Fremdherrschaft als solche« (Erdmann 1904: 10) schloss ein, der deutschen Besiedlung ein Ende zu setzen. Welche näheren Umstände auch immer zu dem Aufstandsausbruch geführt haben mochten, war Führern wie Samuel Maharero nur allzu bewusst, dass dieser Krieg im Unterschied zu früheren strategisch nicht begrenzt bleiben würde resp. könnte. Ungeachtet der gewalteinhegenden Maßnahmen auf taktischer Ebene waren die Ziele, welche die Aufständischen verfolgten, denkbar radikal. Sie visierten einen Totalsieg an, um die Deutschen auf möglichst breiter Front zu schlagen und aus dem Land zu vertreiben, weswegen Samuel Maharero auch versuchte, Allianzen mit Gruppen anderer Ethnien zu schließen. Die Tötung männlicher Siedler deutscher Nationalität sowie Raub und Zerstörung von deren Eigentum waren Bestandteile dieser Kriegführung, die freilich nicht allein von militärstrategischen Sachzwängen bestimmt war, sondern auch eine emotionale Komponente besaß, die zu erörtern sein wird.

Ungeachtet der Tatsache, dass sich die Kriegführung der Herero aus den kolonialen »Gewaltverhältnissen« ergab resp. diesen entsprach, erbitterte diese die Deutschen aufs Schwerste. Der Ansiedler Conrad Rust schreibt über die Herero und ihre Überfälle:

> »Sie kamen, Freundschaft und Frieden heuchelnd, gleich Tigern und Hyänen herangeschlichen und mordeten, schändeten, raubten und vernichteten in frivolster Weise, unbarmherzig, ohne Gnade. Ja, in den Folterplänen offenbart sich mehr wie Bestialität, es kennzeichnet teuflische Niedertracht! Und das ist's, was uns hier ausrufen läßt: Auge um Auge, Zahn um Zahn!«[68]

67 Tagebuch Missionar Eich, Eintrag 15.1.1904, BArch. N/1783/1, Bl. 6.
68 Conrad Rust, »Der deutsche Reichstag und das südwestafrikanische Schmerzenskind«, in: *DSWAZ* vom 11.5.1904, S. 2f..

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ob die Siedler sich nun tatsächlich schuldlos wähnten oder nur wussten, welche Klaviatur sie zu spielen hatten: Sogleich stilisierten sie die Herero zu »Bestien«, indem sie deren Bemühen um Einhegung der Gewalt geflissentlich übergingen, und erklärten die kriegerischen Akte zu »Mord« und »Raub«. Umgehend erklang der Ruf nach Vergeltung, und zwar weit über die Grenzen der Kolonie hinaus – kaum ein Kriegsteilnehmer echauffierte sich in seinen Memoiren nicht darüber, dass (vor allem) ›Zivilisten‹ zu Opfern der Überfälle geworden waren. Insbesondere Militärs, die anlässlich des Krieges in die Kolonie kamen und mit den Verhältnissen nicht vertraut waren, sahen in den Überfällen nur den Beweis der angeblichen »Bestialität« der Herero. Der allseits geteilte Rassismus stellte einen günstigen Nährboden für die abstrusesten ›Räuberpistolen‹ dar. Die Überfälle beflügelten die Phantasie der Soldaten, und bald machten erwiesenermaßen unzutreffende Schauergeschichten die Runde, die gegen jede Widerlegung resistent waren. Wenn jedenfalls vermeintlich wehrlose deutsche Zivilpersonen »überfallen und totgeschlagen oder grausig geschlachtet«, Frauen vergewaltigt und Kinder ermordet wurden, wie man es sich erzählte, war für die Soldaten »an Schonung, an Mitleid«, nicht mehr zu denken.[69]

Entscheidende Aspekte des Krieges bleiben notgedrungen im Dunkeln. Es ist zu beklagen, dass kaum Quellen vorliegen, die Aufschluss darüber gewähren, wie sich die Herero – oder Teile derselben – zum Losschlagen entschieden, wie sie sich untereinander abstimmten, wie sie ihr Vorgehen planten, welche Erwartungen sie daran knüpften oder welche Chancen sie sich dabei ausrechneten. Da sich über diese Fragen nur spekulieren lässt, ist eine erschöpfende Darstellung der Kriegführung der Herero kaum möglich – und auch an dieser Stelle nicht beabsichtigt. Die folgenden Überlegungen begnügen sich vielmehr damit, diejenigen Aspekte festzuhalten, die für den Gewaltprozess von besonderer Bedeutung waren. Auch sie kommen freilich nicht ganz ohne Spekulation aus, auch und gerade mit Blick auf die (möglichen) Gründe des Scheiterns der Herero. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich damit, wie die koloniale

69 Die Zitate stammen aus den Erinnerungen des Freiherrn von Erffa (1905: 55f.); dieser schreibt weiter (ebd.: 56): »Und was hatten die Patrouillen gesehen! Überall verstümmelte Leichenreste! Dort hatten die Bestien nach Ermordung der Männer die Frauen vergewaltigt und dann wie Hammel ausgeschlachtet, die eine immer das Schicksal der anderen beobachten lassend! Patrouillen fanden die Leichenteile als Dörrfleisch an die Bäume gehängt: herausgeschnittene Brüste, Arme, Beine. Dort wieder hatten die Hererо*weiber* halbwüchsige Jungen mit Messern verstümmelt und sie so liegen und sie verbluten lassen!« Diese ›Berichte‹ von angeblichen Greueln waren zum allergrößten Teil frei erfunden (vgl. dazu Krüger 2004) und wurden schon früh widerlegt, aber dadurch nicht aus der Welt geschafft.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Gesellschaft auf die Angriffe der Herero reagierte und wie der Krieg sehr bald in eine Spirale der Gewalt und Gegengewalt mündete.

Herero greifen zu den Waffen

Vom 12. Januar 1904 an nahmen die verschiedenen Herero-Gruppen sukzessive Kampfhandlungen gegen die deutschen Kolonialherren auf. Der Umstand, dass der Norden des Schutzgebietes zwischenzeitlich von aktiven Truppen entblößt war – die zweite Feldkompanie unter Hauptmann Franke war am 25. Dezember 1903 zur Niederwerfung der Bondelzwart in den Süden der Kolonie beordert worden –, bildete wohl den unmittelbaren Anlass für das Losschlagen. Welches die vornehmlichen Gründe des Aufstandes waren, ist im Vorhergehenden dargelegt worden. Den Aufstandsausbruch auf einzelne Ereignisse oder Maßnahmen zurückführen zu wollen, greift zu kurz.[70] Ausschlaggebend dürfte eine umfassende Krisenstimmung unter den Herero gewesen sein, die sich mit jedem »Nadelstich« seitens der Weißen verschärfte. Schon Bley (1968: 173ff) stellte klar, dass die Steigerung der effektiven Siedlerzahl bis Ende 1903 unerheblich und die Landfrage zu diesem Zeitpunkt nicht akut war, und ging zu Recht davon aus, dass nicht so sehr ›objektive‹, als »sozial-psychologische« Gründe den Ausschlag für den Aufstand gaben.[71] In jüngerer Zeit legte Jan-Bart Gewald (1999) in seiner Untersuchung der Eskalation dieses Konflikts ein besonderes Augenmerk auf die aktive Rolle der kolonialen Gesellschaft und rückte deren nicht selten paranoide Interpretationen und Wahrnehmungen in den Mittelpunkt der Betrachtung (Gewald 1999: 142). Gewald geht dabei jedoch noch einen Schritt weiter und führt den Kriegsausbruch vor allem auf das aggressive, erratische Verhalten besonders eines Subalternoffiziers, des Oberleutnants Zürn, zurück, dessen Wirkungsstätte fatalerweise Okahandja, also der Ort war, an dem sich der Sitz des Oberhäuptlings der Herero,

70 Genannt werden immer das kriminelle Geschäftsgebaren der Händler (z.B. Kuhlmann 1911: 52), das sich durch die eigentlich zum Schutze der autochthonen Bevölkerung am 1. November 1903 in Kraft getretene Kreditverordnung noch verschärfte (Bley 1968: 181), oder die Landfrage, die dadurch an Aktualität gewann, dass am 8.12.1903 Reservatsgrenzen verkündet worden waren.

71 Bley legt dar, dass die Regierung keine Offensive in der Landfrage betrieb: Bis 1903 seien noch nicht einmal 10% des für den Verkauf freigegebenen Stammeslandes verkauft gewesen (Bley 1968: 175). Auch habe unter den Herero keine akute Landnot bestanden (ebd.). Wichtiger sei die symbolische Wirkung etwa des Eisenbahnbaus gewesen, die – unabhängig von den tatsächlichen Verhältnissen – eine Krisenstimmung heraufbeschwor, die sich dann in Gewalt entlud.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Samuel Maharero, befand (ebd.: 191). Gewald geht somit auch davon aus, dass die Deutschen – nicht die Herero – den Krieg begannen, und widerspricht auch der geläufigen Annahme, dass die Herero den Aufstand von langer Hand geplant hätten.

Wenn es zutrifft, dass der Aufstand nicht geplant war, sondern dass er sich mehr oder weniger situativ ergab, bedeutet dies auch, dass der »Aufstand der Herero« zunächst der Aufstand des Häuptlings von Okahandja war, der sich an seinem Sitz gegen deutsche Übergriffe zur Wehr setzte, und dass der Aufstand erst allmählich zum Aufstand *der Herero* wurde, indem Maharero gleichsam in einem zweiten Schritt und in seiner Eigenschaft als Oberhäuptling die anderen Häuptlinge dazu bewegen konnte, sich ihm anzuschließen.

Eine solche Lesart könnte zwar die teilweise erheblichen Verzögerungen erklären, mit denen die einzelnen Häuptlinge den Kampf aufnahmen (vgl. dazu auch Kapitel 3), in entscheidenden Hinsichten erscheint sie jedoch wenig plausibel. Maharero hatte selbst mitangesehen, wie es Häuptlingen oder Großleuten ergangen war, die sich, mehr oder weniger auf sich allein gestellt, gegen die deutsche Herrschaft erhoben hatten. Man könnte ohne Übertreibung sagen, dass er seinen Aufstieg dem Umstand verdankte, dass Rivalen wie Nikodemus Kavikunua unvorsichtig genug gewesen waren, auf sich gestellt dem Deutschen Reich die Stirn zu bieten. Maharero war machtbewusst und vorsichtig genug, kein solches Wagnis einzugehen, ohne sich vorher zumindest der grundsätzlichen Bereitschaft anderer Häuptlinge versichert zu haben, ihm im Ernstfall beizustehen.[72] Umgekehrt muss man auch bedenken, dass ein Aufstand des Oberhäuptlings leicht auf alle Herero zurückfallen konnte und daher von vornherein eine Dimension besaß, die eine einsame und spontane Entscheidung Mahareros ausschloss, erst recht in einer Gesellschaft, die so stark auf Konsens abstellte wie die Herero-Gesellschaft.[73] Wohl nicht

72 Offenbar wollte Maharero selbst den Krieg nicht, sondern wurde seinerseits erst dazu gedrängt. Zeitgenössische Quellen sprachen verschiedentlich von Spaltungen innerhalb der Herero-Gesellschaft und machten eine Kriegspartei als treibende Kraft des Aufstandes aus, ohne allerdings Aufschluss über die genauen Zusammenhänge und Hintergründe zu geben (z.B. »Der Aufstand«, in: *Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* vom 29.6.1904, S.1).

73 Bereits auf der Ebene der Häuptlinge, deren Herrschaft in stärkerem Maße institutionalisiert und anerkannt war als die des Oberhäuptlings, wurden alle wichtigen Entscheidungen mit dem Ältestenrat beraten, der ein Veto-Recht besaß (Gibson 1952: 149); stets wurde also ein Konsens gesucht (Henrichsen 2011: 232). Nicht zuletzt aufgrund der Unabhängigkeit der lokalen Headmen statuierten die politischen Entscheidungen nie nur den Willen des Entscheidungszentrums, sondern drückten immer die Übereinstimmung aus, die auf den verschiedenen Ebenen zu erzielen gewesen war (vgl. Trotha 1994: 243). Gruppen wie Individuen besaßen die Freiheit, ihrem

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zu Unrecht wurden die ungewöhnlichen Versammlungen, die im Jahre 1903 von den Herero-Granden abgehalten wurden und schon damals den Argwohn der Weißen weckten, im Nachhinein mit dem Aufstand in Verbindung gebracht (Pool 1991: 20). Man braucht zwar nicht davon auszugehen, dass der Aufstand im Einzelnen geplant war, wird aber annehmen dürfen, dass er im weiteren Kreis der Herero-Häuptlinge und Großleute erörtert und grundsätzlich gebilligt worden war.

Im gegenwärtigen Zusammenhang verdient ein weiterer Sachverhalt Aufmerksamkeit. Obwohl der Oberhäuptling die anderen Häuptlinge zum Kampf aufrief: »Ich kämpfe, tötet alle Deutschen!« (zit. n. Nuhn 1989: 58), zögerte manch einer von diesen, sich ihm anzuschließen, so dass manchenorts Tage, wenn nicht Wochen, verstrichen, bis die Initiative ergriffen wurde, und der Vorteil der Überraschung unwiederbringlich dahin war.[74] Deswegen erscheint es angezeigt, die Gründe für die Niederlage der Herero – falls sie gegen einen strategisch so überlegenen und gleichzeitig zu allem entschlossenen Gegner überhaupt eine realistische Chance besaßen – in ihrer politischen und sozialen Organisation zu suchen, die sich sowohl auf taktischer, als auch auf strategischer Ebene ungünstig für die Herero auswirkte. Zwar gibt es durchaus Beispiele von akephalen Gesellschaften, die staatlichen Gegnern erfolgreich trotzten oder trotzen, man denke nur an Afghanistan, aber die Herero zählen letztlich nicht dazu.

Die ersten Angriffe trafen die Kolonialherren völlig unerwartet. Der wohl größte Vorteil der Herero lag in der Überraschung, und mitunter nutzten sie diesen Vorteil auch aus (Bridgman 1981: 68). Nur ein Zehntel der deutschen Verluste waren Angehörige der Schutztruppe; die Überfälle trafen vor allem Farmer und Händler. Frauen und Kinder wurden – wie nichtdeutsche Weiße – in aller Regel geschont und sogar sicher zu nächstgrößeren deutschen Siedlungen geleitet. Geschickt verbargen die Angreifer ihre feindseligen Absichten und hatten umso leichteres Spiel mit den Zielpersonen. Auch Hendrik Witbooi bediente sich knapp ein Dreivierteljahr später, als er den Kampf gegen die Deutschen aufnahm, ähnlicher Methoden, indem er den Hausangestellten auftrug, ihre Dienstherren nötigenfalls im Schlaf zu töten (Menzel 2000: 184f.). Vielfach ist belegt, dass selbst Angriffe auf einzelne Personen mit äußerster

jeweiligen Herrn die Gefolgschaft aufzukündigen (Gibson 1952: 129). Unzufriedene Headmen konnten mit ihrer gesamten Gefolgschaft wegziehen, sich einem anderen Häuptling anschließen oder selbständig machen. Ein Häuptling musste tatenlos dabei zusehen, wie seine Gefolgschaft ihn im Stich ließ; er verfügte über keinen Erzwingungsstab und keine Zwangsgewalt, um sie zur Erfüllung seines Willens zu bringen (Vivelo 1977: 135).

74 Die Lapidarität des Befehls, der ohne jede Erklärung und Begründung auskommt, spricht dafür, dass der Befehl nur noch den Zeitpunkt kundtun sollte einer Aktion, die im Grundsatz längst erörtert und beschlossen war.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Vorsicht vorbereitet und durchgeführt wurden; Täuschungsmanöver wurden auch dort noch ersonnen, wo sich die Angreifer in erdrückender Überzahl befanden (z.B. Rust 1905: 67, 99).

Vor allem durch die Überfälle auf Geschäfte konnten sich die Herero mit Ausrüstung und Proviant für die weiteren kriegerischen Unternehmungen versehen. Was sie dort zusammenraffen konnten, stand allerdings in keinem Verhältnis zu dem, was sie in den Magazinen der Garnisonen und Festungen vorgefunden hätten. Denn diese waren mit Proviant für ein Jahr ausgestattet (Schwabe 1907: 45), wobei allein in Omaruru 50.000 Patronen »Modell 88« und 70.000 Patronen »Modell 71« lagerten (Rust 1905: 35), wie die Herero offenbar wussten (Kuhlmann 1911: 23). Aus den Briefen an die Kapitäne Hendrik Witbooi und Hermanus van Wyk geht deutlich hervor, dass Maharero um die strategisch bedeutsamen Ziele wusste und wohl auch die Absicht hatte, die Städte Windhoek und Swakopmund zu erobern (Silvester/Gewald 2003: 102).[75] Dennoch wurden nur kleine Militärstationen angegriffen, von denen vier überrannt werden konnten (Leutwein 1997: 467), während ernsthafte Versuche, die Festungen und Städte zu erstürmen, unterblieben. Möglicherweise verloren die Herero den Krieg schon in den ersten Stunden,[76] weil sie es verpassten, die für einen finalen Sieg notwendigen Bedingungen zu schaffen: die Infrastruktur der Kolonie, zu der auch die Städte zählten, zu zerstören oder in die eigene Gewalt zu bringen. Dass die Herero wider besseres Wissen davon absahen, ist erklärungsbedürftig.

Die hier vorgeschlagene Erklärung hebt auf einen Zusammenhang von politischer sowie sozialer Organisation auf der einen Seite und von Kriegführung auf der anderen Seite ab. Die Herero-Gesellschaft war eine akephale Gesellschaft, in der die Autorität außerhäuslicher Instanzen wenig ausgeprägt und die Zentralisierung der Herrschaft nur schwach

75 Swakopmund war die Verladestelle allen Nachschubs und aller Verstärkungen im Norden der Kolonie. Von dort aus führte die Bahnlinie ins Landesinnere bis zur Hauptstadt Windhoek. Wie wichtig die Bahn für die Kolonie und ihre Verteidigung war, zeigt der Umstand an, dass die Bewältigung dieser Strecke auf dem Ochsenwagen Wochen in Anspruch nahm. Daher richteten sich die Angriffe der Herero auch gegen die Bahnlinie (Kuhlmann 1911: 13f.).

76 Vielleicht verloren sie den Krieg sogar noch eher, als es den Deutschen überhaupt gelang, sich zu verschanzen. Angesichts der weittragenden Hinterlader lag der Vorteil bei der Defensive, und als sich die Deutschen einmal in den Festungen verbarrikadiert hatten, waren sie nur schwer zu schlagen. Sicher, es handelte sich bei diesen Festungen nur um kleine Inseln der Herrschaft, aber die Truppen, die von außen kamen, hatten sichere Anlaufstellen, von denen aus sie recht bald die Kontrolle über das Territorium wiederherstellen konnten.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

entwickelt war (vgl. dazu allgemein: Sigrist 1994: 158ff, 189ff). Eine starke Zentralmacht fehlte. Zwar lassen sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Zentralisierungstendenzen ausmachen (Henrichsen 2011: 241ff), jedoch gelangten diese kaum über Ansätze hinaus. Deswegen bezeichnet der Ethnologe Frank Vivelo (1977: 135) das Herero-Häuptlingtum als »incipient chiefdom«, als anhebendes Häuptlingtum. Die Annahme liegt nahe, dass die Unselbstverständlichkeit von Herrschaft mit einer – im Verhältnis zu den Deutschen – verminderten Verfügungsgewalt der Führung über die Krieger einherging. Schließlich ist zu bedenken, dass die Kolonialherren auf einen jahrhundertlangen Prozess der Verstaatlichung und, damit Hand in Hand gehend, der Disziplinierung der Truppen zurückblicken konnten (zu diesem Zusammenhang: Bröckling 1997: 57ff, Warburg 2009: 110ff). Plakativ gesprochen, war dieser Disziplinierungsprozess bereits so weit gediehen, dass die Soldaten in Reihe und Glied in den Tod zu marschieren bereit waren, wenn es ihnen befohlen wurde; im Zuge der Nationalisierung des Krieges mochte den Soldaten der Verlust des eigenen Lebens, zum Heldentod überhöht, außerdem als ehrenvoll, wenn nicht als erstrebenswert erscheinen. Diese Bedingungen lagen bei den Herero nicht vor, auch wenn sich die Krieger immer wieder durch große Tapferkeit auszeichneten. Kurzum, möglicherweise sahen die Herero-Führer deswegen davon ab, den verlustreichen Sturm auf die befestigten Plätze zu befehlen, weil sie an der Folgebereitschaft der Krieger zweifelten – oder mit Blick auf weitere Gefechte darum fürchten zu müssen glaubten. Auf diese Weise lässt sich auch erklären, warum sich die Herero-Kräfte immer wieder bei Angriffen auf strategisch bedeutungslose Ziele sowie bei Plünderungen und Zerstörungen verzettelten. Dabei wurde wertvolle Zeit vertan und das Überraschungsmoment verspielt.[77]

Dieselben Probleme, die sich im Kleinen, das bedeutet: im taktischen Bereich, bemerkbar machten, kehrten auf höherer Ebene wieder und wirkten sich nicht minder verheerend auf den Verlauf des Aufstandes

77 Nicht umsonst machten sich unter den Herero Resignation und bisweilen sogar Panik breit, als ihnen bewusst wurde, dass es nicht gelungen war, den Vorteil der Überraschung dahingehend zu nutzen, die Deutschen gleichsam im Handstreich zu schlagen und aus dem Land zu fegen. Schon nach kurzer Zeit stellte der Missionar Kuhlmann fest, der sogar das Lager Samuel Mahareros aufsuchte: »Die Kriegsstimmung hat bei dem hiesigen Stamme längst einer starken Ernüchterung Platz gemacht. Es ist ein Bangen über die Leute gekommen; [...] und es bricht sich immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß das Ende des Krieges ihre Vernichtung sein wird. [...] Sie hoffen für dieses Leben nichts mehr« (Kuhlmann 1911: 34). Insbesondere die Kunde von der Rückkehr der zweiten Feldkompanie unter Franke löste Panik aus: »In wilder Flucht jagten alle ins Innere, um sich nach dem engl. Betschuanalande zu retten« (ebd.: 46).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

aus. Am schwersten wog wohl der bereits erwähnte Sachverhalt, dass Häuptlinge und Großleute zögerten, Mahareros Aufforderung Folge zu leisten und an seiner Seite in den Krieg einzutreten. Manch einer von ihnen ließ Tage und Wochen verstreichen, bevor er sich dazu entschied, und dann war es meist schon zu spät, um den jeweiligen Gegner – die lokale deutsche Bevölkerung und Truppe – noch ernsthaft in Bedrängnis zu bringen. Einmal mehr erwies sich dabei die wenig entwickelte Zentralisierung von Herrschaft innerhalb der Herero-Gesellschaft als entscheidende Schwäche. Die Institutionalisierung der Häuptlings- und erst recht der Oberhäuptlingsherrschaft war im Werden begriffen, und der Aufstand resp. seine Niederschlagung durch die Deutschen bereiteten diesem Prozess ein jähes Ende (Vivelo 1977: 135; Häussler 2015). Bei den Herero hatte der Oberhäuptling im gesamten 19. Jahrhundert keine Macht über die Häuptlinge, ein Unterordnungsverhältnis hatte nie bestanden. Deswegen erscheint es fraglich, ob der weiter oben angeführte Aufruf Mahareros ohne weiteres als ›Befehl‹ bezeichnet werden kann, zumal ihn seine Adressaten offenbar nicht als bindend betrachteten: Wie selbstverständlich behielten sie sich die Entscheidung, ob sie in den Krieg eintraten oder nicht, selbst vor – und ließen mitunter Wochen ins Land gehen, bevor sie den Kampf aufnahmen. Maharero konnte indes nicht mehr tun, als Emissäre zu entsenden, um die Unentschlossenen zu überzeugen. Drohungen und Gewalt taten manches Mal ihr Übriges.[78]

Das Beispiel Zacharias Zerauas von Otjimbingwe verdeutlicht, dass es durchaus geschehen konnte, dass mehr oder weniger akzidentelle Faktoren, und nicht etwa Befehle des Oberhäuptlings, den Ausschlag dafür gaben, dass ein Häuptling in den Krieg eintrat. Zeraua wollte keinen Krieg mit den Deutschen (weswegen diese von einer Hinrichtung absahen, als er sich ihnen Ende 1904 ergab), sondern wurde in diesen gewissermaßen hineingezogen. Hierbei kamen verschiedene Umstände zusammen. In der kolonialen Situation konnten Konflikte generell schnell eskalieren. Furcht und Misstrauen waren bereits in ›Friedenszeiten‹ derart ausgeprägt, dass oftmals ein kleiner Tropfen reichte, um das sprichwörtliche Fass zum Überlaufen zu bringen. Nachdem die Kunde von dem Aufstand Otjimbingwe erreichte, beäugten die Deutschen jeden Schritt der Herero umso argwöhnischer. In dieser angespannten Lage war es für die »violent few« (Collins 2011), welche die Eskalation aus den unterschiedlichsten Motiven wünschten oder in Kauf zu nehmen bereit waren, ein Leichtes, auch einer widerstrebenden Herero-Mehrheit ihren Willen aufzuzwingen. Mochte sie von Auswärtigen, Kriminellen oder einfach nur

78 Laut Kuhlmann entsandte Maharero im Februar Männer, um abtrünnige Werften zu »zerbrechen«, das bedeutet, den Oberhäuptern Vieh und Menschen zu nehmen, um sie zum Bleiben resp. zur Umkehr zu zwingen (Kuhlmann 1911: 46).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

von Personen ausgehen, welche die Gelegenheit ergreifen wollten, leichte Beute zu machen, und sich dabei nicht um die Gesamtlage scherten: Selbst die kleinste unbedachte Tat konnte in dieser Situation gravierende Folgen haben. In Otjimbingwe war es die Tötung eines Weißen, deren Hintergründe nicht ganz klar waren. Die Missionschronik hält dazu fest:

> »Der geschehene Mord machte allen Verhandlungen ein Ende. Nach Hererodenkweise trug Zacharias die Verantwortung für das, was seine ›Kinder‹ angerichtet hatten, u[nd] so blieb ihm nichts übrig, als auf die Seite seines Volkes zu treten.«[79]

Es zeigt sich hieran einmal mehr, um wieviel leichter es ist, Konflikte eskalieren zu lassen, als sie zu de-eskalieren. Man muss bedenken, dass sich die Nachricht, dass dreihundert Herero-Reiter aus Okahandja den Kampf aufgenommen hatten und die weitere Umgebung in Angst und Schrecken versetzten, rasend schnell im ganzen Land verbreitete. Sie dürfte allgemein Zuversicht geweckt und die Kriegsstimmung angeheizt haben, aber eben auch manch einen Unentschlossenen bewogen, die Gunst der Stunde zu nutzen, um nicht leer auszugehen.[80] Conrad Rust (1905) berichtet von mehreren »Marodeuren« und »Plünderern«, die in den ersten Tagen des Aufstands die Gegend unsicher machten.[81] Unter den gegebenen Umständen konnten allerdings auch solch vereinzelte Taten ein Politikum darstellen und über Krieg oder Frieden entscheiden.

Die Eskalation wurde durch die Logik der »bimodalen Entfremdung« befördert. Thomas J. Scheff (2000: 2) versteht darunter eine irrationale Form von Konfliktmanagement, die durch eine doppelte Entfremdung gekennzeichnet ist. Diese Entfremdung besteht zunächst in einer Entfremdung der Konfliktparteien voneinander, die sich gegenseitig abschotten

79 ELCRN, Chronik Otjimbingwe, S. 146

80 In diesem Sinne hielt die Chronik von Otjimbingwe mit Blick auf die dreihundert Reiter fest: »Brennt die afrikanische Steppe einmal, so trägt der Wind die Flammen von Busch zu Busch weiter, ohne daß einer sie aufhalten kann. Nach den geschehenen Mordtaten konnten die Herero nicht mehr zurück. Der Sturmwind der Erbitterung mußte das Feuer weitertragen von Ort zu Ort, von Stamm zu Stamm. Wehe den einsamen Farmern u. Reisenden, die nichts ahnend von dem Brande überrascht werden würden!« (ELCRN, Chronik Otjimbingwe, S. 132)

81 Rust bewertet die entsprechenden Handlungen nach Kriegsrecht und begründet damit, dass mit den Aufgegriffenen kurzer Prozess gemacht wurde, aber in einer Hinsicht hat er möglicherweise Recht: Bei vielen dieser Handlungen handelte es sich nicht um ein zentral gesteuertes ›Requirieren‹ kriegswichtiger Güter, sondern um ›private‹ Bereicherung im Schatten des Krieges. In einer Krieger-Gesellschaft ist der Übergang fließend.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und alle Verbindungen zueinander abbrechen. Dadurch kommt es zugleich zu einer Entfremdung innerhalb der jeweiligen Konfliktpartei. Die Isolation nach außen geht mit einem erheblichen Konformitätsdruck nach innen einher; die Gruppe verlangt dem Einzelnen restlose Unterordnung ab und perhorresziert jegliche Abweichung. So entfremdet sich der Einzelne von sich selbst, indem er Teile seiner Persönlichkeit aufgeben muss, um den Konformitätserwartungen gerecht zu werden. Beide Vorgänge lassen sich am gegenwärtigen Fall beobachten. Wie für die Weißen spätestens mit dem Aufstandsausbruch jeder »Eingeborene« verdächtig war, versuchten auch die Herero, die Verbindungen ihrer Leute zu Weißen zu kappen: Wer es mit dem Feind hielt, galt fortan ebenfalls als Feind.[82] Dabei hatten die Deutschen schon frühzeitig die Weichen für diese Entwicklung gestellt. Aus Furcht und Misstrauen waren längst Notfallpläne hervorgegangen, in welche die Ansiedler eingeweiht waren; oft genug waren ihre Privathäuser Teil der Verteidigungsanlagen und diesem Zweck entsprechend baulich (um-) gestaltet (Schwabe 1902: 158ff). Ein jeder wusste, was im Notfall zu tun war. Rasch baute man im Januar 1904 die virtuellen Festungen aus und versetzte sie in den Verteidigungszustand. Das »Skript« lag also bereits vor und musste nur noch aktiviert werden. Dadurch nahmen die Dinge ihren Lauf, und zwar bisweilen einen solchen, den man eigentlich verhütet wissen wollte; denn dass sich die Weißen in befestigte Stellungen zurückzogen und kampfbereit machten, verunsicherte die Herero zutiefst und gab manchenorts wohl erst den Ausschlag für den Ausbruch der Kampfhandlungen (vgl. Gewald 1999: 152). Der ›Gemeinschaftsterror‹, der sich in der kolonialen Gesellschaft breitmachte, wird im folgenden Abschnitt näher beschäftigen. Festzuhalten ist, dass selbst unbedachte Handlungen Einzelner, dass Situationen und ihre Dynamiken den Fortgang des Geschehens in nicht minderem Maße bestimmen konnten als die Befehle eines Häuptlings, geschweige denn eines Oberhäuptlings. Dieser Sachverhalt stellt gewiss kein Spezifikum der Herero-Gesellschaft dar; aber Gesellschaften, in denen die Herrschaftszentralisierung so wenig ausgeprägt ist, sind dafür in besonderer Weise anfällig.

Insbesondere auf strategischer Ebene machten sich die Konsequenzen des vergleichsweise geringen Grades an Zentralisierung, den die Herrschaft bei den Herero bis 1904 erreicht hatte, bemerkbar.

Maharero wusste sehr genau, dass dieser Krieg gegenüber den vorherigen, lokal begrenzten Konflikten eine andere Dimension besitzen

82 Furcht und Misstrauen bestanden auch auf Seiten der Beherrschten. Bald nach dem Aufstandsausbruch soll Maharero den Befehl erteilt haben, fortan jeden Herero, der mit einem Weißen angetroffen werde, niederzumachen, »weil eine ganze Anzahl Knechte sich zu den Soldaten hielte« (Kuhlmann 1911: 39).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

würde. Deswegen versuchte er auch – und dies stellte ein Novum dar – eine breite Front der Afrikaner zu bilden und Bündnisse mit den Witbooi-Oorlam, den Baster und den Ovambo im Norden des Schutzgebietes einzugehen (vgl. Schaller 2004a: 138f.). Wie gleich näher zu sehen sein wird, verfolgte Maharero ein radikales Kriegsziel. Ob er angesichts dessen noch mit der Möglichkeit eines Verhandlungsfriedens rechnete, kann bezweifelt werden. Schließlich ging er, wie gesehen, davon aus, dass der Krieg für die Aufständischen auf eine »absolute Entscheidung« hinauslaufen und eine existenzielle Dimension annehmen würde; er sah zunächst auch keine Exit-Option.[83] Es galt nun, zu kämpfen und zu siegen. Es ging um alles oder nichts.

Wie radikal ihr Kriegsziel war, verdeutlicht das nähere Vorgehen. Die deutschen Männer wurden in aller Regel getötet, die Farmen, Häuser und Läden geplündert. Was sich gebrauchen ließ, wurde geraubt, was nicht, zerstört. Gebäude wurden verwüstet und niedergebrannt, die Herden weggetrieben. Immer wieder ist in den zeitgenössischen Texten von den »Greueln der Verwüstung« zu lesen: »Möbel, Bücher, Bilder, Briefe, alles, alles« wurde »bis in den Grund zerstört«; die Betten waren »aufgerissen, […] die Sofas zerschlagen, die Füllung herausgerissen, das Porzellan zu Scherben zerhauen, die Öfen auseinandergerissen, nichts, nichts war verschont geblieben« (zit. n. Moritz 1996: 42). Es handelte sich dabei nicht um ›sinnlose Gewalt‹, wie in solchen Zusammenhängen gesagt zu werden pflegt, denn sie traf die Siedler keinesfalls zufällig und verfolgte zudem ein klares Ziel: Sie wollte die Existenz der Kolonisten zerstören, um sie resp. ihre Hinterbliebenen zu zwingen, die Besiedlung aufzugeben und Südwest für immer den Rücken zu kehren (Bridgman 1981: 69). Waren die Männer getötet, Eigentum und Produktionsmittel geraubt oder zerstört und die Häuser unbewohnbar gemacht, entbehrten die Familien jeder Lebensgrundlage. Frauen und Kindern stand der Weg nach Swakopmund offen – um sich nach Deutschland einzuschiffen.[84] Die Krieg*führung* war insofern begrenzt, als sie Frauen, Kinder und Nicht-Deutsche schonte, aber die Kriegsziele waren es keineswegs. Ungeachtet aller Einschränkungen richtete sie sich gegen die ganze deutsche

83 Flucht kam für Maharero offenbar nicht in Frage. Er soll sich dahingehend geäußert haben, dass die Herero ein zu großes Volk seien, um ins Betschuanaland zu ziehen, so dass man sie dort nur als Eindringlinge betrachten würde; daher hätten die Herero kein anderes Land als das ihrer Väter, und dafür müssten sie nun kämpfen (Kuhlmann 1911: 46).

84 Bei Oviumbo sollen Herero einer Siedlerin zugerufen haben: »Komm heraus, wir wollen dir eine Kuh geben, damit du mit deinem Kinde nach Swakopmund gehen kannst« (Rust 1905: 81), und der Großmann Ouanjo schrieb einem Offizier: »Die Frauen musst du mir herausgeben, die will ich nach Deutschland schicken« (Rust 1905: 159). Ähnliches weiß auch Kuhlmann (1911: 23) zu berichten.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

koloniale Gesellschaft mit dem Ziel, der deutschen Herrschaft und Besiedlung ein Ende zu bereiten.

Ein so radikales Ziel war kaum zu erreichen, wenn nicht alle Führer resp. Gruppen mitwirkten und das Ihrige dazu beitrugen. Hierin lag ein schwerwiegendes Problem, da der Verlauf des Krieges zeigt, dass sich die Häuptlinge die Entscheidung zum Kriegseintritt selbst vorbehielten, wie sie auch später immer wieder die Option eines Separatfriedens oder eines selbständigen Abzugs über die Grenze erwogen.

Ich habe an anderer Stelle den folgenschweren Entschluss Samuel Mahareros, die verschiedenen Gruppen, die bis dahin mitunter sehr erfolgreich in ihren jeweiligen Gebieten operiert hatten, am Waterberg zusammenzuziehen, als einen Versuch interpretiert, den gefährlichen Zentrifugalkräften der Ordnung entgegenzuwirken, die im Laufe des Krieges infolge von Rückschlägen und Engpässen immer wieder Auftrieb erhielten (Häussler 2011: 189, Anm. 68). Die Konzentration der Kräfte muss den Gruppen ein Gefühl der Stärke und Zuversicht vermittelt haben, zumal am Fuße des Waterbergs tausende Krieger zusammenkamen, aber sie ermöglichte es Maharero eben auch, die Häuptlinge besser kontrollieren und einem etwaigen Ausscheren entgegentreten zu können.[85] Dies war umso wichtiger, als die großen April-Gefechte zahlreiche Verluste gefordert hatten und dabei nicht die erhofften Ergebnisse erbracht hatten. Strategisch kamen diese Gefechte, die noch zu erörtern sein werden, einer Niederlage gleich: Obgleich die Herero die Deutschen schwer bedrängt und ihnen mitunter schwere Verluste, ja sogar Niederlagen beigebracht hatten, war es ihnen nicht gelungen, sie *entscheidend* zu schlagen. Angesichts des sich stetig zu ihren Ungunsten verschiebenden strategischen Ungleichgewichts musste ihnen klar sein, dass es immer unwahrscheinlicher war, den Deutschen eine solche Niederlage noch beizubringen. Während ihre Kräfte immer weiter schwanden und sie ihre Verluste an Kriegern und Munition nicht ohne weiteres kompensieren konnten, legte der Gegner materiell und personell kontinuierlich zu.

Zwar war die Gegend am Waterberg als Rückzugsort klug gewählt, da die Herero hier fernab der Bahnlinie – und damit dem unmittelbaren Zugriff der Deutschen entzogen – für längere Zeit ausreichend Wasser und Weide vorfanden. Aber der Umstand, dass sie über viele Wochen an einem dem Gegner bekannten Ort ausharrten, dass sie die deutsche Streitmacht ungestört herankommen und ihre Vorbereitungen für die

85 Kuhlmann (1911: 46) berichtet, dass nach den ersten Erfolgen der 2. Feldkompanie die östlichen Herero die Flucht in britisches Gebiet planten, und dass nur eine List Mahareros sie schließlich davon abhielt. Vielleicht war die Ende Februar von Maharero befohlene Konzentration der Kräfte eine Maßnahme, die Fluchtversuche einzelner Gruppen zu verhindern (Pool 1991: 220; Rust 1905: 126).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Schlacht treffen ließen und dass sie, als die Gefechte begannen, vielerorts so rasch die Flucht ergriffen, dass sie große Mengen Vieh zurücklassen mussten, spricht eher dafür, dass ihnen in dieser Phase des Krieges ein klares Konzept fehlte.[86] Dies wiederum könnte ein Hinweis darauf sein, dass nicht im engeren Sinne militärische Erwägungen für die Entscheidung ausschlaggebend gewesen waren, die Kräfte am Waterberg zusammenzuziehen.

Unabhängig von dieser Detailfrage sollte klar geworden sein, dass sich die soziale und politische Ordnung der Herero auf verschiedenen Ebenen nachteilig auf den Krieg und dessen Verlauf auswirkten. Obgleich die Aufständischen den Vorteil der Überraschung auf ihrer Seite hatten und ihre Krieger den deutschen Reitern in vielen Belangen überlegen waren, konnten sie diese Vorzüge letztlich nicht entscheidend zum Tragen bringen. Die Deutschen zu schlagen und zu vertreiben, die strategisch überlegen und fest entschlossen waren, die Herrschaft über DSW zu behaupten, war schwierig genug, so dass bereits kleinste Friktionen auf Seiten der Herero den Aufstand zum Scheitern hätten bringen können – die tatsächlich aufgetretenen Friktionen waren allerdings beträchtlich.

Auch wenn sie ihn nicht zu dem erhofften Ende bringen konnten, hatten die Herero einen Krieg entfacht, bei dem es von Anfang an ums Ganze ging: Ihre Überfälle zielten auf nichts Geringeres, als die deutsche Herrschaft und Besiedlung in DSW ein für alle Mal zu beenden. Dies verlieh dem Krieg eine besondere Schärfe. Zum einen forderte der Aufstand die aufstrebende Großmacht heraus, deren Eliten nicht gewillt waren, diesen Affront auf sich sitzen zu lassen; zum anderen richtete sich die Gewalt der Aufständischen auch und vor allem gegen die koloniale Gesellschaft, die ihrerseits alles daransetzte, es ihnen heimzuzahlen. Dies hatte auch den folgenden Grund.

Das Zerstören und Plündern, das die Angreifer wertvolle Zeit kostete, ist nicht etwa durch einen bloßen Mangel an soldatischer Disziplin zu erklären. In diesen Akten lag vielmehr ein ›Überschuss‹, der eigens zu erklären ist. Ungeachtet aller gebotenen Eile nahmen sich die Aufständischen die Zeit, all das zu zerstören, womit sie nichts anzufangen wussten. Sie zelebrierten die Zerstörung richtiggehend: Mit »Liebe und Sorgfalt« gingen sie zu Werke, wie ein Offizier aus den Trümmern schloss (Salzmann 1905: 65), und oft genug unterstrich übermäßiger Alkoholgenuss den feierlichen Charakter dieses Treibens (Rust 1905: 107).

86 Offenbar waren die Herero kriegsmüde. Nuhn (1989: 185) verweist auf ein Schreiben Mahareros an den britischen *Resident Magistrate* von Walvisbay vom 12.6.1904, in dem er um Asyl ersucht. Auch andere Herero-Führer bemühten sich im Vorfeld der Schlacht um Friedensverhandlungen (vgl. z.B. Estorff 1979: 118).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

In Artefakten wie Häusern, Betrieben oder der kolonialen Infrastruktur materialisierte sich die Macht die Kolonisatoren. Ohnmächtig mussten diese nun mit ansehen, wie alles dem Erdboden gleichgemacht wurde. In drastischer Weise wurde ihnen die Hinfälligkeit ihrer Werke, ihrer Macht, ja ihrer ganzen Existenz vor Augen geführt. So mühsam dies alles aufgebaut worden war – oft steckten Jahre der Arbeit darin: beispielsweise waren die Ziegelsteine meist selbst hergestellt und alles weitere Material von weither herangeschafft –, so gründlich wurde es nun von den Aufständischen zerstört. Durch die immer wieder erwähnten Schändungen von Leichen, auch von solchen, die bereits bestattet worden waren, machten die Aufständischen den Deutschen klar, dass sie in dieser Erde keinen Frieden finden würden. In den dabei vorkommenden Entmannungen (Rust 1905: 41) kehrten die Herero zudem symbolisch die Entmännlichung um, die sie von den kolonialen Eroberern erfahren hatten, indem die Männer zusehen mussten, wie ihre Frauen und Töchter Opfer sexueller Übergriffe wurden. Bei diesen Vorkommnissen handelte es sich offenbar nicht um Einzelfälle, denn sie sind vielfach belegt.[87] Sie waren nicht Ausdruck blinder Raserei, wie deutschen Quellen immerfort suggerierten; die Herero wussten die Gewalt schließlich sehr genau zu dosieren. Sie schöpften zwar aus dem Repertoire vorkolonialer kriegerischer Praktiken, schöpften es aber nicht aus.[88] Sie blieben um die Einhegung der Gewalt bemüht. Mit ihren Akten negierten sie den Herrschaftsanspruch der Kolonialherren und setzten diese Negation wirkungsvoll in Szene. Diese Nachricht kam bei den Deutschen an – und verletzte ihr Überlegenheitsgefühl zutiefst.

Die Rache der kolonialen Gesellschaft

Der Aufstand traf die Siedler wie aus heiterem Himmel. Im Landesinneren konnten sich viele nur mit Glück ihrer Haut erwehren; einige mussten von den Festungen aus mitansehen, wie ihre Habe geraubt wurde und ihre Häuser in Rauch aufgingen. Bisweilen saßen sie, wie in Grootfontein, monatelang auf engstem Raume in improvisierten Unterkünften fest, in banger Ungewissheit um die Lage der Kolonie sowie das

87 Conrad Rust berichtet von Enthauptungen (1905: 75), weiteren »grässlichsten Verstümmelungen« (1905: 89) wie etwa von »abgehauenen Händen« und »ausgestochenen Augen« (1905: 89; 192) und selbst von Kannibalismus (1905: 133; vgl. auch Auer 1911: 61f., 81).

88 So soll sich dreißig Jahre vor der bekannten »Blutnacht von Okahandja« vom 23. September 1880 das »Blutbad von Okahandja« ereignet haben, bei welchem der Oorlam-Führer Jonker Afrikaner auch Frauen und Kindern Hände und Füße abschneiden ließ. Missionar Irle will die Opfer dieses »Blutbades« noch selbst gesehen haben (Irle 1906: 192).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Schicksal von Angehörigen, Nachbarn und Freunden. Ohne Kontakt zur Außenwelt harrten sie der Dinge, die da kommen mochten. Den Umstand, dass sie sich vor den vermeintlich »minderwertigen Eingeborenen« verschanzt halten mussten, empfanden die Siedler als »Erniedrigung und Schmach«, zumal sie sich in diesem Augenblick bewusst wurden, nicht mehr Herren der Lage, geschweige denn der Kolonie zu sein.[89]

Selbst in Swakopmund, das durch den über hundert Kilometer breiten, schwer zu durchdringenden Wüstengürtel der Namib vom Aufstandsgebiet getrennt war, machte die koloniale Gesellschaft im Handumdrehen mobil. Ihre Militarisierung war so vollständig, dass der Ort »wie ausgestorben« wirkte und das »geschäftliche Leben nahezu zum Stillstand« kam.[90] Nach den Beobachtungen Viktor Frankes war die Festung in Windhoek »vollgestopft mit bewaffneten Männern und Frauen. Jeder Krüppel war uniformiert und trug ein Gewehr«.[91] Auch Frauen standen unter Waffen.[92] Conrad Rust (1905: 9) vermerkte hierzu: »Wann [...] es heißt, Leben und Eigentum zu verteidigen, [...] greift alles zu den Waffen; jeder ist Soldat«. Die Unterscheidung zwischen ›Kombattanten‹ und ›Nicht-Kombattanten‹ war hinfällig, denn alle waren Teil der Verteidigung; umgekehrt galt jeder »Eingeborene«, gleichviel ob Mann oder Frau, als Feind.

Ausweislich einer Verordnung des Bezirksamts Swakopmund durfte jeder Weiße Waffen tragen und hatte »Eingeborenen« gegenüber polizeiliche Befugnisse inne; kehrseitig war jeder »Eingeborene« verdächtig.[93] Man beschloss daher bald, die Afrikaner in zwei Dampfer, die vor Swakopmund auf Reede lagen, einzupferchen, in denen sie schließlich nach Südafrika geschafft wurden. Die Logik der »bimodalen Entfremdung« kam voll zum Tragen. Die Siedlerschaft schloss ihre Reihen und wachte nun aufmerksamer denn je darüber, dass die Grenzen zwischen ›Weiß‹ und ›Schwarz‹ nicht mehr verwischten. So tat sie auch ihren Teil, Leutweins Versuche zu unterbinden, mit den Herero in Kontakt zu treten, und zu erreichen, dass die (diplomatischen) Beziehungen zur Gegenseite endgültig abrissen.[94] Unter dem Banner der »Rassensolidarität« unterzog

89 »Der 12. Januar«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 14.1.1905, S. 1.

90 »Mobilmachung«, in: *DSWAZ* vom 19.1.1904, S.1.

91 BArch., N/1030, Bd. 21, Bl.6, S.11.

92 Dies geht nicht nur aus Frankes Beobachtung hervor, sondern auch aus dem Tagebuch von Helene Gathmann, die berichtet, dass ihr Mann ihr einen Revolver in die Hand drückte »und befahl: decken« (Deutsches Tagebucharchiv, Sign. 1704, Eintrag 17.1.1904, Bl. 13), oder aus dem Tagebuch des Missionars Eich, der die Worte der Siedlerin Else Sonnenberg wiedergibt: »Ich muß den Store in Verteidigungszustand setzen, habe aber keine Waffe« (BArch., N/1783/1, Eintrag 14.1.1904, Bl. 5).

93 »Bekanntmachung vom 13.1.04«, *DSWAZ* vom 19.1.1904, S.1.

94 Auf einer Versammlung in Windhoek machten die Ansiedler Leutwein gegenüber klar, »daß bezüglich dieses Punktes die Regierung sich über die

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sie alle Weißen einem regelrechten Gemeinschaftsterror, der keine Abweichungen duldete. Über allem und jedem schwebte fortan der Verdacht des »Verrats«.

Ein ausgeprägtes Rachebedürfnis bemächtigte sich weiter Teile der kolonialen Gesellschaft, auch der Angehörigen der Truppen, die beim Aufstandsausbruch bereits im Lande oder kurz darauf ins Land gekommen waren.[95] Es herrschte äußerste Erbitterung.[96] Mit Sorge vernahmen die Missionare den allgemeinen Schrei nach Rache und registrierten einen »Blutdurst gegen die Herero«.[97] Sie machten eine regelrechte »Pogromstimmung« aus und hatten allergrößte Mühe, die aufgebrachte Bevölkerung von Gewalttaten abzuhalten.[98] Der Missionar Elger erinnert sich:

> »Mit aufgeregten Leuten gab es überhaupt manche Not. Eine höher gestellte Persönlichkeit wollte alle Herero am Platz, ob schuldig oder nicht, hängen lassen und wurde nur durch meine Drohung, daß ich die Sache weitermelden würde, davon abgehalten. Trotzdem wurden in jenen Tagen mehrere gehängt, und mehreren deutschen Frauen war das ein Schauspiel, das sie unbedingt mit anschauen mußten.«[99]

Das Bedürfnis nach Rache war so ausgeprägt, dass es selbst nach den verheerenden Kriegen und der todbringenden Lagerherrschaft nicht abklingen wollte. Noch Jahre nach dem Aufstand bauschten Siedler-Zeitungen vereinzelte Fälle von Flucht und Widersetzlichkeit groß

Stimmung im Lande unmöglich einer Täuschung hingeben könne, die einmütig dahin gehe, dass den Hereros zunächst eine vernichtende Niederlage beigebracht werden müsse, welche ihnen erneute Aufstandsgelüste für alle Zukunft verleide. Sollten *die Hereros alsdann* Unterhandlungen anknüpfen wollen, so könnten dieselben *nur* auf der Grundlage einer Unterwerfung auf Gnade und Ungnade geführt werden« (»Aus dem Schutzgebiet. Aus Windhuk.«, *DSWAZ* vom 19.2.1904, S. 2).

95 Das Problem der ›Verschmelzung‹ von Siedlerschaft und Truppe war längst bekannt. Die alte Schutztruppe verkehrte in so »vollständiger Gleichheit« mit den Ansiedlern, dass sie sich allzu sehr mit dieser identifizierte (François 1899: 80f.). Im »Feindesland« (Schwabe 1902: 156) saßen die Eroberer ›in einem Boot‹ – diese Metapher wurden von verschiedenen Kolonialoffizieren gebraucht, um das Leben unter der Bedingung der kolonialen Situation zu kennzeichnen. Die Boot-Metapher kehrt in verschiedenen Texten wieder, um die Lage der Weißen in der kolonialen Situation zu beschreiben (vgl. Wissmann 1895: 77ff; Simplex Africanus/Laasch/Leue 1905: 52f.).

96 Tagebuch Helene Gathmann, DTA, Sign. 1704, Eintrag 17. Februar 1904, S. 33.

97 Ebd., Eintrag 19. Januar 1904, S. 19; s. auch Rust (1904).

98 Missionar Elger an die Rheinische Missionsgesellschaft, BArch. R1001/2114, S. 81.

99 NAN A569, Bl. 27.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

auf oder warfen der Regierung vor, die »Eingeborenen« zu verwöhnen, und dies angesichts der maßlosen Leiden der letzten Reste eines Volkes, das längst »aufgehört« hatte, »ein selbständiger Volksstamm zu sein«, wie der Bericht des Großen Generalstabs (1906: 214) befriedigt feststellte.

Spätestens mit den Überfällen vom Januar 1904 hatten sich die »Eingeborenen« davon überzeugen können, wie verletzlich die Weißen tatsächlich waren, und dass es ein Leichtes war, sie zu töten und sich ihres Eigentums zu bemächtigen. Wenn nun gewissermaßen das Kind in den Brunnen gefallen war und, den Gedankengang Stuhlmanns noch einmal aufnehmend, die »Transzendenz« des »weißen Herrn« sowie die Heiligkeit und Unverletzlichkeit dessen, was ihm gehört, »rettungslos«[100] dahin waren, wie ließ sich dies alles wiederherstellen, wenn es einmal verloren war? Für die Siedler bildete Rache den ersten Teil der Antwort auf diese Frage.

Rache zu nehmen bedeutete für die Siedler, die beschämende Ohnmacht zu durchbrechen, in welche die Aufständischen sie gezwungen hatten, und die Handlungsmacht wiederzuerlangen; Rache zu nehmen ermöglichte es ihnen, das aus den Fugen geratene Verhältnis zwischen »weißen Herren« und »schwarzen Bestien« wiederherzustellen. Rache verfolgt das Ziel, andere leiden zu lassen, wobei das Leiden der Täter meist in Entsprechung zu dem Leiden der Opfer steht resp. stehen soll. Im gegenwärtigen Zusammenhang trifft dies nicht zu, das Rachebedürfnis der kolonialen Gesellschaft war maßlos und gewaltentgrenzend. Ihr tiefsitzender Rassismus gebot, es den Aufständischen *vielfach* heimzuzahlen. Die koloniale Justiz hatte bereits in ›Friedenszeiten‹ bewiesen, wie Rache im Zeichen des »Rassenhasses« entgrenzte (zit. n. Bley 1968: 177): Während selbst *Morde* an Schwarzen kaum je gesühnt wurden, wurden für jeden toten Weißen gleich mehrere Schwarze hingerichtet.[101] Die Rache der kolonialen Gesellschaft verfuhr nach dem Grundsatz »›Für jeden von uns werden zehn von Euch sterben‹ oder *tit for tat*, statt nur *tit for tit*« (Waldmann 2003: 174). Besonders deutlich trat die Maßlosigkeit dieses Rachebedürfnisses in der Forderung mancher Siedler zutage, die »Eingeborenen« nun ganz auszurotten (Irle 1906: 4).

100 Der Kolonialbeamte Hans Tecklenburg war der Auffassung, dass infolge der Aufstände und der dadurch offengelegten Verletzbarkeit der Kolonialherren »unser Prestige bei den Eingeborenen, das Prestige des weissen Mannes […] rettungslos dahin« wäre (Bericht vom 15.10.1904, BArch., R1001/1139, Bl. 233 [zit. n. Kundrus 2003: 56]).

101 Weiße wurden für die Ermordung von Afrikanern zu Freiheitsstrafen zwischen 3 Monaten und 3 Jahren verurteilt, für die Ermordung Weißer durch Afrikaner wurden stets Todesurteile ausgesprochen und vollzogen, in den meisten Fällen sogar mehrere (Silvester/Gewald 2003: 94).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Gewalt »von unten« hatte seit jeher die Kehrseite des schwachen Kolonialstaates gebildet. Nun kannte sie endgültig kein Halten mehr, zumal sie bei den Behörden auf noch größeres Verständnis traf.

Nachdem alarmierende Nachrichten über die deutsche Kriegführung in DSW ins Reich gedrungen waren, brachten sozialdemokratische Abgeordnete die Sache vor den Reichstag und warfen der Regierung vor, einen Vernichtungskrieg gegen die Herero zu führen. Diese Vorwürfe waren so schwerwiegend, dass der Kolonialdirektor Oskar Stuebel den Gouverneur Leutwein umgehend zu einer Stellungnahme aufforderte. Leutweins Replik vom 17. Mai 1904 erstaunt in zweierlei Hinsicht. Einmal räumt ein hochrangiger Beamter und Militär ein, dass August Bebel, der Führer der Sozialdemokratie, »im allgemeinen […] richtig geurteilt« habe;[102] zum anderen räumt er freimütig ein:

> »Daß indessen auch auf seiten unserer Soldaten nach allem, was vorgekommen ist, nicht mit besonderer Schonung vorgegangen wird, ist nur naturgemäß. Ebenso naturgemäß ist es, wenn kein Vorgesetzter diese Schonung befiehlt [...].«[103]

Leutwein bestätigt, dass in den ersten Wochen und Monaten auf deutscher Seite keine Gefangenen gemacht und Frauen sowie Kinder getötet worden seien, und bestreitet lediglich, dass dieses Vorgehen von der Führung angeordnet worden sei. Nach seiner Darstellung ist die Entgrenzung der Gewalt zunächst einmal Sache »unserer Soldaten«. Wenn sich der Gouverneur gegenüber den fortgesetzten Übergriffen der Siedler schon zu ›Friedenszeiten‹ »machtlos« gewähnt hatte, dann erst recht unter dem Eindruck des Aufstandes. Er sah sich außerstande, gegen die Gewalt innerhalb wie »außerhalb der eigentlichen Kriegshandlung«, das bedeutet: gegen die Willkür von Standgerichten, die angebliche »Viehdiebe und Marodeure […] regelmäßig zum Tode verurteilt[en]«, einzuschreiten.[104] Gegen diese »Volksstimmung« wäre, so Leutwein entschuldigend, auch kein Bebel angekommen.[105] Aber auch wenn sich der Gouverneur von den Vorgängen distanziert, kann er sich nicht dazu durchringen, sie zu verurteilen, im Gegenteil. Im Hinweis auf die Umstände (»nach allem, was vorgekommen ist«) bringt er sogar Verständnis für die Soldaten auf und rechtfertigt so das Nicht-Einschreiten der Führung.

Ein Beobachter aus der britischen Enklave Walvis Bay unweit von Swakopmund, der in ständigem Austausch mit Deutschen stand, berichtete von den Zuständen in der deutschen Kolonie:

102 BArch. R1001/2115, Bl. 61.
103 Ebd., Bl. 62.
104 BArch. R1001/2115, Bl. 63.
105 Ebd., Bl. 63.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

»The general feeling among the Germans at present partakes of an unreasoning and vindictive bitterness which is almost as nearly allied to barbarism as the unbridled passions of the Hereros themselves. I have heard, myself, Germans who were in action describing boastfully how their troopers bayonetted Herero women.«[106]

Die Untätigkeit der Regierung hatte gravierende Folgen. Aus anderen Kontexten ist bekannt, dass das Versäumnis militärischer Führer, auf die Einhaltung der Normen des Kriegsrechts zu pochen und Verstöße zu ahnden, bereits nach kurzer Zeit dazu führt, dass die Brutalität, derer sich anfänglich nur eine Minderheit bedient, zur mehrheitlich akzeptierten Praxis wird (Greiner 2007: 123), mithin, dass die »violent few« (Collins 2011) die Standards der Kriegführung festzulegen beginnen. Dass dies offenbar auch in DSW geschah, hatte Rückwirkungen auf den Krieg insgesamt. Die Unerbittlichkeit der Deutschen stachelte nun auch die Herero zu mehr Grausamkeit an: »The position is most serious and the vindictiveness displayed on both sides is almost without parallel«, fährt der bereits erwähnte Bericht aus Walvis Bay fort.[107] War man einmal zu dem Eindruck gelangt, dass man von dem Gegenüber keinen Pardon erwarten konnte, blieb nur noch der Kampf bis zur letzten Patrone. Somit mündete der Rachefeldzug der kolonialen Gesellschaft alsbald in eine Spirale der entgrenzten Gewalt und Gegengewalt. Lange bevor Lothar von Trotha das Kommando in DSW übernahm, war in Südwest eine Gewalt entfesselt worden, die kaum mehr Grenzen kannte – eine Gewalt, die auch und vor allem »von unten« ausging, die keiner Befehle bedurfte, um in Gang gesetzt zu werden, und die, je länger sie wucherte, durch Befehle auch kaum mehr zu zügeln war.

Den Grund für diese Gewalt hatten die Mitglieder der kolonialen Gesellschaft, an erster Stelle wohl die Siedler, gelegt. Die Gewalt »von unten« reichte weit in die ›Friedenzeit‹ zurück und hatte den Krieg wohl erst heraufbeschworen. Im Zeichen der Rache nahm diese Gewalt eine neue Dimension an; unter der Hand etablierten sich die informellen Standards, welche die Kriegführung in DSW bis zu ihrem Ende prägen sollten.

Die herausragende Rolle der Siedler unterstreicht der Umstand, dass die Zahl der von ihnen Eingezogenen (als Reservisten, Landwehr und Landsturm, nicht zuletzt als Kriegsfreiwillige) zumindest in den ersten Wochen die Zahl der regulären Truppen deutlich übertraf, insbesondere

106 Office of the Resident Magistrate, Walfish Bay, to the Secretary to the Native Affairs Department, Cape Town, 18. Mai 1904, PRO WO 106/265: »Herero-Rising 1904-7; Bondelzwart Rising 1903«, Bl.148.

107 Office of the Resident Magistrate, Walfish Bay, to the Secretary to the Native Affairs Department, Cape Town, 18. Mai 1904, PRO WO 106/265: »Herero-Rising 1904–7; Bondelzwart Rising 1903«, Bl.148.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

wenn man berücksichtigt, dass der größte Teil der Feldtruppen zu diesem Zeitpunkt noch im äußersten Süden befindlich und durch die aufständischen Bondelzwart gebunden war. Der Einfluss der Siedler auf die Kriegführung hing allerdings nicht nur von ihrer Zahl ab; aufgrund ihrer Expertise hatte ihr Wort besonderes Gewicht. Die eilig ins Land geschafften und mit den vorfindlichen Verhältnissen überforderten Soldaten orientierten sich vor allem an den erfahrenen Landeskundigen in ihren Reihen.

Auch als die reguläre Armee die Durchführung der Operationen übernahm und das Gros der Reservisten (etc.) wieder entlassen worden war, suchten Stabsoffiziere händeringend nach Ansiedlern (z.B. Bayer 1909: 64), welche insbesondere schwierige Aufgaben übernahmen. Der Bericht des Admiralstabs der Marine (1905b: 17) vermerkt hierzu:

> »Durch diese Kenner afrikanischer Verhältnisse wurden die Schwierigkeiten beseitigt, welche sich dem unerfahrenen Europäer auf Schritt und Tritt entgegenstellten, und der Neuling wurde mit den Eigentümlichkeiten afrikanischer Kriegführung bekannt gemacht. Auch die bei der Abteilung befindlichen Reiter, zum größten Teil Reservisten und Landwehrleute oder Kriegsfreiwillige, waren von großem Nutzen. Sie, die als Farmer und Händler das Land durchzogen hatten, leiteten als Wegführer, Patrouillenreiter und Führer der Wagenkolonnen große Dienste.«

Diese Ausführungen verdeutlichen, dass die Ansiedler als Experten in der Truppe ein besonderes Ansehen besaßen. Allerdings beschränkte sich dies nicht nur auf diejenigen, die bei der Truppe Dienst taten. Die neuankommenden Soldaten hatten bei ihren Transporten und Märschen ins Landesinnere vielfältigen Kontakt zur weißen Bevölkerung und suchten auch »nach Möglichkeit« das Gespräch;[108] »alleiniger Gegenstand [war] der Krieg«, betont der Soldat Max Belwe, der in diesen Unterhaltungen »viel Merkwürdiges« erfahren haben will (Belwe 1906: 11). Die vielbeschworene »Nähe« zwischen Ansiedlern und Mannschaften ist im Vorstehenden bereits erwähnt worden.[109]

Oft bewirkte bereits der Anblick der Versehrten und Hinterbliebenen, dass sich die Neuankömmlinge mit den Ansiedlern solidarisierten und sich ihre Sicht der Dinge, ihre Wertungen und Emotionen zu eigen

108 Der britische Offizier W.E. Montague, der 1879 mit seinem Regiment im heutigen Südafrika ankam, um gegen die Zulu zu kämpfen, berichtet befremdet von den unausgesetzten Versuchen der Siedler, die Truppen auf dem Vormarsch aufzuhetzen, indem sie sie durch blutrünstige Berichte von den Greueln der Zulu von der Notwendigkeit ihrer totalen Vernichtung zu überzeugen versuchten (Montague 2006: 31).

109 »Aus dem Schutzgebiet«, in: *DSWAZ* vom 1.3.1905, S.1.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

machten. Die ins Land kommenden neuen Truppen landeten in Swakopmund, wo sich auch alle Flüchtlinge aus dem Landesinnern sammelten und auf ihre Ausschiffung nach Deutschland warteten. Diese Bilder machten auf manch einen Beobachter tiefen Eindruck:

»Die Beobachtung der Abfahrt der Schiffe nach Deutschland kann jetzt recht traurig stimmen. Da gehen Verwundete weg oder solche, die von schwerer Krankheit genesen sind, aber auf dem Gesicht oder in der Haltung noch die Spuren der Krankheit tragen. Da sieht man alte Bekannte im Boot, die durch Fleiß und Ausdauer es zu etwas gebracht hatten und vor wenigen Monaten noch glauben durften, sicher im Leben zu stehen und die heute ohne eigenes Verschulden alles verloren haben und bedürftiger dastehen als je. Am trübsten aber ist der Anblick, wie er sich vorgestern wieder bot […]: Witwen und Waisen heimtückisch ermordeter Farmer. Wenn man das sieht, überkommt einen von neuem wieder der Zorn.«[110]

Über Wochen und Monate stellten die Siedler einen beträchtlichen Teil der Truppe – anfangs sogar zwei Drittel (Großer Generalstab 1906: 15f.) – und konnten so den Charakter der Kämpfe, auch über ihr Ausscheiden hinaus, mitbestimmen; als Experten, die der Truppen beigegeben waren, konnten sie auch weiterhin von maßgeblicher Stelle aus Einfluss auf die Soldaten und die Kriegführung nehmen. Als landeskundige Gewährsleute war ihr Einfluss freilich mittelbarer, aber auch hierbei fungierten sie als Multiplikatoren der Deutungsmuster und Emotionen der kolonialen Gesellschaft.

Dabei spielten die Siedler-Zeitungen eine gewichtige Rolle. Seit jeher prangerten diese die »Humanitätsduselei« der offiziellen Politik an und propagierten Krieg und Gewalt.[111] Dem tat der Krieg keinen Abbruch. So löste das Gerücht, dass Leutwein mit den Herero Verhandlungen anzuknüpfen suche, einen Sturm der Entrüstung aus. Lautstark wurde ein Totalsieg gefordert.[112] Überhaupt schwächte die unausgesetzte Kritik an dem angeblich zu moderaten Kurs des Gouverneurs dessen Position. Die Siedler trugen ihren Teil dazu bei, dass er schließlich abgelöst wurde. Ironischerweise erhielten sie mit Trotha einen Kommandeur, der zwar willens war, den geforderten Krieg zu führen, der dabei aber – zu ihrem Unmut – mit einer Kompromisslosigkeit zu Werke ging, dass die Kolonie bald am Abgrund des wirtschaftlichen Ruins stand.

110 *DSWAZ* vom 3. August 1904, No.31.

111 »Zur augenblicklichen Lage«, in: *DSWAZ* vom 5.1.1904, Nr.1., S.1.

112 Die »Stimmung im Lande« verlangte, »dass den Hereros zunächst eine vernichtende Niederlage beigebracht werden müsse, welche ihnen erneute Aufstandsgelüste für alle Zukunft verleide«. Verhandlungen könnten »*nur* auf der Grundlage einer Unterwerfung auf Gnade und Ungnade geführt werden« (»Aus dem Schutzgebiet. Aus Windhuk«, in: *DSWAZ* vom 19.4.1904, Nr.16, S.2.).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Für den Militärdiktator Trotha, der sich im Grunde nur dem Kaiser gegenüber verantwortlich fühlte, waren die Interessen der Siedler und die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie bestenfalls von nachgeordneter Bedeutung, wie im Weiteren noch näher zu sehen wird. Festzuhalten ist, dass der Siedler stetes Drängen auf Radikalisierung zu Entwicklungen führte, mit denen sie nicht einverstanden waren, die sich aber ihrem Einfluss nunmehr gänzlich entzogen. Damit bestimmten »Elemente« das Geschehen über weite Strecken mit, die staatspolitisch gar nicht vorgesehen waren.

Auch als der Krieg längst beendet war, kamen die Siedler nicht zur Ruhe. Als die letzten Reste der Herero in den Konzentrationslagern darbten, forderte die *Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* mit Blick auf die »Behandlung des Hereroproblems«, wie sie es ausdrückte, »jetzt endlich wieder eine Wendung zu schärferer Tonart«.[113] Auch im ›Frieden‹ drängten die Siedler auf die stete Verschärfung der »Eingeborenenpolitik«. Die Siedler waren und blieben ein Motor der Gewaltentgrenzung.

113 »Aus dem Schutzgebiet. Aus Omaruru«, in: *DSWAZ* vom 18.8.1906, S. 1.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

3. Der strategische Horizont: Leutwein – Metropole – Trotha

Die Siedler beschworen Geister herauf, derer sie nicht mehr Herr wurden. Das Geschehen in Südwestafrika geriet immer mehr in den Sog koloniefremder Kräfte und entzog sich der Kontrolle der eigentlich Betroffenen, der Siedler, der eingesessenen Militärs und Beamten. Nachdem die Aufstandsmeldungen Deutschland erreichten und dort für großes Aufsehen sorgten, ging Berlin schnell dazu über, die Kontrolle über die Maßnahmen in Südwestafrika an sich zu ziehen. Stück um Stück büßte der Gouverneur seine bis dahin beträchtliche Autonomie ein. Es taten sich auch erhebliche inhaltliche Diskrepanzen zwischen Metropole und Kolonie resp. zwischen Berlin und Windhoek auf.

Zunächst beschäftige ich mich mit Leutweins über Jahre gereiftem Konzept der Kolonialpolitik und -kriegsführung. Für den Gouverneur waren diese Aspekte aufs engste miteinander verwoben. Sein strategischer Weitblick unterschied ihn deutlich von Offizieren wie Trotha, ja ließ ihn im militärischen ›Establishment‹ jener Tage regelrecht verdächtig erscheinen. Leutwein stand von Haus aus für eine begrenzte Kriegführung.

Im zweiten Abschnitt gehe ich der Frage nach, welche Richtung die metropolitane Einflussnahme dem Kriegsgeschehen verlieh. Nicht zuletzt unter dem Druck der Öffentlichkeit[1] entwickelten die vorgesetzten Stellen in Berlin Vorstellungen über die Aufstandsniederschlagung, die in scharfem Kontrast zu denjenigen Leutweins standen. Die Metropole drängte auf die Entgrenzung des Krieges: Sie verlangte, wie ich in einem separaten Exkurs erläutere, einen »politischen Vernichtungskrieg«. Da Leutwein nicht imstande oder willens war, die strategischen Vorgaben Berlins umzusetzen, wurde er schließlich als Kommandeur der südwestafrikanischen Truppe abgelöst. Es ist wichtig zu sehen, dass Trotha zunächst nur ein Kandidat für einen strategischen Kurs war, der in seinen Grundzügen längst feststand.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit den Ausgangspunkten von Trothas Kriegführung. Dessen Einsetzung war Teil des Versuchs Berlins, die Kriegführung stärker an den eigenen Erwartungen auszurichten, und diese sahen vor, den Herero eine vernichtende Niederlage beizubringen.

1 Auch die Rolle der Öffentlichkeit resp. der kolonialinteressierten und -räsonierenden Teile derselben ist nicht zu unterschätzen, auch wenn sie an dieser Stelle nicht weiter untersucht wird. Möglicherweise stand das Regiment Wilhelms II. der öffentlichen Meinung oftmals sogar »hilfloser« gegenüber als demokratischere Systeme (Mommsen 1986: 195; Förster 1985: 15).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Dies war allerdings auch für Trotha, der mit großem Eifer zu Werke ging, nicht gleichbedeutend damit, einen genozidalen Vernichtungsfeldzug gegen die Herero aufzunehmen. Nicht zuletzt seine Rezeption der Schriften Georg Hartmanns verdeutlicht, dass seine Kommandoübernahme anfangs noch in einem ›konventionellen‹ Horizont stand. Mit Blick auf die weitere Eskalation lag die entscheidende Weichenstellung nicht so sehr auf personeller, sondern auf struktureller Ebene: Bis auf weiteres waren allein militärische Gesichtspunkte bestimmend.

Primat der Politik: Leutweins begrenzte Kriegführung

In knapp elf Jahren prägte Theodor Leutwein als Beobachter, dann als Landeshauptmann und schließlich als Gouverneur die Entwicklung der Kolonie DSW in entscheidender Weise. Die Umstände, unter denen Leutwein seinen Dienst in der Kolonie angetreten hatte, bestimmten in gewisser Weise seine gesamte weitere Amtsführung. Er war entsandt worden, um mit Curt von François einen ›Säbelrassler‹ abzulösen, dessen aggressive, auf Eskalation zielende Haltung das Deutsche Reich in einen Krieg mit den Witbooi gestürzt hatte, der lang und allzu kostspielig zu werden drohte (vgl. z.B. Bülow 1896: 225ff, 284ff). Das »schneidige Auftreten« François' wurde nicht allenthalben geschätzt (Irle 1906: 215), im Reich war man »nichts weniger als zufrieden« mit den Früchten seiner Politik, und berief ihn schließlich ab.[2] Die Reichsregierung hatte sich zwar 1893 endgültig zu ihrem Herrschaftsanspruch in Südwestafrika bekannt, es aber auch ausgeschlossen, diesen Anspruch mit anderen als formell friedlichen – und damit auch kostengünstigen – Mitteln zu verfolgen.[3] So fehlten François die nötigen Ressourcen, um den Vernichtungskrieg zu vollenden, den er mit dem Überfall auf den Hauptsitz Hendrik Witboois, Hornkranz, vom Zaun gebrochen hatte. Die meisten Witbooi-Krieger konnten dem Massaker von Hornkranz entkommen und nahmen einen Kleinkrieg auf, dem die kaum 300 Mann zählende Schutztruppe nicht gewachsen war. Leutwein fiel die wenig dankbare

2 So Missionar Johannes Olpp in seinem »Beitrag zur Missionsgeschichte des Witbooi-Stammes für das Archiv des Barmer Missionshauses« (zit. n. Möhlig 2007: 224).

3 Reichskanzler von Caprivi hatte am 1.3.1893 programmatisch vor dem Reichstag zur Herrschaftssicherung in DSW erklärt: »Wir wollen keinen Krieg führen, wir wollen auf unblutige Weise uns immer mehr zu Herren des Landes machen und unsere Herrschaft befestigen. Wir haben Südwestafrika einmal, jetzt ist es deutsches Land und muß als deutsches Land erhalten bleiben« (StBR, 55. Sitzung, 1.3.1893, S.1359c). An diesen Auftrag fühlte sich Leutwein gebunden.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Aufgabe zu, diesen Krieg möglichst rasch zu beenden, ohne dass die Autorität des Deutschen Reiches allzu sehr darunter litt.

Leutwein sah auch in der Folge seine vornehmliche Aufgabe darin bestehen, die deutsche Herrschaft über Südwestafrika auszubauen und zu festigen, ohne dem Deutschen Reich übermäßige Kosten zu verursachen. Im Laufe seiner Amtszeit ging ihm diese Sparpolitik immer mehr ›in Fleisch und Blut über‹,[4] so sehr, dass er auch dann nicht davon ablassen mochte, als die Stimmung im Reich längst umgeschwenkt war: Nach dem Ausbruch des Aufstandes im Januar 1904 hatte Berlin auch unter dem Druck der Öffentlichkeit alle finanzielle Zurückhaltung in kolonialpolitischen Fragen aufgegeben,[5] so dass zumindest zwischenzeitlich Erfolge wichtiger als die Kosten schienen, die dadurch entstanden.

Bei allen Einschränkungen, die das Sparen Leutwein auferlegte, bot es ihm Chancen, eine beachtliche Autonomie zu wahren und seine persönliche Machtstellung zu festigen. Im Alltag war das Interesse, das die deutsche Öffentlichkeit der kolonialen Sache entgegenbrachte, ebenso begrenzt wie die Bereitschaft, größere Summen dafür aufzuwenden. Langwierige Kriege und der Ruf nach zusätzlichen Mitteln rückten die Kolonialpolitik auf die politische Agenda, zumal das Budgetbewilligungsrecht beim Reichstag lag. Das plötzliche Interesse bedeutete, dass nun Fragen gestellt, Verhältnisse durchleuchtet und Vorfälle untersucht wurden; außerdem pflegte es mit einer stärkeren Einmischung seitens der Metropole einherzugehen.[6] Dahingegen konnte ein sparsam haushaltender Gouverneur wie Leutwein, der etwa auch dafür sorgte, dass einmal aufgebrochene Konflikte begrenzt blieben oder rasch beigelegt wurden,

4 Von vielen Zeitgenossen wurde er dafür geschmäht. Ludwig von Estorff warf ihm vor, er habe die Sparsamkeit mit Blick auf die Truppenpräsenz im Schutzgebiet übertrieben und sich diese zur Ehre angerechnet, in dem Glauben, persönlich die Verhältnisse immer wieder einrenken zu können (Estorff 1979: 114).

5 Wie sehr dieser ursprüngliche Auftrag das Selbstverständnis Leutweins prägte, belegt eine Stellungnahme in einem Interview, das er nach seiner endgültigen Rückkehr aus dem Schutzgebiet in Wiesbaden gab. Darin sagte er: »Ich habe durch meine Milde dem Reich gerade Geld und Blut sparen wollen und jedenfalls lasse ich mir den Vorwurf, durch zu nachgiebiges Verfahren einem Aufstand Vorschub geleistet zu haben, weit lieber machen, als ich mir einen entgegengesetzten hätte machen lassen« (»Aus Deutschland«, in: *DSWAZ* vom 8.2.1905, S.3).

6 Im Zuge des Khauas-Aufstandes von 1896 rügte Leutwein Major Müller dafür, in seinen Meldungen nach Berlin einen allzu beunruhigenden Ton angeschlagen zu haben (NAN ZBU D.IV.C.1: Feldzug gegen die Khauas-Hottentotten, Bl. 187). Gegen eine Aufstockung der Truppenstärke hätte Leutwein kaum etwas einzuwenden gehabt, wohl aber gegen die Einmischung seitens der vorgesetzten Stellen in Berlin, die dies mit sich gebracht hätte.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

seine Politik weitgehend selbständig bestimmen. Diese Überlegung mag Leutwein auch im Januar 1904 dazu bewogen haben, in den Telegrammen nach Berlin einen beschwichtigenden Ton anzuschlagen und die Ausmaße des Aufstandes herunterzuspielen – weswegen man schließlich auch an seiner Urteilskraft und Glaubwürdigkeit zweifelte. Die weiteren Geschehnisse in DSW zeigen, dass die Einmischung der Metropole dem lokalen Konflikt in kürzester Zeit eine solche Tragweite und Dynamik verlieh, dass er gänzlich der Kontrolle der Kolonialregierung entglitt (Trotha 2003: 52f.).

Leutwein führte ein persönliches Regiment, das vormoderne Züge trug und insofern zur bürokratischen Herrschaft querstand, in welche die Kolonialverwaltung formell eingebunden war. Er selbst verglich seine Stellung gegenüber den Häuptlingen mit derjenigen des »römisch-deutschen Kaisers im Mittelalter zu den Stammesherzögen« (Leutwein 1997: 240). Es handelte sich um ein Verhältnis, das auf der Treueverpflichtung konkreter Personen untereinander beruhte: Nach Leutwein galt die Loyalität der Häuptlinge ihm als Person und keiner abstrakten Sache wie dem Staat (dazu allgemein: Wissmann 1895: 16). Daher war Leutwein auch fest davon überzeugt, dass der Aufstand der Herero nicht ausgebrochen wäre, wenn er zuvor Windhoek nicht verlassen hätte.[7] Selbst ein langjähriger Weggefährte wie der Offizier Ludwig von Estorff (1979: 114), der Leutweins Integrität ausdrücklich hervorhob, machte bei diesem eine gewisse Selbstüberschätzung aus und warf ihm vor, zu sehr auf den »Eindruck seiner Persönlichkeit« vertraut und dadurch den »hohen Grad« der Unzufriedenheit der Herero übersehen zu haben.

Da Leutwein wie die meisten (tatsächlichen oder vermeintlichen) Landeskenner, die sich in jenen Tagen zu Worte meldeten, die Auffassung vertrat, dass die indigene Arbeitskraft eine unverzichtbare Grundlage der Kolonialwirtschaft bildete, war es ein wichtiges Anliegen seiner Politik, der Kolonie diese Arbeitskraft zu erhalten und weiter zu erschließen. Die Orientierung an der Inwertsetzung der kolonialen ›Ressourcen‹ stellte im Falle Leutweins einen Antrieb dar, die kriegerische Gewalt gegen die autochthone Bevölkerung begrenzt zu halten.

Gerade in der Siedlungskolonie DSW hing die ›Existenzberechtigung‹ der autochthonen Bevölkerung gleichsam am seidenen Faden. Die Kolonisatoren betrachteten sie erklärtermaßen nicht als Zweck an sich selbst; die Indigenen hatten vielmehr nur dann und insofern eine Zukunft im

7 Leutwein suchte auch Trotha davon zu überzeugen, dass wenn er, Leutwein, Windhoek nicht verlassen hätte, um in den Süden zu reisen, der Aufstand nie ausgebrochen wäre; das Trachten war insofern vergeblich, als die Gründe und Umstände des Aufstandes Trotha (und den Spitzen im Reich) erst einmal völlig gleichgültig waren (vgl. Tagebuch Trotha, TA 122/15, Eintrag 22.6.1904).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Schutzgebiet, als sie für die Kolonialherren von Nutzen waren.[8] In den kolonialinteressierten Diskursen herrschte Einigkeit darüber, dass sich der ›Wert‹ der Indigenen ausschließlich nach dem Nutzen für Andere bemaß, und kein intrinsischer, ihnen als Menschen zukommender war. Auch Leutwein machte sich diese menschenverachtende Logik zu eigen, ob aus echter Überzeugung oder eher strategisch, weil er ahnte, dass mit einer ethischen Argumentation zugunsten der Indigenen nichts zu erreichen war, bleibe dahingestellt. Allerdings ist auch nicht auszuschließen, dass Leutwein über die Jahre seiner Amtsführung hinweg eine – freilich patrimonial gefärbte – Bindung zu »*seinen* Eingeborenen« entwickelte, die sein Vorgehen mitbestimmte und beispielsweise seinem Nachfolger, Lothar von Trotha, völlig fremd war und blieb.[9] Zwei Gesichtspunkte seiner Politik sind jedenfalls festzuhalten: die Rücksicht auf Sparzwänge und die Erhaltung indigener Arbeitskraft.

Den Fluchtpunkt aller kolonisatorischen Bemühungen in Südwestafrika bildete auch für Leutwein »die Schaffung einer von den Weißen bevölkerten Kolonie« (Leutwein 1997: 271). Dieses Ziel ließ sich auf zwei Wegen erreichen: Der eine Weg führte über die gewaltsame Unterwerfung der »Eingeborenen«, die militärische Eroberung des Territoriums und die Errichtung einer »*tatsächliche*[*n*]« oder direkten Herrschaft; der andere Weg führte über eine auf Verträgen gründende, indirekte *Schutz*herrschaft.

Die militärische Eroberung des Schutzgebietes und die restlose Unterwerfung der autochthonen Gruppen wären das Deutsche Reich teuer zu stehen gekommen; vor dem Aufstandsausbruch von 1904 hatte deswegen in der Metropole der politische Wille dazu gefehlt, wie Leutwein sehr gut wusste (Leutwein 1997: 240). Aus diesem Grunde hatte er stets auf einen Kurs gesetzt, der möglichst »ohne Härte und ohne Gewaltanwendung« auskommen sollte (ebd.: 271). Er selbst charakterisierte ihn als eine »Politik der Versöhnung zwischen den Rassengegensätzen«, mit dem Ziel, die Indigenen mit ihrem Schicksal als Heloten zu versöhnen und sie »allmählich an den bestehenden Zustand zu gewöhnen« (ebd.: 242). Leutwein glaubte sich dabei ganz auf den »Druck der Zivilisation« verlassen zu können (Bley 1968: 157), damit rechnend, dass die Herero

8 Die Siedler etwa betonten, dass sie nur deswegen im Land waren, um die eigene wirtschaftliche Lage zu verbessern (»Zur Eingeborenenfrage, I.«, in: *DSWAZ* vom 22.9.1906, No.50, S.1), nicht aber die Situation der »Eingeborenen«. Solcherlei Rücksicht durften den eigenen Interessen nicht im Wege stehen. Jede Maßnahme war einzig daran zu messen, ob sie der »weißen« Kolonisierung dienlich war (»Mutterland und Kolonie«, in: *DSWAZ* vom 2.5.1906, No.18, S.1).

9 Zum Beispiel empfand Franke zu ›seinen‹ Häuptlingen aus dem Distrikt Omaruru eine Bindung, die, wenn sie auch stark patrimonial gefärbt war, stets eine gewisse ›Versöhnlichkeit‹ mit sich brachte (Franke 2002: 351).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

im formell friedlichen Wettbewerb mit den Weißen nicht würden bestehen können. Aus seiner Sicht verstanden sie nicht zu wirtschaften; wegen ihrer gleichzeitigen Abhängigkeit von europäischen Konsumgütern würden sie verarmen, ihr Land und Vieh veräußern und schließlich sogar genötigt sein, als Arbeiter in weiße Dienste zu treten (ebd.: 159). Auf diese Ordnung wirkte Leutwein hin. Über das vermeintlich unausweichliche Schicksal der autochthonen Völker gab sich Leutwein (1997: 242) indes keinen Illusionen hin:

> »Von der Selbständigkeit mußte ihnen [den »Eingeborenen«, MH] schließlich nichts mehr bleiben als die Erinnerung. Hand in Hand mit einer solchen Friedenspolitik konnte in Fällen von Unbotmäßigkeit eine allmähliche Entwaffnung der Eingeborenen, verbunden mit Auflösung der Stammesverbände, gehen [...].«

Dass die Herero schließlich »politisch tot« gemacht werden müssten,[10] wie Leutwein im Februar und nochmals auf der öffentlichen Beiratssitzung in Windhoek am 6. September 1904 unterstrich,[11] hatte bereits vor dem Aufstandsausbruch 1904 als längerfristiges kolonialpolitisches Ziel festgestanden. So besaß die Kolonisierung nach Leutwein zumindest bereits einen *ethnozidalen* Fluchtpunkt, als sie einschloss, dass die Indigenen neben ihrer politischen Selbständigkeit auch charakteristische Bestandteile ihrer kulturellen Identität hätten einbüßen müssen.[12] Sie sollten der Kolonie zwar grundsätzlich erhalten bleiben, aber als untergeordnete, besitzlose Elemente einer Arbeitsgesellschaft europäischen Zuschnitts. Leutweins Siedlungspolitik zielte vielleicht auf die weitere Koexistenz von weißer und schwarzer Bevölkerung, aber diese Koexistenz gründete auf der fundamentalen Ungleichheit dieser Bevölkerungsgruppen. Auch diese Politik kam nicht ohne die eindeutige Klärung der Frage aus, wer in der Siedlungskolonie Herr und wer Knecht sein würde. Leutweins »Friedenspolitik« wollte diese Klärung mit formell friedlichen Mitteln herbeiführen. Der Gouverneur setzte alles daran zu vermeiden, die Indigenen mit Waffengewalt niederwerfen und die Kolonie militärisch erobern zu müssen, und hoffte stattdessen darauf, dass die indigene Bevölkerung sich allmählich mit ihrer untergeordneten Stellung abfinden und sich zu einem

10 Leutwein an Kolonialabteilung, 23.2.1904, BArch., R 1001/2113, Bl. 55.
11 »Aus dem Schutzgebiet«, in: *DSWAZ* vom 21.9.1904, S.2.
12 Die Kolonisierung lief auf die Implementierung des europäischen Staatsmodells bei gleichzeitiger Auflösung der Stammesstrukturen und die Einführung einer Lohnarbeitsgesellschaft europäischen Zuschnitts hinaus. Die Vision Leutweins sah eine völlige Umformung der autochthonen Bevölkerung nach den Maßgaben der Kolonialherren vor. Helen Fein (1993: 10) versteht unter ›Ethnozid‹ die absichtsvolle Zerstörung einer Gruppe oder Kultur, die nicht zu dem Mittel der physischen Vernichtung ihrer Mitglieder greift.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

fungiblen Proletariat in weißen Diensten umformen lassen würde.[13] Die »Friedenspolitik« sollte es ermöglichen, einerseits die indigene Arbeitskraft zu erhalten und in die europäische Kolonialwirtschaft zu integrieren, andererseits allzu kostspielige militärische Unternehmungen zu vermeiden.

Im gegenwärtigen Zusammenhang bedeutsam ist die Frage, was Leutwein für den Fall vorsah, dass seine »Friedenspolitik« scheitern und auf den Widerstand der Kolonisierten stoßen würde. Bereits in den 1890er Jahren hielt er fest, dass die deutsche Regierung in diesem Falle entweder »das Kolonisieren unter den Herero als aussichtslos« aufgeben müsse oder aber »den Vernichtungskampf gegen dieselben« befehlen müsste. Es überrascht nicht, dass er damit rechnete, dass es eher zum »Vernichtungskampf« als zur Aufgabe der Kolonie kommen würde (zit. n. Drechsler 1966: 105). An anderer Stelle ging er näher auf die Kriegführung im Rahmen eines solches »Vernichtungskampfes« ein (zit. n. Schaller 2004b: 210):

> »Eine konsequente Colonialpolitik würde daher zweifellos die Tötung sämtlicher waffenfähiger Gefangener verlangen. Ich selbst möchte zu diesem Mittel nicht schreiten, würde aber keinen Tadel für denjenigen haben, welcher es thäte.«

Damit stimmt zusammen, dass in den ersten Wochen und Monaten des Herero-Krieges unter Leutweins Kommando keine Gefangenen gemacht und selbst die Leben von Frauen oder Kindern nicht geschont wurden, auch wenn der Gouverneur bestritt, diese Maßnahmen direkt angeordnet zu haben. In diesem Falle schritt er vielleicht tatsächlich nicht selbst »zu diesem Mittel«, fand aber auch »keinen Tadel« für die Täter. Gleichwohl zeigt dieser Passus, dass sich Leutwein zwar darüber im Klaren war, was im Namen einer »konsequente[n] Colonialpolitik« zu tun sein würde, wenn einmal ein Aufstand ausbrechen sollte, dass er aber nicht ohne weiteres bereit war resp. sein würde, dann auch konsequent danach zu handeln. Vermutlich stand ein solches Vorgehen in allzu krassem Gegensatz zu dem Kurs, für den er stand. 1904 tat sich Leutwein jedenfalls schwer, mit seinem Kurs zu brechen, und dieses Widerstreben besiegelte wohl auch sein Schicksal.

Mit Blick auf Leutweins Kriegführung gibt es nichts zu beschönigen. Unter seinem Kommando wurden die »Afrikaner« (ǁAixaǁain), d.h. die letzten Reste der einst so mächtigen Oorlam-Gruppe, die in der ersten

13 Wie John H. Bodley (1983: 103) in Anlehnung an Augustus Pitt-Rivers bemerkt, unterscheiden sich indirekte und direkte Herrschaft in den Kolonien – mit Leutwein zu reden: »tatsächliche Herrschaft« und »Schutzherrschaft« – allenfalls dadurch, dass letztere ihr Ziel schneller erreiche; auf lange Sicht käme es hier wie da »zur Auflösung der Stammesorganisation und zur Zerstörung der traditionellen Kultur«.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Hälfte des 19. Jahrhunderts weite Teile des heutigen Namibias kontrollierte, im Feldzug von 1897 nahezu ausgelöscht (Leutwein 1997: 142f.; Budack 1980).[14] Auch die Khauas (Kailkhauan) hörten 1896 auf, als politische Einheit zu existieren, nachdem ihre Mitglieder in Gefechten aufgerieben, in Konzentrationslager verschleppt und zur Zwangsarbeit herangezogen oder ganz vertrieben worden waren (Gewald 1999: 107f.).[15] Konzentrationslager mit ihren vielen Insassen, überwiegend Frauen und Kinder, prägten Windhoek im Grunde seit seiner kolonialen Neugründung (Hartmann 2007: 40). Diese Beispiele verdeutlichen einmal mehr, dass Kolonialkriege in einem anderen Horizont als innereuropäische Konflikte standen. Nach europäischem Kriegsrecht waren Maßnahmen wie die Tötung aller waffenfähigen Männer, das Verschleppen von Geiseln oder ihre Heranziehung zur Zwangsarbeit verpönt; in den Kolonien galten sie als akzeptabel, wenn nicht gar als selbstverständlich. Außerdem verfolgten die Feldzüge gegen indigene Gruppen in aller Regel radikalere Zielsetzungen wie die Entwaffnung und Auflösung der Gruppen als selbständiger politischer Einheiten, ihre Vertreibung oder manchmal auch ihre physische Auslöschung. Kurzum, der Gewalt waren in den Kolonien kaum Grenzen gesetzt, und dieser Umstand lässt alle Rede von einer ›begrenzten Kriegführung‹ fragwürdig erscheinen. Dennoch lässt sich sagen, dass Leutwein seine Machtposition im Unterschied zu einem François oder Trotha nicht um jeden Preis auszureizen suchte, sondern es auch immer wieder bei vergleichsweise moderaten Sanktionen wie der Bestrafung der Führer oder Landabtretungen beließ – auch wenn klar sein sollte, dass es stets nur ein kleiner Schritt war, der zur völligen Entgrenzung hinüberführte.

Leutweins Herrschaftspraxis beruhte auf dem Prinzip des »divide et impera«, welches auch einschloss, dass das Deutsche Reich als eine Macht auftrat, mit der sich auch dann noch verhandeln ließ, wenn sie militärisch überlegen war, und die im Zweifelsfall auf die Ausübung

14 Wie aus einem Telegramm von Major Eliott (Upington) an den Kommandeur der Polizei in Kapstadt vom 9.5.1906 hervorgeht, erinnerte sich die indigene Bevölkerung südlich des Oranje auch nach fast zehn Jahren noch mit Schrecken an das brutale Vorgehen der Deutschen, die summarisch alle ihnen ausgelieferten Aufständischen hinrichteten (KAB CO 4567, Correspondence on Campaigns against Natives in German South West Africa 1904-1907).

15 Hinzu kam, dass die Krieger, die sich nicht ergaben, nach dem Verstreichen einer Frist für »vogelfrei« erklärt (Leutwein 1906: 114) und auf Häuptlinge sowie Großleute Kopfgelder ausgesetzt wurden (vgl. Leutweins Dispositionen vom 10.4.1896, in: NAN ZBU D.IV.C.1: Feldzug gegen die Hereros und die Khauas-Hottentotten, Bd. 3). Es handelt sich insgesamt um Maßnahmen, die dem europäischen ›Kriegsbrauch‹ diametral entgegengesetzt sind.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

von Gewalt verzichtete, wenn sie dadurch das Vertrauen der indigenen Bevölkerung und ihrer Führer gewinnen konnte (Bley 1968: 28, 39). Umgekehrt implizierte diese Haltung, dass die Häuptlinge als Verhandlungspartner akkreditiert waren und in gewissem Umfange berechtigte Ansprüche geltend machen konnten, die von deutscher Seite nicht gänzlich zu übergehen waren. In bestimmter Weise lässt sich also davon sprechen, dass Leutwein die autochthonen Gruppen anerkannte.

Diese Voraussetzung lag seiner begrenzten Kriegführung zugrunde. In seinem Vortrag *Die Kämpfe der Kaiserlichen Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika in den Jahren 1894–1896, sowie die hieraus sich ergebenden Lehren* von 1899 hatte Leutwein bereits dargelegt, warum ihm eine begrenzte Kriegführung in DSW unausweichlich erschien. Wie bereits gesehen, standen der Kolonialregierung nur eingeschränkte Mittel zur Verfügung. Derweil sah sich ihr bewaffneter Arm, die Schutztruppe, mit Gegnern konfrontiert, die ihr in vielen Belangen ebenbürtig, in manchen gar überlegen waren, beispielsweise hinsichtlich ihrer Mobilität (vgl. z.B. Admiralstab der Marine 1905b: 19). So waren sie ohne weiteres bereit, ihre Stellung auf dem Gefechtsfeld aufzugeben und sogar ihr Territorium preiszugeben, zumal sie sich rasch an anderer Stelle wieder einrichten konnten (Bayer 1909: 45). Rückzüge galten ihnen nicht als ehrenrührig (Leutwein 1899: 5), sondern oft genug als operative Erfolge (ebd.: 29). ›Siege‹ nach europäischen Maßstäben konnten im Angesicht solcher Gegner vergleichsweise leicht errungen werden, aber eben keine entscheidenden Erfolge, durch die ein dauernder Friede »erzwungen« werden konnte (ebd.: 5). Die Weite des Landes eröffnete zudem enorme Rückzugsräume, die eine hinhaltende Kriegführung begünstigten, und somit den Gegnern in die Karten spielten. Unter den gegebenen Umständen waren die Aussichten auf einen vollständigen Erfolg höchst gering.

Durch die karge Vegetation Südwestafrikas waren den Operationen und ihrem Umfang natürliche Grenzen gesetzt. Die Kosten der Truppenversorgung – in der Kolonie überhaupt, erst recht aber in entlegenen Teilen fernab der Bahnstrecken – waren exorbitant hoch. So brachte Lothar von Trotha trotz erheblicher Kosten und monatelanger Arbeiten an einem Etappennetz die Stärke der Kampftruppen am Waterberg auf kaum 1.500 Gewehre; derweil war dauernd ein Vielfaches an Truppen notwendig, um die Versorgung dieser Einheiten zu gewährleisten, was freilich kaum gelang. Es war nicht allein eine Frage des personellen und finanziellen Aufwandes, den die Metropole zu betreiben bereit war: Die Natur selbst setzte allen Unternehmungen Grenzen. Wasser und Weide gaben es oft nicht her, dass größere Truppenkörper in ein und demselben Landstrich operierten, und in der Trockenzeit kamen die Operationen unter Umständen ganz zum erliegen. Oft waren auch in großen Gebieten nur kleinere Truppenkonzentrationen möglich, mit denen sich freilich nur

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

vergleichsweise ›bescheidene‹ Ziele verfolgen ließen.[16] Sie konnten versuchen, den Gegner zu verfolgen und anzugreifen, sowie sich die Möglichkeit dazu bot, aber auf einen vernichtenden Entscheidungsschlag konnten sie unter diesen Umständen kaum hoffen.

Sieht man einmal von den Angriffen von 1904 ab, hatten die indigenen Gegner den Vorteil, ihrerseits oftmals keiner ›Siege‹ zu bedürfen und Entscheidungen aus dem Weg gehen zu können. Sie waren erfolgreich, solange es ihnen nur gelang, eine entscheidende Niederlage zu vermeiden (Leutwein 1899: 29). Derweil fürchteten die Kolonialherren kaum etwas mehr als einen langen Krieg. Einesteils litt das vielbeschworene Prestige der Kolonialherren, wenn sie sich eine derartige Blöße gaben, und dies mochte auch andere Gruppen bewegen, den Kampf gegen sie aufzunehmen (vgl. Callwell 1906); anderenteils störte oder unterbrach ein langer Krieg auf unabsehbare Zeit die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie (Leutwein 1899: 29). Da die Folgen eines langen Krieges kaum abzusehen waren, war ein solcher zu vermeiden, und das bedeutete: von allzu hochgesteckten Zielen war besser abzusehen.[17]

Anders gesagt, hatte Leutwein in zahlreichen Kampagnen die Erfahrung gemacht, dass sich die technische Überlegenheit der deutschen Truppen auf dem südwestafrikanischen Schauplatz nur schwer – wenn überhaupt – zum Tragen bringen ließ und die indigenen Streitmächte den deutschen Truppen in manchen Belangen mindestens ebenbürtig waren. Unter diesen erschwerten Bedingungen galt es umso mehr, ein geschärftes strategisches Urteilsvermögen an den Tag zu legen (vgl. dazu allg. Stone 2013: 4ff).

Ein Schreiben vom 23. Februar 1904, in dem der Gouverneur gegen verschiedene Vorwürfe Stellung bezieht und sein Vorgehen rechtfertigt, ist in dieser Beziehung besonders aufschlussreich. Dabei kommt er auf die angeblichen »Verhandlungen mit den aufständischen Hereros« zu sprechen, die sowohl die koloniale als auch die metropolitane Öffentlichkeit (vollends) gegen ihn aufgebracht hatten. Leutwein räumt ein, »sofort« nach seiner Rückkehr nach Okahandja in brieflicher Form den Kontakt zu dem Oberhäuptling der Herero, Samuel Maharero, und zu

16 Ein Gewährsmann des britischen Militär-Attachés Graf von Gleichen, wohl ein ›Insider‹ aus der Kolonialabteilung, soll angegeben haben: »Fifty old colonial hands are worth 500 inexperienced soldiers. The country is mostly poor, and there is little water. If you send fifty men on fifty good horses, to a place where there is pasture and water for fifty, you will get fifty horses worth of work out of them: but if you send 500 men and horses to the same place, you won't get any work out of them at all, for they will starve and die of thirst« (KAB PMO 199: Correspondence Files Nos. 211/05–286/05, Native Rising in German South West Africa, 1904–1906, File no. 229/05, Vol no. 2).

17 Leutwein an Kolonialabteilung, 3.6.1904, R1001/2115, Bl. 112f..

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dessen Großleuten aufgenommen zu haben, bestreitet aber, dass es dabei sich um Verhandlungen im eigentlichen Sinn gehandelt habe. Vielmehr habe es sich dabei lediglich um eine Kriegslist oder um »Scheinverhandlungen« gehandelt, die darauf zielten, mehr über den Gegner, seinen Aufenthaltsort, seine Stärke und Moral in Erfahrung zu bringen.[18] In der Folge aber nimmt er diese Richtigstellung in Teilen wieder zurück und rechtfertigt die Verhandlungen sogar. Er schreibt:

> »In Kolonialkriegen muß neben dem Führer immer auch der Diplomat stehen. Die Aufständischen müssen wissen, daß ihnen auch noch ein Rückweg freisteht, welcher nicht auf alle Fälle zum Tode führt. Andernfalls treiben wir sie zur Verzweiflung, und ein nicht endenwollender Krieg ist die Folge, bei welchem der Nachteil auf unserer Seite ist. Denn die Eingeborenen haben dann nichts mehr zu verlieren [...], während wir infolge des Stillstandes unserer Kolonisationsarbeit täglich Einbußen erleiden. So haben z.B. die Spanier in Kuba lange Jahre fortgesetzt ›gesiegt‹, ohne [...] zu einem Ende zu gelangen und dabei die Insel verloren.«

Diese Zeilen sind in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Selbst noch unter dem Eindruck des Aufstandes plädiert der Gouverneur für eine begrenzte Kriegführung. Der Nur-Soldat oder reine Gewaltexperte erscheint ihm wenig disponiert, in der Kolonie erfolgreich Krieg zu führen, auch dann, wenn er unter enger militärischen Gesichtspunkten ›siegreich‹ wäre. Dies ist nur scheinbar widersprüchlich. Leutwein erkennt die politische Dimension, die Kriegen eignet und welche die Gewaltanwendung rahmt oder rahmen sollte. In aller Regel erfolgt die Gewalt nicht unvermittelt und zusammenhanglos, sondern ist auf die Durchsetzung konkreter Interessen hingeordnet. Strategisches Denken schließt Kosten-Nutzen-Rechnungen ein, die der Gewaltausübung Grenzen setzen. Mit Carl von Clausewitz (1952: 114) ließe sich sagen, dass der »abstrakte Zweck« des Krieges darin bestehen mag, den Gegner restlos niederzuwerfen, um die von ihm ausgehende Gefahr endgültig zu bannen und ihm den eigenen Willen aufzuzwingen, und dass dies am sichersten

18 Es handelte sich dabei um eine unter südwestafrikanischen Offizieren übliche Praxis, die auch Aufklärungszwecken diente. Der Führer der 4. Feldkompanie in Outjo, Hauptmann von Kliefoth, schrieb nach einem kurzen Gefecht, das sich Mitte Januar 1904 auf halbem Wege zum Waterberg ereignet hatte, einen Brief an die Herero-Führer am Waterberg mit der Aufforderung, die für den Angriff verantwortlichen Unterkapitäne und Großleute auszuliefern. Taten sie es nicht, »wie wir annahmen«, würden »die zu erwartende Antwort und der Bericht des Boten wertvolle Aufschlüsse über Stellung, Stärke und Absicht der Aufständischen enthalten« (Stülpnagel 1905: 34).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

dadurch zu erreichen sei, dass seine Streitkraft vernichtet, sein Territorium besetzt und er zur Erfüllung des eigenen Willens gezwungen werde. Aber mit Blick auf die Kriegsgeschichte fügt Clausewitz selbst hinzu, dass es im »wirklichen Krieg« kaum jemals so weit komme. Meist bleibe die Gewalt begrenzt, weil keiner der Parteien so viel an der Auseinandersetzung liege, dass sie bereit wäre, die Mühe auf sich zu nehmen, den Gegner restlos niederzuwerfen, oder umgekehrt nicht nachzugeben, sondern bis zum Letzten zu kämpfen und damit Gefahr zu laufen, sich am Ende eine vernichtende Niederlage einzuhandeln. Was die Gewalt beschränkt, ist nicht zuletzt die Sorge, dass die Kosten der Gewaltausübung ihren möglichen Gewinn übersteigen. Aber auch eine weitere Überlegung spricht für die Gewaltbegrenzung: Da Kriegsparteien nur in seltenen Fällen an ihre Grenzen gehen, können sie den zu betreibenden Kraftaufwand von der Gegenwehr abhängig machen, mit der sie rechnen zu müssen glauben. Mit anderen Worten, sie müssen nicht von dem schlimmstmöglichen Szenario ausgehen und danach – gleichsam maximalistisch – ihren Kraftaufwand bestimmen, sondern können sich nach dem wahrscheinlichen Grad von Gegenwehr richten, der ihnen begegnen wird.

Solche Erwägungen trieben Leutwein um. Er wusste, dass überschüssige Gewalt einen hohen Preis fordern würde und dysfunktional sein konnte. »Bei der Kolonisation ist man genötigt, mit allen vorhandenen Faktoren zu rechnen, denn man soll aufbauen, und nicht zerstören«, verteidigte der Ansiedler Buslow Leutweins Sicht.[19] Nicht zuletzt aus diesem Grunde war der Gouverneur bemüht, die Kommunikation mit dem Gegner niemals abreißen zu lassen: Nur so ließ sich herausfinden, welches Maß an Gewalt anzuwenden war, um den kriegerischen Zweck zu erreichen, und dabei nicht oder so wenig als möglich den längerfristigen kolonialpolitischen Zielsetzungen entgegen zu handeln. Zwar hatten die Aufständischen versucht, die deutsche Kolonialherrschaft zu beseitigen, und war Leutwein auch entschlossen, den Herrschaftsanspruch zu behaupten, jedoch nicht um jeden Preis und mit allen Mitteln. Er machte zunächst wirtschaftliche Gesichtspunkte geltend, um seinen Standpunkt zu verteidigen.

Beharrte die Kolonialmacht auf der restlosen Niederwerfung der Aufständischen und schloss jegliches Entgegenkommen aus, trieb sie den Gegner zur »Verzweiflung« und in einen »Existenzkampf«. In diesem Falle hatte dieser nichts mehr zu verlieren und würde den Kampf gleichsam bis zum letzten Atemzug fortsetzen. Das Deutsche Reich hatte mehr zu verlieren. Jeder Tag, den der Krieg andauerte, verursachte weitere Kosten, wenn nicht gar Schäden: Teile der Wirtschaft lagen darnieder,

19 F. v. Buslow, »Der Krieg mit den Herero und seine Folgen«, BArch., R1001/2115, Bl. 11.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und je länger der Aufstand resp. seine Niederschlagung andauerte, desto mehr Siedler erwogen, der Kolonie den Rücken zu kehren, und desto weniger neue Kolonisten ließen sich anwerben;[20] die erhöhte Truppenpräsenz verschlang Unsummen, während die Kampfhandlungen den Viehreichtum des Schutzgebietes zu zerstören drohten. Der Preis der Gewaltentgrenzung war hoch, denn der Kampf um die Herrschaft lief Gefahr, die Reichtümer und Ressourcen der Kolonie zu zerstören – und damit den Sinn der gesamten kolonialen Unternehmung in Frage zu stellen, jedenfalls dann, wenn man sie unter wirtschaftlichen Aspekten betrachtete.

Den (leider an dieser Stelle nicht näher bezeichneten) Stimmen, die auf die vollständige Vernichtung der Aufständischen, also auf die genozidale Entgrenzung des Krieges, drangen, setzte Leutwein entgegen: »Wir bedürfen der Hereros noch als kleine Viehzüchter und besonders als Arbeiter«. Mit Blick auf die Kolonialwirtschaft war die indigene Arbeitskraft unverzichtbar, worüber sich auch die Kriegführung nicht hinwegsetzen durfte. Der Gewalt mussten vielmehr Schranken gesetzt werden, indigenes Leben war möglichst zu schonen. In diesem Kontext führte Leutwein sogar ein Argument ethischer Färbung an. An den Zahlen der aufständischen Krieger, behauptete er, ließe sich ablesen, dass unmöglich das ganze Volk am Aufstand beteiligt sein konnte. Da also offenbar manche der Herero-Gruppen nicht zu den Waffen gegriffen hatten, durfte nicht das ganze Volk zum Feind erklärt werden; die Gewaltausübung hatte vielmehr auf differenzierte Weise zu erfolgen.

Leutwein war sich bewusst, dass er an seinem bisherigen Kurs nicht bruchlos würde festhalten können; die Zeit der indirekten Herrschaft, welche den Indigenen Souveränitätsrechte zubilligte und ihnen die Möglichkeit zur Selbsthilfe beließ, schien unwiderruflich abgelaufen. Die Herero waren zumindest zu entwaffnen und in Reservate »einzudämmen«, wo sie ein karges Dasein fristen sollten. Im Unterschied zur späteren Praxis kollektiver Bestrafung stellten für Leutwein aber nur diejenigen Herero »Kriegsgefangene« dar, die sich an Plünderungen und Tötungen beteiligt hatten, worüber Kriegsgerichte zu befinden haben würden.

Die Vermeidung langer Kriege hatte für Leutwein stets eingeschlossen, von radikalen politischen Zielsetzungen abzusehen, weil damit erst recht die Gefahr gegeben war, die Gegner »zur Verzweiflung« zu treiben und so einen »nicht endenwollende[n] Krieg« vom Zaun zu brechen, »bei welchem der Nachteil auf unserer Seite ist«.[21] Erst recht aber hatte es Leutwein (1899: 5) mit Blick auf Kolonialkriege für unabdingbar gehalten, dass neben dem Soldaten immer auch der Diplomat stand, der dem

20 Vgl. z.B. Oberleutnant von Zülows »Bericht über die Kriegsereignisse im Hererolande«, Okahandja, 19.1.1904, R1001/2113, Bl. 3f..

21 Leutwein an Kolonialabteilung, 23.2.1904, R1001/2113, Bl. 54.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Gegner eine »goldene Brücke« baute, um ihn für einen Friedensschluss zu gewinnen. Dies brachte es mit sich, dass die Kolonialregierung stets zu einem gewissen Entgegenkommen bereit blieb und deshalb auch nie die diplomatischen Beziehungen zu den Gegnern abreißen ließ.

Leutwein wich auch 1904 nicht radikal von seinem Kurs ab. Obgleich er in seinem Schreiben vom 23. Februar seiner Missbilligung für die »Untaten« der Herero mehrfach Ausdruck verlieh und sich vorderhand der Auffassung der Kolonialabteilung anschloss, dass nur eine nach »bedingungslose[r] Übergabe« der Herero in Frage kommen würde, um den Krieg zu beenden, wollte er sich nicht einmal auf die endgültige Zerstörung der Stammesstrukturen festlegen lassen.[22] Das Festhalten an der Einrichtung von Reservaten – eine Maßnahme, die er zu Friedenszeiten ersonnen hatte, um die indigenen Gesellschaften vor dem Landhunger der Siedler zu schützen[23] – mochte die vorgesetzten Stellen wohl kaum von seiner Entschlossenheit überzeugen, den Feldzug in ihrem Sinne zu einem Ende zu bringen, auch wenn er sich bemühte, die »Eindämmung« der Herero in Reservate als Sanktion darzustellen.[24]

Der Subtext seines Schreibens, noch mehr aber sein Handeln, weisen darauf hin, dass Leutwein den Gegner nach wie vor und trotz aller

22 Leutwein schreibt: »Wenn es einigermaßen zu erreichen ist, so dürfen sie keine Stammesregierung mehr besitzen […]« (ebd., Bl. 54).

23 Es handelte sich bei den Reservaten um eine zweischneidige Einrichtung. Sie bildeten ein ›Stammesland‹, das nicht an »Weiße« veräußert werden durfte (Leutwein 1906: 266ff). Insofern gewährten die Reservate den Indigenen einen gewissen Schutz vor der europäischen Wirtschaftsexpansion. Insbesondere die Siedler haben darin ein Instrument erblickt, dass die Regierung auf Drängen der Mission ergriffen hätte, um die Herero zu schützen, wie der Denkschrift *Die Ursachen des Herero-Aufstandes und die Entschädigungsansprüche der Ansiedler* (Erdmann 1904: 7) der »Ansiedler-Abordnung« zu entnehmen ist. Dennoch darf nicht übersehen werden, dass ihrer Einrichtung auch die Annahme zugrunde lag, dass ein Zusammenleben von Europäern und Afrikanern nicht möglich sein würde, selbst dann nicht, wenn die letztere als Arbeiter in die Gesellschaft integriert sein würden (Bley 1968: 155f.). Die Einrichtung von Reservaten bedeutete insofern immer auch eine massive Einschränkung der indigenen Bevölkerung (Förster 2010: 43).

24 Leutwein an Kolonialabteilung, 23.2.1904, R1001/2113, Bl. 54. – Zwar betont Leutwein, dass auch die Gruppen oder Dörfer, die sich an dem Aufstand offensichtlich nicht beteiligt hatten, »[m]oralisch […] alle mitschuldig« seien und von den Maßnahmen der Entwaffnung und der Ansiedlung in Reservaten betroffen sein müssten. Neben der Entwaffnung liegt allerdings das eigentliche Novum seiner Politik darin, »[e]twaige Kriegsgefangene […] sämtlich vor ein Kriegsgericht« zu stellen und im Falle der Feststellung ihrer Beteiligung an »Plünderung von Farmen oder gar der Ermordung von friedlichen Bewohnern […] stets mit dem Tode« zu bestrafen« (ebd., Bl. 55). Wenn Paul Leutwein (1941: 23) mit Blick auf die von dem Gouverneur

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Missbilligung seines Widerstandes als eine kriegführende, selbständige Partei anzuerkennen bereit war, in welch reduzierten Umfang auch immer. Der Umstand, dass er »in bezug auf die diplomatischen Wege bis zum Abschluß der Verhandlungen« eine »freie Hand« verlangte, deutet in diese Richtung.[25]

Nachdem die Herero im Januar 1904 die deutsche Herrschaft so nachdrücklich herausgefordert hatten, erregte Leutweins Haltung in der Kolonie und darüber hinaus Anstoß. Eine Politik, die den indigenen Gesellschaften ein wie auch immer reduziertes Maß an Selbständigkeit zuzuerkennen bereit war, kam spätestens angesichts der jüngsten Ereignisse nicht mehr in Frage. Nach Auffassung von Paul Leutwein (1941: 23), Sohn des Gouverneurs und selbst Kriegsteilnehmer, hätte sein Vater sogar die weiße Bevölkerung in der Kolonie für seine gemäßigten Friedensbedingungen gewinnen können, »[d]ie Heimat dagegen nicht mehr«.

Politischer Vernichtungskrieg: Der Krieg der Metropole

Im Laufe des Krieges gewann das metropolitane Zentrum mehr und mehr an Entscheidungsmacht, was auch dazu führte, dass die Kriegführung in DSW in den Sog fremder Kräfte geriet und der Gouverneur sein hohes Maß an Selbständigkeit verlor (Trotha 2003: 52f.).

Leutwein traf erst am 11. Februar, vom südlichen Kriegsschauplatz zurückkehrend, in Swakopmund ein. Vor Ort musste er seine anfängliche Lagebeurteilung alsbald revidieren, wobei sich die maßgeblichen Stellen im Reich ohnehin bereits über ihn hinweggesetzt und den Entschluss gefasst hatten, gegen Leutweins erklärten Willen weitere Truppen zu entsenden.[26] Zwischenzeitlich hatte Kaiser Wilhelm II. außerdem den Chef des Generalstabes der Armee mit der Oberleitung der Operationen betraut (Großer Generalstab 1906: 62).[27]

ins Auge gefaßten Friedensbedingungen sagt: »Weiter kann er wirklich nicht entgegenkommen«, unterstreicht dies, dass der Gouverneur Zugeständnisse zu machen bereit war.

25 Leutwein an Kolonialabteilung, 23.2.1904, R1001/2113, Bl. 55.

26 In der Schrift des Großen Generalstabes *Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika* (1906: 62) heißt es vielsagend, Leutwein habe »den Nachrichten über die aufständische Bewegung der Hereros keine ernsthafte Bedeutung beigemessen und auch nach Berlin berichtet, daß im Lande Truppen genug zur Niederwerfung des Aufstandes vorhanden seien«. Wie Leutwein bald erkennen musste, hatte er sich in beiden Hinsichten geirrt, und dies schwächte seine Position.

27 Mehr noch: Laut britischen Quellen hatte der Kaiser schon zu Beginn des Aufstandes erwogen, einen General mit 6.000 Mann zu entsenden, was bedeutet, dass er die Aufstockung der Schutztruppe zum Anlass zu nehmen

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Unmittelbar nach dem Bekanntwerden des Aufstandsausbruchs warf der Deutsche Kolonialbund Leutwein in einem Flugblatt vom 14. Januar 1904 eine »*Politik des Schönfärbens, des Zauderns und der weichen Hand*« vor.[28] Bald drang aus der Kolonie das Gerücht nach Berlin, dass Leutwein Verhandlungen mit den Herero anzuknüpfen suchte (wie es bis dahin ja durchaus seine Art gewesen war). Diese Meldung wurde sowohl in der kolonialen[29] als auch in der metropolitanen Öffentlichkeit als ein »Schlag ins Gesicht« wahrgenommen.[30] »Die ganze deutsche Presse, die sich mit der Angelegenheit beschäftigte, hat Friedensverhandlungen mit den Rebellen für *unmöglich* erklärt«, betonte die *Tägliche Rundschau* am 9. März 1904, und verlieh damit auch der Sicht der maßgeblichen Stellen in Berlin Ausdruck.[31] Sogleich wurde Leutwein angewiesen, »von allen zweiseitigen Verhandlungen mit Hereros abzusehen und bedingungslose Unterwerfung zu verlangen«; Verhandlungen waren »unter allen Umständen nur mit Genehmigung Seiner Majestät zu beginnen«.[32] Damit wurde die Logik der »bimodalen Entfremdung« auch auf strategischer Ebene von der Metropole festgeschrieben.

Wenige Monate später wurde Leutwein schließlich unter Umständen, die noch zu erörtern sein werden, an der Spitze der südwestafrikanischen Schutztruppe abgelöst. Verschiedene Aspekte waren für Leutweins Ablösung ausschlaggebend. Eine zentrale Rolle spielte sein ›ziviler‹ Habitus. Die maßgeblichen Kreise aus Öffentlichkeit, Politik und Militär reagierten bemerkenswert einmütig auf die Aufstandsmeldungen aus Übersee. Unter lebhafter Zustimmung der Abgeordneten verkündete beispielsweise der Kolonialdirektor Oscar Stübel am 17. März 1904 vor dem Reichstag: »Die Ehre Deutschlands fordert die Niederwerfung des Aufstands, und zwar mit allen Mitteln«,[33] und brachte damit das Prestigebedürfnis

gedachte, Leutwein abzulösen (PRO, FO 64/1645, Lascelles an Marquess of Lansdowne K.G., Berlin, 30. April 1904, Bl. 2).

28 BArch., R1001/2111, Bl. 28.

29 Die »Stimmung im Lande« verlangte, »dass den Hereros zunächst eine vernichtende Niederlage beigebracht werden müsse, welche ihnen erneute Aufstandsgelüste für alle Zukunft verleide«. Verhandlungen könnten »*nur* auf der Grundlage einer Unterwerfung auf Gnade und Ungnade geführt werden« (»Aus dem Schutzgebiet. Aus Windhuk«, in: *DSWAZ* vom 19.4.1904, Nr.16, S.2.).

30 Aus der *Täglichen Rundschau* vom 6.3.1904, BArch., R1001/2112, Bl. 169. Das Gerücht beschäftigte zahlreiche Zeitungen (vgl. BArch., R1001/2112, Bl. 169, 188f.).

31 BArch., R1001/2112, Bl. 188.

32 BArch. R1001/2112, Bl. 25.

33 StBR, 60. Sitzung, 17.3.1904, S. 1896c.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

einer »Großmacht wie Deutschland« (Leutwein 1941: 24) und ihrer Militärs zum Tragen (Hull 2003: 146).[34]

Mit der Verlagerung des Entscheidungszentrums von Windhoek nach Berlin wurde der Konflikt in eine andere Umwelt versetzt. Waren die Briten aus südwestafrikanischer Sicht weiße Nachbarn, die sich im Zweifelsfalle wohlwollend und kooperativ verhielten, stellten sie aus reichsdeutscher Sicht eine rivalisierende, feindliche Großmacht dar, welche jede Schwäche genau registrierte und gegebenenfalls zum eigenen Vorteil auszunutzen trachtete. Die weltpolitische Folie war nun bestimmend, nicht mehr die regionale, so dass der Aufstand auch nicht so sehr als Angriff auf die deutsche Besiedlung im Norden des Schutzgebietes, sondern als Herausforderung der Großmacht Deutschland aufgefasst – und beantwortet wurde.

Den Aufstand in erster Linie als Angriff auf die (nationale) Ehre zu verstehen, entsprach dem Ethos und den Deutungsmustern der militarisierten, »satisfaktionsfähigen« gesellschaftlichen Eliten des Wilhelminischen Deutschlands. Aus deren Sicht ließen die Angriffe der Aufständischen nur eine Reaktion zu: Die erlittene Gewalt mit überlegener Gegengewalt zu vergelten.

Es ist wohl berechtigt zu sagen, dass Leutwein zu besonnen war, um blindlings in das Kriegsgeschrei einzustimmen, aber ebendiese Besonnenheit wies ihn unter den strengen Augen seiner Peers als Außenseiter, und damit als Fehlbesetzung, aus. Die Einwände, die er immer wieder gegen die Entgrenzung der Kriegsziele erhob, mochten für sich durchaus berechtigt sein; selbst sein wohl schärfster Gegner, Trotha, gestand Leutwein zu, »politisch ein ganz kluger und auch richtig abwägender Mann« zu sein,[35] und fand dessen Argumente gar »plausibel«.[36] Entscheidend ist aber zu sehen, dass dies alles unter den gegebenen Umständen keine Rolle spielte; denn wenn es galt, die Ehre zu verteidigen, waren letztlich alle Einwände, die zur Mäßigung anhielten, »kleinliche Bedenken« (Trotha 1909: 1), die sich vielleicht für eine ›Krämer-Seele‹, aber nicht für den Offizier einer Großmacht geziemten.

Die *Tägliche Rundschau* verlieh dieser Haltung weiter Ausdruck. Im Namen der »nationale[n] Ehre« forderte sie, den Aufständischen erst einen »Denkzettel« zu verpassen, »den sie auf Generationen hinaus nicht vergessen« würden; davor von Frieden zu sprechen, lehnte sie strikt ab.[37] Die Mobilisierung der ›Denkzettel-Logik‹ ist von größter Wichtigkeit; in

34 Nach Ulrike Lindner (2011: 230) war den deutschen Kolonialmilitärs besonders daran gelegen, in den Kriegen einen »Prestigeverlust« unter allen Umständen zu vermeiden, »was nur durch totale Vergeltung erreicht werden konnte«.

35 Tagebuch Trotha, TA 122/15, Eintrag 1. Juli 1904.

36 Tagebuch Trotha, TA 122/15, Eintrag 22. Juni 1904.

37 Aus der *Täglichen Rundschau* vom 6.3.1904, BArch., R1001/2112, Bl. 169.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

beredter Weise kündet sie von der Maßlosigkeit und Grausamkeit, welche die weitere Kriegführung in DSW kennzeichnen sollten. Geht es den Kolonialherren nunmehr zuvörderst darum, die »nationale Ehre« wiederherzustellen und die Aufständischen zu »bestrafen«, verfolgen sie Zielsetzungen, die den folgenschweren Übergang stärker instrumentell orientierter in eine andere Form der Gewalt markiert, die sich mit Jan-Philipp Reemtsma (2008: 116–123) als »autotelische« Gewalt bezeichnen lässt: Die Gewaltausübung wird mehr und mehr zum Selbstzweck, während darüber hinausliegende Zwecke immer weiter aus dem Blick geraten. Der »Denkzettel« besteht in nichts anderem als in einem Akt überwältigender Aktionsmacht, der von konkreten strategischen Zielen oder gewaltbegrenzenden Zweck-Mittel-Kalkülen abgekoppelt, ja solchen Kautelen in gewisser Weise vorgelagert ist. Denn bevor über Friedensbedingungen nachgedacht werden könne, so die Überlegung, müssten die ›Herren‹ den Aufständischen in jedem Fall zunächst eine möglichst nachdrückliche Demonstration ihrer überlegenen Stärke geben.

Der bereits erwähnte Beitrag aus der *Täglichen Rundschau* klagte Leutweins angeblich zu moderate Haltung an und forderte, dass bis auf weiteres nur »der Krieg und sein hartes Recht« gelten sollten, was erst einmal jedes »Entgegenkommen« gegenüber den Herero ausschloss. Nur die »Niederwerfung der Aufständischen durch Waffengewalt«, d.h. der Beweis überwältigender Aktionsmacht, schien dazu angetan, die »Überlegenheit des weißen Mannes« unter Beweis zu stellen. Erst auf der Grundlage dieses einmal erbrachten Nachweises würden dereinst ›Verhandlungen‹ aufgenommen werden können.[38]

Leutweins »Friedenspolitik« war von offizieller Seite so lange begrüßt worden, wie das Sparen in kolonialen Angelegenheiten oberste Priorität besessen hatte. Als die Herero nun einmal unter den Augen der Weltöffentlichkeit die deutsche Herrschaft so nachdrücklich herausgefordert hatten, spielten derlei »kleinliche Bedenken«, wie Lothar von Trotha (1909: 1) sich ausdrücken sollte, keine Rolle mehr. Es ging nun vielmehr darum, die »Ehre« zu verteidigen – und »Ehre« hat keinen Preis. Nachdem in der Kolonie jahrelang an allen Ecken und Enden gespart worden war, wurden nun, ohne zu zögern, »zur Wahrung von Prestige […] Hunderte von Millionen ausgegeben«, wie ein Beobachter verbittert feststellte.[39]

Die Rede von der »Ehre« bedarf allerdings einer Präzisierung. In den »Ehrenhändeln« resp. Duellen jener Tage kam es nicht so sehr darauf an, besondere Bravour zu beweisen oder den Gegner zu übertrumpfen; entscheidend war vor allem die Bereitschaft, im Zweifelsfalle das eigene Leben aufs Spiel zu setzen, denn diese wies den »Ehrenmann« als

38 Ebd.

39 »Aus dem Schutzgebiet«, in: *DSWAZ* vom 1.2.1905, S.1.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

solchen aus (Frevert 1991: 29; vgl. dazu allgemeiner Bourdieu 1976: 24). Im gegenwärtigen Zusammenhang ging es offensichtlich um etwas anderes resp. um *mehr*, zumal der Gegner nicht als ebenbürtig angesehen wurde: Es kam darauf an, diesem das erlittene Leid möglichst vielfach heimzuzahlen.

Ein »Ehrenmann« konnte keinen »Affront« hinnehmen, gleichviel von wem er ausging. Die Herausforderung durch einen anderen »Ehrenmann« verlangte nach einem Duell, um aus der Welt geschafft zu werden, aber der »Affront« durch einen nicht Ebenbürtigen oder »Satisfaktionsfähigen« war durch entwürdigende Prügel abzuweisen, die dem Herausforderer seine unterlegene Stellung vor Augen führten. Die gewalteinhegenden Regeln galten nur für die Auseinandersetzung mit Standesgenossen, darüber hinaus war ein gewisser ›Überschuss‹ an Gewalt sogar geboten. Dies galt auch mit Blick auf die Herero, die es als vermeintlich minderwertige »Eingeborene« gewagt hatten, die »Überlegenheit des weißen Mannes« in Frage zu stellen und sich einzubilden, es mit diesem aufnehmen zu können. Vor dem Hintergrund des geteilten Rassismus nahm der Aufstand umso mehr den Charakter einer Anmaßung an, die mit allen Mitteln abzuweisen war.

Noch ein weiterer, mit dem »Militarismus- und Obrigkeits-Ordnungssyndrom« des Wilhelminismus (Nipperdey 1992: 288) zusammenhängender Gesichtspunkt bestimmte das Denken und Handeln der Berliner Spitzen. Dieser erwuchs dem obrigkeitsstaatlichen Denken der deutschen Eliten und betraf die Legitimität des Gegners. Der Chef des Generalstabes der Armee, Alfred Graf von Schlieffen, stellte im November 1904 rückblickend klar, welche die grundsätzliche Haltung der militärischen Eliten mit Blick auf den Feldzug gegen die Herero und seine mögliche Beendigung war: »Mit Aufständischen kann aber ein Friedensschluss nur in ihrer bedingungslosen Unterwerfung bestehen«.[40] Weil man die Gegner als »Aufständische« begriff, sprach man ihnen jegliche Legitimität ab.[41] Daher war von allen »*zweiseitigen* Verhandlungen«

40 Schlieffen an Bülow, 24.11.1904, BArch. R1001/2089, S.3.

41 Nach der Diktion des Berichts des Großen Generalstabes (1906: 24; Herv. MH) begannen am 12.1.1904 die Herero im ganzen mittleren Schutzgebiet, »alle Weißen [...] zum Teil mit viehischer Grausamkeit zu *ermorden*, die Farmen zu *plündern* und alles Vieh, dessen sie habhaft werden konnten, zu *stehlen*«. Auch die Tagebücher von Kriegsteilnehmern zeichnet die Tendenz aus, das Vorgehen der Herero zu kriminalisieren. Wichtiger ist an dieser Stelle jedoch, dass die Herero aufgrund der mit dem Deutschen Reich abgeschlossenen »Schutzverträge«, zumindest aus Sicht der maßgeblichen Stellen in Berlin, als deutsche Untertanen galten, weswegen es sich nicht um einen Krieg im engen Sinne, sondern um ein ›inneres‹ Problem, einen Aufstand, handelte. Ein *ius ad bellum* wurde ihnen bestritten, und spätestens damit wurde auch der Anspruch auf ein *ius in bello* prekär.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

abzusehen,[42] weil dies bedeutet hätte, sie als »gleichberechtigte[…] kriegführende[…]« Partei anzuerkennen, wie die *National Zeitung* erläuterte.[43] Aus der Sicht Schlieffens konnte ein »Friedensschluß« von deutscher Seite nur auf einseitige Weise erfolgen, d.h. dadurch, dass die Gegenseite in einen Zustand versetzt wurde, dass sie sich unterwerfen würde, ohne weitere Bedingungen zu stellen. Dabei war für die Spitzen des Reichs womöglich gar nicht so entscheidend, dass es sich bei den »Aufständischen« um Afrikaner handelte; bei Arbeiteraufständen etwa hätten dieselben Bedingungen gegolten, wie dem Generalstabswerk *Der Kampf in insurgirten Städten* zu entnehmen ist.[44] Entscheidend war in erster Linie, dass es sich um Gegner handelte, die sich gegen die Obrigkeit aufgelehnt hatten und nach dem staatszentrierten Kriegsvölkerrecht keine legitimen Kriegsparteien darstellten. Das bedeutet nicht, dass die Berliner Spitzen nicht rassistisch eingestellt gewesen wären, sondern nur, dass ihr »Klassenrassismus« (Bourdieu 1987: 292) nicht minder ausgeprägt als ihr »Rassenrassismus« war.

Die Sicht Schlieffens paraphrasierend, musste dem Gegner eine vernichtende Niederlage beigebracht werden, damit sich ihm die Friedensbedingungen diktieren, ja eigentlich nur noch die Sühnemaßnahmen auferlegen ließen. Ein Totalsieg erschien schon deswegen als alternativenlos, da Verhandlungen grundsätzlich ausgeschlossen waren. Aber auch das Prestigebedürfnis der Militärs verlangte danach (vgl. hierzu Hull 2005, 2003). Um diesem Bedürfnis gerecht zu werden, reichten »ordinäre Siege« nicht hin (Wallach 1970: 83), vielmehr musste ein glanzvoller »Totalsieg« errungen werden.

Ein »Totalsieg« hätte darüber hinaus den Grund für eine fundamentale Neuordnung der Herrschaftsverhältnisse in DSW gelegt. Leutweins »Schutzherrschaft« hatte den autochthonen Gruppen noch einen Teil ihrer Souveränität belassen, so dass die Herero die ihnen verbliebene Macht daran hatten setzen können, das Joch der deutschen Herrschaft abzuschütteln. Der Kolonialdirektor Oskar Stübel legte bereits am 19. Januar 1904 vor dem Reichstag den kolonialpolitisch-strategischen Rahmen des Feldzuges gegen die Herero dar. Aus seiner Sicht

42 Kolonialabteilung an Leutwein, 20.2.1904, BArch. R1001/2112, Bl. 25 (Herv. MH).

43 Aus der *National-Zeitung* vom 9.3.1904, BArch., R1001/2112, Bl. 182..

44 In Übereinstimmung mit Schlieffens Argumentation mit Blick auf den Kolonialkrieg in Südwestafrika, dass Verhandlungen zwischen den Parteien zu unterbleiben hätten und der Kampf nur durch die bedingungslose Kapitulation der anderen Seite zu beenden wäre, formulierte die Generalstabsstudie *Der Kampf in insurgierten Städten* nach der Fassung von 1906, dass sich beide Kriegsparteien darüber im Klaren sein müssten, dass es zwischen ihnen »nur eine Bedingung« gebe: »Kampf auf Leben und Tod oder *Unterwerfung auf Gnade und Ungnade*« (zit. n. Deist 1991: 122, Herv. i. O.).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

bestand die »zwingende Notwendigkeit, mit der halben politischen Selbständigkeit, in der man bisher die Eingeborenen gelassen hat, nunmehr aufzuräumen«.[45] Die Herero sollten damit vollständig niedergeworfen und zu jeglichem organisierten kollektiven Widerstand unfähig gemacht werden, um ihnen endgültig die letzten Reste von Selbständigkeit zu entreißen, die ihnen zuvor noch geblieben waren. In anderen Worten zielte der Krieg, den die Metropole wollte, darauf, den Gegner als selbständige politische Einheit endgültig zu tilgen, d.h. ihn zu vernichten.[46]

Diplomatie im Stile Leutweins kam nicht mehr in Betracht. Aus Sicht der Metropole war sie schon allein deswegen ausgeschlossen, weil die Herero als bloße »Rebellen«, nicht als legitime Kriegspartei, galten. Darüber hinaus fühlte man sich den Aufständischen derart überlegen, dass diplomatische Mittel nicht einmal dann in Frage kamen, wenn sie zu Täuschungszwecken gebraucht wurden. Man meinte, sich allein auf das eigene Tun konzentrieren und den Gegner ausblenden zu können, weil man fest davon ausging, auch so das gewünschte Ergebnis zu erzielen.

Unermüdlich versuchte Leutwein, den vorgesetzten Stellen die Ursachen des Aufstandes darzulegen und dem Konflikt somit etwas von seiner Schärfe zu nehmen. Trotha fand Leutweins Ausführungen, dass »allein die unqualifizierbaren Handelsallüren der Deutschen und deren rücksichtslose Rohheit die Ursache des Aufstandes« gewesen seien, zwar, wie gesehen, »plausibel«; dennoch kam es ihm nicht in den Sinn, sein weiteres Vorgehen im Lichte dieser Einsicht zu überdenken.[47] Die Gründe, welche die Herero zum Aufstand bewogen hatten, spielten schlicht keinerlei Rolle. Entscheidend schien, dass sie es gewagt hatten, die deutsche Herrschaft herauszufordern, und dass es nun galt, diese Scharte auszuwetzen.

45 StBR, 19. Januar 1904, S. 364b.

46 Dies schloss auch die Reservate ein, deren Schaffung Leutwein noch befürwortete. Offensichtlich war der Gedanke leitend, mit den Stammesstrukturen auch die Gesellschaft und Kultur der Herero zu zerstören, jedenfalls insofern, als diese der Umformung zu einem Proletariat in »weißen« Diensten im Wege stand. Stämme und Lokalgruppen sollten aufgelöst und Arbeitskräfte in der jeweils erforderlichen Zahl in der Nähe von Firmen oder auf Farmen dauerhaft angesiedelt werden. Man unterschied dieses Modell der »Lokation« sehr genau von Reservaten, die den Indigenen einen Rest von Selbständigkeit belassen hätten und daher abgelehnt wurde. Die Indigenen sollten in Zukunft »unter der unmittelbaren Leitung einer weißen Obrigkeit stehen«, und es sollte verhindert werden, dass sie sich jemals wieder selbständig politisch organisierten (vgl. »Keine Reservate!«, in: *DSWAZ* vom 1.11.1905, S.1).

47 Tagebuch Trotha, TA 122/15, Eintrag 22.6.1904.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Auch in Berlin stießen Leutweins Eingaben auf taube Ohren. Der Kaiser lehnte den Vorschlag einer »Untersuchung über die Ursachen des Herero Aufstands durch einen höheren Beamten an Ort und Stelle« rundweg ab; solange die Operationen andauerten, hielt er eine solche Untersuchung für »verfrüht«.[48] Den Gegner, seine Motive und Zielsetzungen zu verstehen, bildet einen Kernaspekt strategischer Urteilskraft. Nähere Kenntnis der Aufstandsgründe hätte Aufschluss darüber geben können, welche Zwecke die Herero verfolgten und welche Energie sie aufzuwenden bereit sein würden, um diese Zwecke zu erreichen. Darüber hinaus mochte die Kenntnis der Aufstandsgründe Wege zur Verständigung und zur Herstellung eines Friedensschlusses weisen. Diese Überlegungen spielten für Leutwein eine gewichtige Rolle, aber nicht für seine vorgesetzten Stellen in Berlin, im Gegenteil. Sie wähnten sich dem Gegner derart überlegen, dass sie gar nicht erst auf ihn blicken zu müssen – und auch nicht zu sollen – glaubten. Mit Blick auf den bevorstehenden Feldzug erschien es ihnen als vollkommen ausreichend, sich ganz auf sich und das eigene Standardprocedere zu besinnen.

Festzuhalten ist, dass die Organe der Öffentlichkeit und der offiziellen Politik Gesichtspunkte wie die »nationale Ehre« in den Vordergrund der Aufstandsdebatte rückten und so der Eskalation Vorschub leisteten. Mit harmlos anmutenden Begriffen wie ›Denkzettel‹ wurde der Verselbständigung der Gewalt das Wort geredet. Im enger strategischen Sinne liefen die Vorgaben aus dem Reich auf das hinaus, was ich einen ›politischen Vernichtungskrieg‹ nennen möchte. Da Leutwein nicht willens oder imstande schien, einen Krieg dieser Art zu führen, wurde er schließlich abgelöst.

Exkurs: Was ist ein politischer Vernichtungskrieg?

Mit gleichsam triumphierendem Gestus weisen kolonialrevisionistische Schriften auf die angeblich enger militärische Bedeutung hin, die dem Begriff ›Vernichtung‹ um 1900 noch zugekommen sei.[49] Demnach meine ›Vernichtung‹ so etwas wie die vollständige Wehrlosmachung des

48 Kaiser an Reichskanzler, 19.4.1904, R1001/2114, Bl. 38. Die Untersuchung der Ursachen wurde auf die Nachkriegszeit verschoben und auch dann nur unter sehr eingeschränkten, militärisch-technischen Gesichtspunkten durchgeführt (Hull 2005: 194f.).

49 An erster Stelle sei auf Karla Poewe (1985: 60) hingewiesen, auf die sich kolonialrevisionistische Positionen immer wieder beziehen: »The use of the word ›vernichten‹ which unknowledgeable people translate as *extermination*, in fact, meant, in the usage of the times, breaking of military, national, or economic resistance.«

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Gegners, keinesfalls aber dessen genozidale Vernichtung. Wann immer zeitgenössische Quellen von ›Vernichtung‹ sprechen, stehe im Unterschied etwa zu den Ost-Feldzügen des NS-Regimes die Ausrottung des Gegners und seiner Gesellschaft noch nicht im Raum.

Auch ohne deshalb die »Grenzen der Gleichsetzung« (Kundrus 2004; vgl. auch Gerwarth/ Malinowski 2007; Hochgeschwender 2007) in Frage zu stellen, ist nicht zu übersehen, dass ›Vernichtung‹ auch im militärischen Gebrauch nicht so eindeutig ist, wie die apologetischen Schriften meinen. Diese verabsolutieren gewissermaßen dogmatisch einen bestimmten Aspekt des Vernichtungsbegriffs und verleugnen das darin niedergelegte Eskalationspotential. Selbst wenn ›Vernichtung‹ *nicht notwendigerweise* das restlose Niedermachen des Gegners bedeutet, schließt es diese Möglichkeit nie grundsätzlich aus. Oft sind es unscheinbare Adjektive wie ›völlig‹[50], welche die extremen Ausmaße der Gewalt anzeigen, allerdings ohne die Bedeutung von ›Vernichtung‹ zu sprengen oder ihr etwas hinzuzufügen, das ihr von Grund auf fremd wäre. ›Vernichtung‹ lässt das Maß an Gewalt offen, das zur Erreichung der Ziele angewandt werden muss und deckt ein weites, bis zu extremen Formen der Gewalt reichendes Spektrum ab.

Schon zu Beginn des Krieges gegen die Herero kursierten Lesarten des Vernichtungsbegriffs, die offen genozidal waren. Anfang 1904 tat Leutwein unter dem Hinweis darauf, dass »60.000–70.000 Seelen sich nicht so leicht vernichten lassen«, die Stimmen noch als unbedacht ab, welche die Ausrottung der Herero forderten.[51] Die genozidale Entgrenzung der Gewalt stand gleichwohl als Möglichkeit bereits im Raum.[52]

Immer wieder ist mit Blick auf den Herero-Feldzug von einem Vernichtungskrieg die Rede (z.B. Zimmerer 2004a: 38; Eckart 2001: 59), wobei

50 Paul Leutwein berichtet von einem Gefecht bei Owikokorero, bei dem eine umfangreichere deutsche Patrouille in den Hinterhalt einer vielfach überlegenen Abteilung der Herero geraten war, dass der Führer der Herero diesen Gegner »völlig vernichten« wollte (Leutwein 1941: 16). Leutwein beschreibt dies keinesfalls als Monstrosität, sondern als einen im Krieg normalen Vorgang, mit dem stets zu rechnen ist. In der militärischen Bedeutung liegt als Potenz die völlige Vernichtung, bei der es nicht mehr nur ums Niederwerfen und das Zertrümmern eines Truppenkörpers geht, sondern um die physische Vernichtung seiner Mitglieder. Es handelt sich dabei allerdings immer nur um eine Möglichkeit.

51 Leutwein an Kolonialabteilung, 23.2.1904, R1001/2113, Bl. 55.

52 Das militärische Denken jener Tage stand bereits im Horizont des totalen Krieges, wie nicht zuletzt die völkerrechtlichen Überlegungen deutlich machen, so sehr gerade die militärischen Eliten noch hofften, die Gewalt durch einen kurzen Krieg noch domestizieren zu können (Förster 1986). In der Schrift *Kriegsbrauch im Landkriege* (1902) legte der Große Generalstab dar, welche völkerrechtlichen Restriktionen im Kriegsfalle tatsächlich

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ein genozidaler Vernichtungskrieg intendiert ist, der als auf das Engste mit dem Kommando Lothar von Trothas verbunden gedacht wird. Auch über den Fall DSW hinaus wird unter ›Vernichtungskrieg‹ wie selbstverständlich ein genozidaler Vernichtungskrieg verstanden (Kuß 2002). Bei näherem Hinsehen erweist sich diese Festlegung jedoch als voreilig.

Susanne Kuß (2002: 165f.) hat zu Recht festgestellt, dass der Vernichtung in Bezug auf einen Vernichtungskrieg keine bloß instrumentelle Bedeutung mehr zukommt. Sie bildet kein Mittel zu einem politischen Zweck, sondern stellt das alleinige und allumfassende Kriegsziel dar. Im Vernichtungskrieg werden keinerlei begrenzte Ziele verfolgt, da sein Ziel weiter ist: Die Vernichtung beschränkt sich nicht lediglich auf die gegnerische Streitmacht, sondern erstreckt sich auf den Gegner *als solchen*. In diesem Sinne bezeichnete der Militärpublizist Karl Linnebach Vernichtungskriege als »äußersten Grenzfall«; denn da mindestens eine der Parteien die andere in ihrer bestehenden Form auszulöschen trachtet, verlangt sie ihr, so Linnebach weiter, »das denkbar größte Opfer« ab (zit. n. Kuß 2006: 62). Daher hebt der Vernichtungskrieg auf einen »Totalsieg« (Ritter 1956: 17) ab und nähert sich, seinem Zwecke nach, der »abstrakten« Bestimmung nach Clausewitz an.

Doch wirft sich sogleich die Frage auf: Wenn die Vernichtung in Vernichtungskriegen dem *Gegner als solchen* gilt, bedeutet dies automatisch, dass sie sich auch auf die Gesamtheit oder Teile der gegnerischen Gesellschaft erstreckt?

Einer solchen Annahme kommt vor allem ein kritisches Recht zu, insbesondere mit Blick auf apologetische Positionen wie die eingangs genannten, denn sie ergründet das volle, in dem Begriff *seit jeher* angelegte Gewaltpotential, das jene leugnen. Der militärische Gebrauch des Vernichtungsbegriffs überhaupt zeichnet sich nämlich durch eine grundlegende Uneindeutigkeit oder Ambiguität – Andreas Stucki (2008: 130) hat es »Ambivalenz« genannt – aus: Er lässt gewissermaßen das

> verbindlich seien, die von den internationalen Abkommen vorgesehen waren. Sie nimmt sich bewusst durch einen dezidierten ›Realismus‹ resp. Opportunismus gegenüber den »übertrieben humanitären Anschauungen« ihrer Tage aus, denen sie vorwirft, die Natur und Zweck des Krieges zu verkennen; denn dieser erfordere »gewisse Härten«, in deren »rücksichtloser Anwendung häufig die einzig wahre Humanität« liege (ebd.: 3). Recht gilt ihr als Recht des Stärkeren oder des schließlich Obsiegenden, und sie rechtfertigt letztlich jedes Mittel, das zur Erreichung der kriegerischen Endzwecke notwendig ist (ebd.: 9). »Militärische Notwendigkeit« enthebt aller Beschränkungen. ›Vernichtung‹ mochte zwar zunächst eine beschränkte Bedeutung besitzen, aber unter den genannten Prämissen konnte sich in einem sich hinziehenden Krieg ihre Bedeutung unter der Hand ausweiten und alle Grenzen einreißen. Diese Entwicklung war auch im Zeitalter des »Kabinettskrieges« nicht ohne Beispiele, wie noch zu erörtern sein wird.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Maß an Gewalt offen, das zur Erreichung der Ziele angewandt werden muss, aber deckt gleichzeitig ein weites, bis zu extremen Formen der Gewalt reichendes Spektrum ab. Bis zu welchem Grade letzteres ausgeschöpft wird, hängt letztlich mit der Dynamik der Kampfsituationen ab. So kann, was ›Vernichtung‹ bedeutet, von der Gegenwehr des Gegners abhängen, also davon, ob dieser die Waffen streckt, sowie keine Aussicht mehr auf einen Erfolg besteht, oder, dessen ungeachtet, bis zur letzten Patrone, wenn nicht bis zum letzten Atemzug weiterkämpft. Je nachdem werden die Ausmaße der Gewalt variieren: Vernichtung kann sich auf die Wehrlosmachung des Gegners durch Entwaffnung und Gefangennahme beschränken oder bis zur physischen Auslöschung fortschreiten.

Sowohl die apologetische als auch die kritische Position sind für sich genommen einseitig; sie markieren die zwei Pole des Bedeutungsumfangs des schillernden Begriffs ›Vernichtung‹. Auch in Vernichtungskriegen kann das Ausmaß der ausgeübten Gewalt von der Dynamik des Kampfes bestimmt sein (sofern es sich freilich nicht um Feldzüge handelt, die sich von Haus aus auch gegen die ›feindliche‹ Bevölkerung richten).[53] Im Falle eines klassischen »trinitarischen Krieges« (Creveld 1991), der sich durch die strikte Trennung von Regierung, Armee und Bevölkerung auszeichnet, wird die Vernichtung mit einem anderen Maße an Gewalt einhergehen als etwa in einem »Volkskrieg«, der die genannten Trennungen verwischt. Dies bedeutet umgekehrt auch, und darauf kommt es in dem gegenwärtigen Zusammenhang an, dass man sinnvoll auch dann von Vernichtungskriegen sprechen kann, wenn die Schwelle zum Genozidalen nicht überschritten ist.

Es wurde bereits festgestellt, dass sich der Vernichtungskrieg gegen den *Gegner als solchen* richtet. Dies bedeutet nicht (automatisch), dass sich die Vernichtung auch auf die gegnerische Gesellschaft erstreckt. Es ist nicht einzusehen, warum ein Krieg, der zwar diesen totalen oder genozidalen Zug nicht aufweist, gleichwohl aber darauf abhebt, den Gegner restlos niederzuwerfen, seine Streitkraft zu besiegen, das Land zu besetzen und ihm dauerhaft seine Selbständigkeit sowie Souveränität zu entreißen, nicht sinnvoll als ›Vernichtungskrieg‹ anzusprechen sein sollte. Selbst wenn der Vernichtungskrieg einen »Grenzfall« darstellt, bedeutet dies nicht, dass *alle* weiteren Rücksichten aufgegeben sind und unmittelbar zur Ausrottung des Gegners geschritten wird. Bereits Linnebach, der in der Zwischenkriegszeit der neuen deutschen Kriegführung das Wort redet und dabei auch nicht die Möglichkeit einer genozidalen Entgrenzung ausschließen will, stellt ausdrücklich fest, dass der

53 Dagegen gehen Kuß (2002: 166) und Reemtsma (1999: 55) davon aus, dass sich die Entfesselung der Gewalt im Vernichtungskrieg nicht aus der Dynamik des Geschehens erklären lasse und »mit Begriffen wie Eigendynamik und Eskalation nicht adäquat erfaßt werden« könne.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Vernichtungskrieg sich *in erster Linie* auf die »Vernichtung des feindlichen Staats«, d.h. seiner politischen Strukturen richtet, nicht auf die »Austilgung des feindlichen Volkes« (zit. n. Kuß 2006: 62).

Worin die Besonderheit dieser Form des Krieges liegt, wird im Kontrast zum »Kabinettskrieg« des 18. Jahrhunderts deutlich.[54] Vermittels des Westfälischen Friedens war ein Staatensystem geschaffen worden, das gewährleistete, dass der Bestand der Kriegsparteien als selbständiger politischer Einheiten in Kriegen niemals in Frage stand (Münkler 2006b: 63). Die Kriegführung war Ausübung und Bestätigung der Souveränität des Fürsten, und zwar unabhängig von dem Ausgang des Konflikts. Der Vernichtungskrieg steht dem diametral gegenüber, denn er zeichnet sich dadurch aus, dass eine Partei der anderen (zumindest in der Form, in der diese besteht) das Existenzrecht abspricht und darauf geht, sie als solche auszulöschen.

Beispielhaft für solche Konflikte sind einerseits Bürgerkriege, andererseits Eroberungs- und Niederwerfungskriege im imperialen Kontext; hier wie dort erhebt mindestens eine der Kriegsparteien einen ungeteilten Herrschaftsanspruch und zielt daher auf die Niederwerfung der Gegenseite, die diesen Anspruch negiert.[55]

Mit Blick auf Bürgerkriege im antiken Griechenland spricht der Historiker Martin Zimmermann (2007: 58) von einer »extremen Bipolarität« zwischen den Parteien, die keinen Verhandlungsraum ließ, sondern

54 Ich stütze mich auf die Definition Stig Försters (1992: 3): »Unter ›Kabinettskrieg‹ wird dabei jene in den 1850er und 1860er Jahren vorherrschende Kampfform, in der die die Regierungen allenfalls halbdemokratischer Staaten außenpolitische Konflikte mit begrenzten Mitteln für begrenzte Ziele militärisch ausfochten. Mit langdienenden und zahlenmäßig begrenzten Berufsarmeen (eine Ausnahme war das Wehrpflichtigenheer Preußens) wurde in zumeist kurzen Feldzügen, die in der Regel durch wenige Schlachten entschieden wurden, für eng definierte politische Ziele gekämpft. Die Existenz der kriegführenden Parteien stand dabei nicht in Frage, und den Unterlegenen wurden durchweg gemäßigte Friedensbedingungen abverlangt. Die Zivilbevölkerung wurde allenfalls in der unmittelbaren Kampfzone involviert. Die Trennlinie zwischen Militär und Zivil blieb fast durchweg unangetastet. Die Mobilisierung von Wirtschafts-, Finanzkraft und Bevölkerung hielt sich in Grenzen. Auch wenn nationalistische Untertöne seit dem Revolutionsjahr von 1848 immer eine gewisse Rolle spielten, so handelte es sich doch bei diesen Kabinettskriegen nicht um Nationalkriege im eigentlichen Sinne. Die Regierung behielten die Feldzüge weitgehend im Griff und gerieten kaum in die unmittelbare Abhängigkeit von der Volksstimmung.«

55 Dies wird z.B. hinsichtlich des amerikanischen Sezessionskrieges (1861–65): Die bloße Existenz der Konföderation negierte die Idee der Union, und der Sieg der Union konnte nur in der »Vernichtung der Konföderation« bestehen (Aron 1962: 41).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

regelmäßig die »völlige Auslöschung des Gegners« erforderte und auch in »Ausrottungskriege« münden konnte;[56] in zahlreichen Fällen begnügten sich die Sieger jedoch mit der Vertreibung resp. Verbannung der politischen Gegner, d.h. der Rädelsführer (Eck 2005: 101).

Kolonial- oder Imperialkriege verfolgten gleichfalls oftmals »absolute Ziele« (Wesseling 1989: 3); sie hoben aber in der Regel auf die Eroberung oder Niederwerfung (Trotha 2003: 41ff), nicht die Ausrottung der indigenen Bevölkerung ab. Angesichts der radikalen Zielsetzungen dieser Kriege und der Folgen, die sie für die unterworfene Bevölkerung haben konnten – man könnte die Ausmaße in den Worten der Genozidforschung als zumindest *ethnozidal* bezeichnen –, wäre alles andere als die Rede von Vernichtungskriegen verharmlosend. Es wäre nicht nur verharmlosend, sondern es verfehlte das, was diese Kriege ausmachte. Kolonial- oder Imperialkriege zielten immer wieder darauf, das Gegenüber als selbständige politische Einheit zu vernichten, häufig sogar deutlich mehr als das, und dies macht sie zu Vernichtungskriegen, auch wenn sie insofern einen begrenzten Charakter besaßen, als das Interesse an dem Erhalt der besiegten Gesellschaften die Gewalt beschränkte.[57]

Entgegen den geläufigen Lesarten des Vernichtungskrieges im Allgemeinen wie in Bezug auf den Fall DSW im Besonderen ist der Krieg, den Berlin verlangte und den Leutwein nicht ohne weiteres zu führen bereit war, als ein Vernichtungskrieg anzusprechen, ohne dass dies besagt, dass der Krieg von vornherein auf die *Ausrottung* der Herero zielte. Es handelte sich vielmehr zunächst um das, was ich einen ›politischen Vernichtungskrieg‹ nennen möchte, der primär darauf zielt, den Gegner dauerhaft als selbständige politische Einheit zu vernichten. Der Bestand der Herero als politische Einheit(en) war nicht nur nicht garantiert, sondern sollte gerade getilgt werden; Verhandlungen kamen nicht in Frage, weil es nichts mehr zu verhandeln gab: Von deutscher Seite wurde nichts anderes als die bedingungslose Unterwerfung akzeptiert.

56 Ähnlich sind die Ausführungen Stephen Morillos (2006: 36ff) hinsichtlich »subkultureller« Kriege im Mittelalter.

57 In ähnlicher Weise begründet der Historiker Dierk Walter die Anwendung der Kategorie des »totalen Krieges« auf Kolonialkriege. Diese seien zwar mit Blick auf die von Seiten der Kolonialmächte mobilisierten Mittel begrenzt, mit Blick auf die Ziele und die Tragweite der Gewaltanwendung aber durchaus als »total« zu bezeichnen. Walter führt zu Recht aus (2006: 38): »In vielen Kolonialkriegen gingen die Absichten der Kolonialmacht darüber [die Auslöschung der politischen Eigenständigkeit des indigenen Gegners, MH] sogar noch hinaus, wurde die Zerschlagung der gegnerischen Gesellschaftsstruktur, der wirtschaftlichen Lebensgrundlagen ins Auge gefaßt – etwa wenn der koloniale Staat Landenteignungen, Umsiedlungen, den Übergang zur Lohnarbeit, die Abschaffung der Sklaverei durchzusetzen gedachte. Ein umfassenderes Kriegsziel ist kaum vorstellbar.«

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Häuptlinge und Großleute galten als Rädelsführer und hatten ihre Hinrichtung zu gewärtigen; das Ende ihrer Herrschaft sollte auch das Ende der gesamten politischen, sozialen oder kulturellen Organisation der Herero bedeuten.

Hannes Heer (1995: 129f.) stellt in Anlehnung an Clausewitz fest, dass der Vernichtungskrieg im Unterschied zu ›herkömmlichen‹ Kriegen nicht nur über eine eigene »Grammatik«, sondern auch über eine eigene »Logik« verfüge, und sich somit von vornherein jedem politischen Kalkül, das ›herkömmlichen‹ Kriegen noch Grenzen setzt, entzieht. So weit muss man Heer nicht folgen; dennoch wohnt dem Vernichtungskrieg ein besonderes Eskalationspotential inne.

Clausewitz (1952: 114) geht davon aus, dass das »Wehrlosmachen des Gegners« nur der »abstrakte Zweck des Krieges« sei, der Sache nach also ein theoretischer Grenzbegriff, an den »wirkliche« Kriege nur sehr selten, wenn überhaupt, heranreichen. Tatsächlich seien in der Geschichte stets Friedensschlüsse aller Schattierungen zustande gekommen, »ehe einer der beiden Teile als wehrlos angesehen werden konnte, ja ehe das Gleichgewicht auch nur merklich gestört war« (ebd.). Im Falle des Vernichtungskrieges liegt die Sache grundlegend anders. Die Kriegspartei, welche die Vernichtung ihres Kontrahenten anstrebt, verfolgt im Grunde nur noch ein militärisches Ziel: den Sieg (Aron 1962: 40), den »Totalsieg«. Es gibt für sie nichts zu verhandeln, deswegen wird sie tendenziell die Gewalt immer weiter steigern, um ihr radikales Ziel zu erreichen. Damit gibt sie auch der Gegenseite, deren eigentliches Ziel defensiv und begrenzt sein mag,[58] »das Gesetz, und es entsteht eine Wechselwirkung«, eine Spirale der sich steigernden Gewalt und Gegengewalt (Clausewitz 1952: 92). Es mangelt geschichtlich nicht an Beispielen, die belegen, dass die Forderung nach bedingungsloser Kapitulation die Gegenseite zu verzweifeltem Widerstand anstachelt (Aron 1962: 40). Steht der Bestand einer der Parteien auf dem Spiel, gewinnt der Krieg eine existenzielle Bedeutung und bewegt sich auf seine »reine« Form zu.

Der nach den Vorstellungen Berlins geführte südwestafrikanische Krieg war für die Herero die Art von Existenzkampf, den Leutwein stets zu vermeiden gesucht hatte. Weil allenfalls der Weg in die bedingungslose Unterwerfung offenstand, der unter dem Kommando des intransigenten Trotha höchst riskant erscheinen musste, suchten die Herero nach der Schlacht am Waterberg ihr Heil in einer Flucht, die sie schließlich ins Verderben führte. Die deutsche Seite reagierte auf die Weigerung der Herero, sich zu unterwerfen, mit einer immer weiteren Steigerung der Gewalt. Der politische Vernichtungskrieg, den Berlin verlangte,

58 Man denke an die Konföderierten im amerikanischen Sezessionskrieg, die im Unterschied zu ihrem Kontrahenten keinerlei Absicht hatten, Kontrolle über das feindliche Territorium zu gewinnen (Browning 2006: 59).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

besaß zunächst keine genozidale Dimension, doch markierte er zweifellos eine neue Stufe der Eskalation und stellte die Weichen für die weitere Entgrenzung.

Das unbedingte Prius der Gewalt: Trothas Kommandoübernahme

Trotha war Kandidat für ein Profil, das die maßgeblichen Stellen in Berlin längst definiert hatten und das er vor allem aus Sicht des Kaisers zu erfüllen versprach.[59] Letzterer soll ihm auch persönlich den Auftrag erteilt haben, »mit allen Mitteln den Aufstand nieder[zu]schlagen«.[60] Die Ablösung Leutweins und ihre Umstände verdeutlichen, dass Berlin von dem Oberkommandierenden erwartete, den Herero eine vernichtende Niederlage beizubringen, und Trotha war dazu bereit.

Die geläufige Sicht versteht Trothas Kommandoübernahme einseitig als einen Bruch mit der vorgängigen Kriegführung. Tatsächlich bestanden aber beträchtliche Kontinuitäten, und auf diese Kontinuitäten zielt die Feststellung, dass Trotha auch nur ein Kandidat für ein Profil und eine Strategie war, die Berlin festgelegt hatte. Keinesfalls soll dies freilich besagen, dass Trotha ein passiver Befehlsempfänger war, der lediglich »seine Pflicht« versah. Zum einen hatte er sich von dem Kaiser ausbedungen, keiner zivilen Behörde unterstellt zu sein,[61] und erlangte durch die Verhängung des Kriegsrechts diktatorische Vollmachten. Er schaffte sich so die Freiräume, um nach eigenem Ermessen handeln zu können. Zum anderen weisen blutrünstige Ankündigungen wie diejenige, den Aufstand in »Strömen von Blut« ersticken zu wollen,[62] auf einen offenkundigen ›Überschuss‹ hin (der möglicherweise auch den Kaiser bewog, Trotha das Kommando in DSW zu übertragen). Trotha hatte eine eigene Sicht auf die Verhältnisse; so hielt er im Gegensatz zu Leutwein die indigene Arbeitskraft in der Siedlungskolonie für entbehrlich und verwarf damit das in jenen Tagen wohl gewichtigste Argument für die Einhegung kriegerischer Gewalt.[63] Im Unterschied zu

59 Aus einem Bericht des bayerischen Militärbevollmächtigten Nikolaus Ritter von Endres gehen die Umstände der Ernennung Trothas hervor: Er war offenbar der Kandidat des Kaisers und wurde von diesem gegen zahlreiche Widerstände (u.a. Schlieffens) durchgesetzt (Kuß 2010: 83, Anm. 1).

60 Trotha an Leutwein, 5. November 1904, BArch. R1001/2089, Bl. 100–102.

61 Trotha an Hülsen-Häseler, 10. 12. 1904, Abschrift in: TA 315, 2b, Bl. 72.

62 Trotha an Leutwein, 5.11.1904, BArch. R1001/2089, Bl. 101.

63 »›Aber S.W.A. ist, oder soll doch gerade die Kolonie sein, in der der Europäer selbst arbeiten kann [...]‹«, setzte er Leutweins Plädoyer für eine »gnadenreiche« Kriegführung entgegen (Tagebuch Trotha, TA 122/15, Eintrag 1.7.1904).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Leutwein bemühte er auch immer wieder sozialdarwinistische Topoi wie ›Rassenkampf‹[64] und betrachtete die Ausrottung der nordamerikanischen »Eingeborenen« als beispielhaft.[65]

Trothas Gewaltphantasien kannten kaum Grenzen, aber so maßlos sie auch gewesen sein mögen, so wenig berechtigen sie zur Annahme, dass sein Kommando von vornherein im Zeichen eines eliminatorischen Rassismus gestanden habe. Wie der Rassismusforscher Robert Miles (1991: 81) festgestellt hat, müssen

> »Überzeugungen [...] nicht von logisch angemessenen Handlungen begleitet sein oder sie hervorbringen, und tatsächlich vollzogene

64 Der Begriff weckt unwillkürlich Assoziationen mit den »Rassenkriegen« NS-Deutschlands und wird immer wieder angeführt, um die (vermeintlichen) Kontinuitäten zwischen dem Herero-Feldzug auf der einen und den Vernichtungskriegen NS-Deutschlands auf der anderen Seite darzutun (so z.B. Zimmerer 2005b: 52, 2008: 52). Wie selbstverständlich wird davon ausgegangen, dass der »Rassenkampf« für Trotha automatisch auf einen genozidalen »Rassenkrieg« oder eine »Endlösung« hinausläuft (so Eckart 2001, Kößler/Melber 2004: 45, Zimmerer 2004a: 55). Im Hinblick auf Trothas Gebrauch lässt sich diese Annahme nicht zweifelsfrei belegen. Im Allgemeinen scheinen Bedeutung und Tragweite von »Rassenkampf« alles andere als eindeutig gewesen zu sein. Die *Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* etwa macht sehr deutlich, dass »Rassenkampf« keineswegs die »physische Vernichtung« der Gegenseite impliziere, sondern ›lediglich‹ bedeute, dass »die eine Rasse unbedingt Siegerin, die andere unbedingt Unterworfene geworden sein wird« (»Mutterland und Kolonie, Teil IV«, in: *DSWAZ* vom 1. 8. 1906). Unstrittig dürfte sein, dass es sich um einen Topos sozialdarwinistischer Prägung handelt, der um die Jahrhundertwende weit verbreitet war (Weikart 2004: 127ff), und dass der »Rassenkampf« Teil einer Vorstellungswelt war, der zufolge Geschichte ein bloßes Naturgeschehen darstellt, in dem die Starken obsiegen und alles Schwache zugrunde geht. Nichts anderes hat Ludwig Gumplowicz in seinem erstmals 1879 erschienenen Werk »Der Rassenkampf« im Blick, wenn er einer »Geschichtsauffassung« das Wort redet, welche die »Menschheit als einen unfreien Bestandteil der Natur« versteht und die »Naturgesetze« zu erforschen hat, »nach denen dieser Bestandteil in ewiger Notwendigkeit die ihm vorgezeichneten, natürlichen Bahnen durchläuft« (Gumplowicz 1928: 5). Dies bedeutet eine fundamentale Ent-Moralisierung der Geschichte, die es auch erlaubt, die Ausrottung ganzer Völker zu bagatellisieren. Erscheint der Kampf als ›naturgegeben‹ und in der (vermeintlichen) Verschiedenheit von »Rassen« angelegt ist, dann ist er unausweichlich und verlangt nach einer endgültigen Entscheidung, da er ansonsten immer wieder aufflackern und sich zur Gefahr für die weiße Bevölkerung in der Kolonie auswachsen könnte. Der Topos des »Rassenkampfes« eröffnet einen neuen strategischen Horizont.

65 Tagebuch Trotha, TA 122/15, Eintrag 1.7.1904.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

> Handlungen müssen nicht mit entsprechenden Überzeugungen korrelieren. Handlungen können Folgen hervorbringen, die mit Motivationen und Intentionen im Einklang stehen, aber sie zeitigen oft, wenn nicht gar zumeist, auch unvorhergesehene Resultate. Diese ›Inkonsistenzen‹ treten überall in gesellschaftlichen Zusammenhängen auf und verursachen große Probleme für die Methodologie und die Bestimmung der ›Kausalität‹.«

Phantasien sind etwas anderes als Intentionen, und Intentionen sind noch keine Pläne. Darüber hinaus tut sich zwischen Plänen und ihrer Verwirklichung immer wieder eine beträchtliche Kluft auf.[66] Oft genug muss sich erst eine passende Gelegenheit ergeben, damit es gewagt werden kann, diese Kluft zu überwinden.

Über all diese Kautelen setzen sich diejenigen Positionen hinweg, die aus einzelnen Äußerungen Trothas auf eine genozidale Intention schließen, und damit einen eliminatorischen Rassismus als die eigentliche ›Ursache‹ der Gewaltentgrenzung einsetzen. Demgegenüber unterstreichen die Unvermeidbarkeit von »Inkonsistenzen«, auf die Miles aufmerksam macht, sowie die Fragwürdigkeit der Kategorie der Kausalität insgesamt die Unausweichlichkeit eines Vorgehens, das nach den vielfältigen Bedingungen fragt, die dazu führten, dass der Feldzug die Gestalt annehmen konnte, die er schließlich annahm.

Eines ist in diesem Zusammenhang jedoch zu betonen: Zwar bedeutet die Ablehnung der begrenzten Kriegführung Leutweins nicht *per se* die Hinwendung zu einer genozidalen Strategie (so beispielsweise Kotek 2008: 182), wie bereits zu sehen war. Aber mit Trotha folgte Leutwein ein Offizier nach, der kaum Skrupel kannte und dem beinahe jedes Mittel recht war, seinem Auftrag gerecht zu werden. Wie sich zeigen sollte, schreckte er auch vor der Ausrottung eines Volkes nicht zurück. Eine solche »Endlösung« war zwar nicht vorprogrammiert, aber eben auch nicht mehr ausgeschlossen. Trothas zustimmendes Zitat aus Frederick

66 Manches spricht dafür, dass sich der Vernichtungsgedanke auch im Falle der Shoah, wo ein eliminatorischer Rassismus am ehesten vorauszusetzen ist, allmählich konkretisierte. Norman Naimark (2008: 83f.) stellt fest, dass wenn für Hitler und sein Umfeld auch schon frühzeitig festgestanden hatte, dass die Juden zu vernichten waren, lange Zeit unklar war resp. blieb, worin diese Vernichtung eigentlich bestehen sollte. Zunächst hatte die NS-Führung darunter weder ausschließlich noch vielleicht in erster Linie die *physische* Vernichtung verstanden, d.h. die Ermordung jüdischer Männer, Frauen und Kinder; bisweilen meinte sie sich darauf ›beschränken‹ zu können, »die Fähigkeit der Juden zu vernichten, ihr Schicksal selbst zu bestimmen«, oder der Anwesenheit der Juden in Deutschland oder Europa durch Vertreibung ein Ende zu setzen (ebd.). Auch die »Vernichtung der Herero« machte einen solchen Bedeutungswandel durch, bevor sie einen umfassenden genozidalen Sinn annahm.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

C. Selous' *Sunshine and Storm in Rhodesia* formuliert einen Dreiklang extremer Lösungen, der sich sinngemäß aus Unterwerfung, Vertreibung und Ausrottung zusammensetzt – und den Ablauf des weiteren Feldzuges treffend beschreibt.[67] Vielleicht mochte die Ausrottung ›nur‹ eine Option unter mehreren darstellen und dabei auch nicht an erster Stelle stehen, aber sie bildete für Trotha eine denkbare sowie akzeptable Möglichkeit, um den Konflikt zu beenden. Insofern markierte die Kommandoübernahme Trotha wenigstens potentiell eine weitere Entgrenzung der Gewalt.

Im gegenwärtigen Kontext ist der Umstand entscheidend, dass die Ausrottung nicht Trothas »Plan A« darstellte.[68] Aufschluss über seine konkreten Zielsetzungen gibt ein Tagebucheintrag vom 22. Mai 1904. Noch vor seiner Landung in DSW notiert er:

»[Trothas Stabschef Martin Chales de] Beaulieu gibt mir einige Aufsätze des Dr. Hartmann [...] über S.W. Afrika, Klima, Land und Leute und Kriegführung für diesen Aufstand, die ich ausgezeichnet finde. Wenn mir Leutwein durch frühzeitige neue Operationen keinen Strich durch die Rechnung macht, werde ich wahrscheinlich danach handeln.«[69]

Zu den namentlich nicht näher erwähnten Aufsätzen zählte mit der allergrößten Wahrscheinlichkeit der bereits Ende 1903 erschienene Artikel *Die Zukunft Deutsch-Südwestafrikas. Beitrag zur Besiedlungs- und Eingeborenenfrage* (1904) sowie der Beitrag *Der Krieg in Südafrika und seine Lehren für Deutsch-Südwest-Afrika* (1900). In beiden Beiträgen widmet sich Hartmann der »Eingeborenenfrage«, worunter er die »Ablösung der Herrschaft des Eingeborenen durch die weiße Rasse« versteht (1900: 21). Hartmann wirft der (bisherigen) deutschen Kolonialpolitik das Versäumnis vor, die Bedeutung und Tragweite dieser Frage für die Kolonisierung auf dramatische Weise verkannt resp. unterschätzt zu haben.

Gerade im Vergleich zur britischen Siedlungspolitik im südlichen Afrika offenbare sich, so Hartmann in *Die Zukunft Deutsch-Südwestafrikas*, die übermäßige Sparsamkeit der deutschen Kolonialmacht. Dieser Sparsamkeit sei es geschuldet, dass auch nach zwanzig Jahren der Kolonisierung nicht einmal 3.000 deutsche Staatsbürger im Lande lebten

67 Rückblickend gibt Trotha (1909: 1) folgenden Passus aus dem Werk des rhodesischen Siedlers Frederick C. Selous' (1896: 67) wieder: »Therefore Matabeleland is doomed by what seems a law of nature to be ruled by the white man [,] and the black man must go, or conform to the white man's laws [,] or die in resisting them«.

68 Wie Michael Mann (2007: 7f.) dargetan hat, zielen Täter oder Tätergruppen kaum jemals *von Anfang an* auf die Ausrottung der Opfergruppen; letztere stelle vielmehr meist so etwas wie einen »Plan B« oder »C« dar, der sich erst im Laufe des Gewaltprozesses herausbildete.

69 Tagebuch Trotha, TA 122/15, Eintrag 22.5.1904.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

(ebd.: 15). Einer umfassenderen Besiedlung stand allerdings auch der Umstand entgegen, dass die Regierung (vor 1904) nicht frei über das Land verfügen konnte. Aus diesen Gründen hält Hartmann eine grundlegende Neuausrichtung der südwestafrikanischen Kolonialpolitik für unausweichlich. Zwar hält er Leutwein zugute, seine Aufgabe mit den geringen Mitteln, die ihm zu Gebote gestanden hatten, »bis zu einem gewissen Grade mit Geschick und Erfolg« erfüllt zu haben, aber verurteilt die Prämissen seiner Herrschaftsausübung scharf. Die Machtverhältnisse zwischen »Eingeborenen« und Weißen konnten unmöglich bleiben, was sie bis dahin gewesen waren (ebd.: 16). Indem sich Leutwein stets mit einer indirekten Herrschaft begnügt und auf eine »Friedenspolitik« gesetzt hatte, behandelte er die Indigenen in Verkennung der tatsächlichen Konflikthaftigkeit dieses Verhältnisses »in unrichtiger Weise« (ebd.: 19). Denn anders als die Kolonialregierung glaube, so Hartmann weiter, empfänden die Indigenen keinerlei Loyalität gegenüber der Kolonialmacht und erkannten deren Schutzherrschaft nur vordergründig an; vielmehr sehnten sie sich insgeheim nach den Zeiten »schrankenloser Freiheit« zurück (ebd.: 20). Wenn das Schutzgebiet als sicher gelten konnte, dann allein wegen der *Angst*, welche die Indigenen vor der Macht der deutschen Regierung empfänden (ebd.: 21).

Plakativ könnte man sagen, dass Hartmann zur Auffassung Machiavellis (1996: 94f.) neigt, dass es für den Herrschenden besser sei, von den Beherrschten gefürchtet als von ihnen geliebt zu werden, oder, auf das konkrete Beispiel bezogen, dass Furcht das sicherere Fundament von Herrschaft darstelle als das (vermeintliche) Vertrauen und die engeren persönlichen Bindungen, auf die Leutwein all die Jahre gesetzt hatte. Die bisherigen Versuche, die »Eingeborenenfrage« anzugehen, hätten sich stets »nur mit halben Maßregeln und unzureichenden Mitteln [begnügt], statt sie gründlich und für alle Zeiten« zu lösen, weswegen Hartmann auch befürchtet, dass sich die bisherige Politik dereinst noch einmal ernsthaft rächen würde (ebd.: 21). Im Lichte der großen Aufstände von 1904 müssen Hartmanns Worte für manch einen Zeitgenossen nachgerade prophetisch geklungen haben. Hartmann verwirft Leutweins Politik als im Grundsatz verfehlt und plädiert für eine *endgültige Lösung* der Herrschaftsfrage in DSW, ohne deswegen freilich auf eine »*Endlösung*« hinauszuwollen. Die weitere Koexistenz mit der indigenen Bevölkerung – mit Ausnahme der angeblich »degenerierten« Nama-Oorlam (ebd.: 23) – stellt er nicht in Frage (vgl. auch Hartmann 1910) und geht ausführlich auf die Frage ein, wie eine solche Koexistenz auszusehen hätte.[70]

70 Eine Gleichberechtigung scheidet für Hartmann auch perspektivisch aus, da die Afrikaner nach seinem Dafürhalten erst zu »Wahrheit, Gerechtigkeit, Zuverlässigkeit oder Pflichtgefühl« erzogen werden müssten, was wiederum kaum »ohne Gewalt« vonstattengehen könne (ebd.: 22). Das Zusammenleben

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ein höheres Maß an Übereinstimmung mit Hartmanns Gedanken, als es Trotha an der besagten Stelle seines Tagebuches Stelle zum Ausdruck bringt, ist kaum vorstellbar, kündigt er doch an, in seiner Eigenschaft als Kommandierender »danach handeln« zu wollen, sofern ihm Leutwein »durch frühzeitige neue Operationen keinen Strich durch die Rechnung« machen sollte (wozu es auch nicht kam).[71]

Festzuhalten ist: Hartmann greift Leutwein scharf an und fordert einen grundlegenden Wandel der südwestafrikanischen Kolonialpolitik. Dieser Wandel schließt die Abkehr von Leutweins »Friedenspolitik« ein; stattdessen drängt Hartmann auf eine »gründliche Lösung« der »Eingeborenenfrage« und fordert damit der Sache nach die militärische Eroberung des Schutzgebietes resp. die gewaltsame Unterwerfung der autochthonen Bevölkerung. Bemerkenswert ist, dass er zwar für eine *endgültige* Lösung der »Eingeborenenfrage«, deswegen aber nicht für eine »*Endlösung*« plädiert.

Dies spricht also dafür, dass die anfänglichen Zielsetzungen Trothas noch in den Bahnen kolonialer Herrschaftssicherung und ›konventioneller‹ Kriegführung verliefen. Das *persönliche* Verhältnis zu seinem Vorgänger war von Anfang an gespannt und verschlechterte sich bis zu dem Grade, dass Leutwein die Kolonie verlassen musste.[72] *Sachlich* jedoch lagen die beiden Offiziere anfangs nicht so weit auseinander, dass sie etwa auf völlig verschiedenen Ebenen argumentierten: Zumindest traf hier *nicht* eine offen genozidale auf eine begrenzte Kriegführung. Die Auseinandersetzung zeigt, dass zunächst noch *beider* Überlegungen im Horizont dessen standen, was sich mit Jacques Sémelin (2007) als »unterwerfende Vernichtungspraktiken« im Gegensatz zu »ausrottenden Vernichtungspraktiken« verstehen lässt, dass sich also zunächst noch beide auf dem Boden der ›üblichen‹, auf Eroberung und Unterwerfung statt auf Ausrottung zielenden Kolonialpraxis mit ihrer begrenzten Kriegführung bewegten (vgl. Trotha 2003: 41ff). Innerhalb dieses Horizontes nahmen sie freilich entgegengesetzte Pole ein.

läuft so auf die zeitlich unbestimmte Knechtschaft des einen Teils, der Indigenen, hinaus.

71 Seine Befürchtungen gingen dahin, dass Leutwein den Krieg beendet haben könnte, bevor er den Schauplatz erreicht haben würde.

72 Leutwein hatte im Oktober 1904 bei den vorgesetzten Stellen in Berlin darüber geklagt, dass Trotha Unterwerfungsangebote der Herero abgelehnt hätte (BArch. 1001/2089, Bl. 46), er aber als Gouverneur nicht zu Rate gezogen worden war, so dass seine Position unhaltbar geworden war. Trotha notierte in seinem Tagebuch am 24.10.1904, »sofort an Generalstab [gedrahtet zu haben, MH], daß diese Meldung Leutw[ein] erlogen sei, jetzt ginge es nicht mehr, entweder er oder ich« (TA 122/16). Am 2.11.1904 vermerkte Trotha in seinem Tagebuch, auch Leutwein mitgeteilt zu haben, »daß das Zusammenarbeiten nicht mehr geht« (ebd.).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ungeachtet des rassistisch-sozialdarwinistischen Jargons, in dem Trotha seinen Standpunkt darlegt, kreist der Konflikt mit Leutwein vor allem um ein herrschaftssoziologisches Problem. Wie bereits gesehen, hatte Leutwein (1997: 240) die Kolonialherrschaft in DSW als »Schutzherrschaft« interpretiert und auf (zweiseitige) Verträge gegründet. Dies implizierte eine zumindest partielle Anerkennung der autochthonen Gruppen als selbständiger Vertragspartner und beließ ihnen Teile ihrer Souveränität; sie durften beispielsweise Waffen besitzen, was ihnen prinzipiell die Möglichkeit zur gewaltsamen Selbsthilfe verlieh. Durch den Abschluss der Schutzverträge hatten die Häuptlinge zwar »einen Teil ihrer Souveränität aufgegeben, aber auch einen wesentlichen Teil *behalten*« (Leutwein 1997: 238; Herv. MH). Leutwein gab rückblickend an, dass sie dabei sehr genau wussten, dass der Gouverneur als Abgesandter des Kaisers aufgrund von »*freiwillig* eingegangenen Verträgen« lediglich eine Art von »*Oberherrschaft* über sie auszuüben« hatte. Daraus schloss Leutwein (1997: 240; Herv. MH): »Und diese Freiwilligkeit war die Klippe, an der die Macht des Gouverneurs scheitern konnte«.

Wie Hartmann hielt auch Trotha Leutweins »Friedenspolitik« für grundsätzlich verfehlt, weil sie ihm die Schärfe des Antagonismus zwischen Kolonial*herren* auf der einen und Kolonisierten auf der anderen Seite allzu sehr unterschätzte – in dieser Hinsicht sah er möglicherweise tatsächlich klarer als Leutwein, der dazu neigte, die tatsächliche Unzufriedenheit der Kolonisierten zu übersehen (Estorff 1979: 114). Für den General war die koloniale Situation unausweichlich konfliktträchtig, mithin ein »Rassenkampf«, der nicht mit gutem Zureden zu entschärfen war (Trotha 1909: 1). Eine auf Freiwilligkeit sowie auf beidseitigen Verträgen gründende, daher stets auf einen formell friedlichen Ausgleich bedachte Politik lehnte er als »Schaukelspiel« ab: »Erobert müssen die Kolonialländer werden, davon ist nichts abzudividieren«.[73] Der neue Oberkommandierende vertrat damit die zweite von Leutwein genannte Option der Errichtung kolonialer Herrschaft, da er sich nicht mit »Schutz-« oder »Oberherrschaft« begnügen, sondern »tatsächliche Herrschaft« ausüben wollte, die nur durch die gewaltsame Unterwerfung der autochthonen Gesellschaften, d.h. die Eroberung des Schutzgebietes, zu erringen war (Leutwein 1997: 240). Er lehnte jedenfalls das Prinzip des »Divide et impera« von Leutweins Herrschaftssystem entschieden ab (Drechsler 1966: 137) und beharrte auf einer *ungeteilten* Herrschaft. Damit stand er auch der Situationsdefinition der Siedler sehr viel näher als Leutwein.[74]

73 TA 122/15, Eintrag 1.7.1904.

74 Seine Vorstellung von dem »Pazifizierungsprozess« entsprach vorderhand den Anschauungen der Siedler, die in ihren Sprachrohren noch am Vorabend des Aufstands eine bewaffnete Niederwerfung der autochthonen Gruppen gefordert hatten, und seine Wahrnehmung der kolonialen Situation als

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Wie Trotha rückblickend festhielt, musste der Kampf um die ungeteilte Herrschaft ein für alle Mal ausgefochten werden, »bis der Gegner am Boden lag« (Trotha 1909: 1), idealiter schon vor dem Beginn des eigentlichen ›Kolonisierungswerks‹.[75] Diese Zerstörung allein schien dem General die Möglichkeit zu bieten, »*etwas Neues aufzubauen, was Bestand*

»Rassenkampf« brachte die Situationsdefinition der Siedlerkreise auf eine griffige Formel (vgl. z.B. den Artikel Schlettweins »Zur augenblicklichen Lage« in der *DSWAZ* vom 5.1. 1904). Die offizielle Politik orientierte sich jedoch nicht an den Bedürfnissen der Siedler, im Gegenteil. Bald zeigte sich, dass Trotha trotz einer vordergründigen Entsprechung der Positionen mit Blick auf die Frage der »Pazifizierung« alles andere als der Mann der Siedlerschaft war. Er war ein Repräsentant der Metropole, vor allem des Kaisers und des Militärs, und vertrat deren Interessen immer deutlicher gegen die Interessen der Siedlerschaft, wie die schweren Konflikte, die seine Amtszeit in der Kolonie kennzeichneten, belegen. Die Ziele der Siedlerschaft waren klar; mit Blick auf ihre Erreichung war diese vergleichsweise ›undogmatisch‹: Ob dies nun auf dem Wege der Ermattungsstrategie der »alten Afrikaner« oder der Vernichtungsstrategie der metropolitanen Armee erreicht wurde, war ihr solange gleichgültig, wie das gewünschte Ziel erreicht wurde und vor allem die eigenen Interessen nicht unmittelbar tangiert waren. Schon am 2.2.1904 wurde in der *Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung* (2. Beilage: »Der Aufstand«) an die Prioritäten des militärischen Vorgehens erinnert, an die sich Leutwein auch tatsächlich halten sollte: »Es erscheint für uns jetzt als eine wichtige Aufgabe, die ausweichenden Haufen am Entkommen zu hindern, ihnen unser Vieh abzunehmen und unsere Grenzen […] zu schützen.« Als die Schlacht am Waterberg gescheitert war und die Herero mit den Viehherden, auf die es die Siedler abgesehen hatten, nach Osten flohen und die Grenze zu britischem Territorium zu erreichen drohten (vgl. »Der Aufstand«, in: *DSWAZ* vom 21. September 1904) und man befürchtete, »dass das Vermögen des Landes, unseres eigenen Landes hier verloren ging, dass die solchergestalt bewirkte Schwächung des Feindes auf unsere eigenen Kosten geschah« (»Der Aufstand«, in: *DSWAZ* vom 15. Dezember 1904), regte sich Kritik an Trotha. Dann wünschte sich die Siedlerschaft auf einmal wieder Leutwein zurück, zu dessen Ablösung sie selbst beigetragen hatte. Der feierliche Abschied, der Leutwein bereitet wurde, als er Ende 1904 das Schutzgebiet verließ (vgl. »Gouverneur Leutwein« und »Gouverneur Leutweins Abreise«, in: *DSWAZ* vom 7. Dezember 1904), war wohl eher als ein ›Denkzettel‹ für Trotha gedacht, dem übrigens ein Jahr später ein ausgesprochen kühler Abschied bereitet werden sollte (vgl. »Das Interregnum von Trotha – und sein Ende«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 2. November 1905).

75 Am 23.6.1906 gab die Kolonialverwaltung ein Abschiedsessen für den scheidenden General von Trotha, der u.a. folgende Worte sprach: »Vor Beendigung dieses Krieges die Pflugschar anzulegen, ist vergebliches Bemühen« (»Aus Deutschland«, in: *DSWAZ* vom 28.7.1906, S.2).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

verspricht« (Trotha 1909: 1): Nur auf diesem Weg schien sich ihm eine stabile, sichere Herrschaft in den Kolonien errichten zu lassen.[76]

Aus Trothas Sicht hatte sich Leutwein in seinen Feldzügen allzu sehr von der Überlegung leiten lassen, die Gegner möglichst bald wieder in einen der Regierung freundlichen Zustand zu versetzen. Hierin trat ein »*Ohnmachtsgefühl der Regierung*« zutage, das für Trotha mit dem Überlegenheitsanspruch einer Kolonialmacht nicht zu vereinbaren war. Insgesamt konnte eine Lage wie unter Leutwein nur vorübergehend sein, denn »[a]uf die Dauer muß jeder Regierung aller Nationen die Überzeugung kommen, daß sie einmal mit Gewalt das Herrenbewusstsein der Einwohner brechen müsse« (Trotha 1909: 1).

Der General spricht damit ein grundsätzliches, nicht auf den kolonialen Staat allein beschränktes herrschaftssoziologisches Problem an. Wie Heinrich Popitz (1992: 57) bemerkt, stellt Gewalt keinen »bloße[n] Betriebsunfall sozialer Beziehungen«, sondern die Prämisse jeder umfassenden sozialen Ordnung dar. Im Anschluss an Popitz zeigt Trutz von Trotha (1994: 33–40), dass Staatsbildungsprozessen überhaupt ein »Prius der Gewalt« zugrunde liegt und dass überlegene, vernichtende Aktionsmacht den Kern der Monopolisierung von Gewalt bildet. ›Pazifizierung‹ ist ein gewaltsamer Prozess und im Grunde nichts anderes als eine Form von »Racketeering«, wie Trutz von Trotha im Anschluss an Charles Tilly (1985) feststellt: Sie besteht darin, die Unterworfenen durch den blutigen Beweis der überlegenen Gewalt und der Todesgefährlichkeit von Herrschaft unter eine Ordnung zu pressen, die zu fürchten ist. Ordnung entsteht aus einem Chaos, das die ›ordnende‹ Gewalt selbst anrichtet.

Auch Leutwein verkannte die Rolle der Gewalt bei der Durchsetzung von Herrschaftansprüchen nicht gänzlich. Sie war integraler Bestandteil auch seiner Herrschaftspraxis, wenngleich er es oft bei bloßen *Drohungen* beließ und schon einmal günstige Gelegenheiten verstreichen ließ, seine Gegner auszuschalten.[77] Er war darauf bedacht, sich gewissen Regeln zu unterwerfen und den Anschein von Willkür zu vermeiden, um ein Klima des »Vertrauens« zu schaffen (vgl. Bley 1968:

76 Dass sich diese Betrachtungen auf nachträgliche Selbstzeugnisse Trothas stützen, erscheint deswegen zulässig, weil er im Rückblick keinen Hehl aus den Ausmaßen machte, welche die Gewalt unter seinem Kommando angenommen hatte, und sich dazu bekannte, ein »grausame[r] Kriegsführer« gewesen zu sein (»Aus Deutschland«, in: *DSWAZ* vom 28.7.1906, S.2, Herv. MH). Er hielt sein Tun immer noch für alternativenlos. Anders, schreibt er, wäre der Krieg nicht »endgültig zu beendigen« gewesen (ebd.).

77 Hinsichtlich der Drohungen ist an die theatralischen Truppenaufmärsche, die Leutwein inszenierte, um Gegner zum Einlenken zu bewegen (z.B. Bley 1968: 29).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

28).[78] Hierin unterschied er sich von Trotha, der befürchtete, dass derlei »Milde« von den Kolonisierten »nur als Schwäche aufgefaßt« werden würde.[79] Aus Trothas Sicht musste der Beweis der Überlegenheit tatsächlich erbracht werden, da nur dieser den Grund zu einer stabilen Herrschaft legen konnte. Wenn Südwestafrika nun im Chaos versank, dann nur, weil die deutsche Regierung diesen Beweis schuldig geblieben war.[80]

Wenngleich Lothar von Trothas Beharren auf dem »Prius der Gewalt« zweifellos eine weitere Eskalationsstufe einläutet, haftet ihm für sich genommen noch nichts Absonderliches an. Es stand durchaus noch im Kontext der ›üblichen‹ Herrschaftsdiskurse und -techniken, die das längerfristige Zusammenleben von Eroberern und Kolonisierten regeln

78 Exemplarisch ist der Fall des Khauas-Kapitäns Andries Lambert. Dieser hatte die Auslieferung des Totschlägers eines deutschen Händlers verweigert und den Boten, der von François‹ Auslieferungsforderung überbracht hatte, zu 150 Hieben verurteilt. Außerdem hatten die Khauas eine unter deutschem Schutz stehende Betschuanensiedlung überfallen, dabei viele Bewohner getötet und deren Vieh geraubt. Überraschend drang Leutwein mit seinen Truppen in die Siedlung der Khauas ein und setzte den Kapitän gefangen, bot diesem aber Gnade an, falls er bereit wäre, die deutsche Oberhoheit anzuerkennen, Waffen und Munition auszuliefern, das geraubte Vieh zurückzugeben und sich zu »friedlichem und ruhigem Verhalten für die Zukunft« zu verpflichten. Vorderhand akzeptierte Andries Lambert am 17.3.1894 Leutweins Bedingungen, und letzterer erklärte sich im Gegenzuge bereit, die Tötung des Händlers ungesühnt zu lassen (Bley 1968: 24f.), aber Lambert versuchte sich nach seiner Freilassung den Bedingungen durch die Flucht des gesamten Stammes zu entziehen. Die Vorbereitungen wurden entdeckt und die Flucht vereitelt. Am nächsten Tag wurde eine Kriegsgerichtsverhandlung eröffnet, in welcher Leutwein Mordanklage in Bezug auf den erschlagenen Händler erhob. Lambert bekannte sich schuldig, aber sein Gnadengesuch wurde abgelehnt; er wurde verurteilt und hingerichtet. Leutwein berief anschließend eine Versammlung der Reste des Stammes ein, klärte die Nachfolge Lamberts und schloss einen Schutzvertrag ab (ebd.: 6). Aufsehen erregte der Fall, wie Bley ausführt, weil der Konflikt »ohne Kampf« gelöst wurde und die Deutschen trotz ihrer Machtüberlegenheit von einer »allgemeinen Tötung oder Ausraubung« der Khauas absahen (ebd.: 27).

79 Trotha an Schlieffen, 4. Oktober 1904, BArch. R1001/2089, Bl. 5.

80 Aus Trothas Sicht war der Nachweis unter allen Umständen zu erbringen. Zu Beginn seiner Amtszeit befürchte er, dass die Herero ein großes Gefecht scheuen und sich vorher ergeben würden. Diese Möglichkeit behagte Trotha nicht (TA 122/15, Eintrag 20.6.1904): »Ich glaube, daß sie in Kürze mit Friedensanträgen kommen werden. Wenn ich nur die mögliche Form fände, noch die weiße Flagge zu schießen. Sie müssen vernichtet werden. Vielleicht kommt es aber noch ganz anders.«

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sollten. Eine Kolonialherrschaft ohne Kolonisierte war darin jedenfalls noch nicht angelegt (Steinmetz 2007: 202). Da die »Friedenspolitik« Leutweins als gescheitert galt, lag die Hinwendung zu einem neuen, schärferen Kurs in gewisser Weise auch nahe.

Dieser neue Kurs lief freilich auf noch mehr Blutvergießen hinaus. So kündigte Trotha vollmundig an, den Aufstand in »Strömen von Blut« ersticken zu wollen.[81] Obschon Trotha in pointiertem Gegensatz zu seinem Vorgänger, dessen Kriegführung stets auf die Erreichung bestimmter, enger umgrenzter Ziele abhob, einer Entfesselung »autotelischer« Gewalt das Wort redete, hätte sich die von ihm beabsichtigte Machtdemonstration, wie im folgenden Kapitel noch klarer werden wird, auf einen mehr oder weniger begrenzten Akt beschränken können. Der Kommandowechsel leitete eine neue Stufe der Eskalation, nicht aber schon die genozidale Phase des Feldzuges ein.

Rückblickend bemerkte der General, der auch dann weder zur Reue noch zur Beschönigung neigte, dass es 1904 vor allem darauf ankam, »einmal mit Gewalt das Herrenbewusstsein der Einwohner [zu] brechen« (Trotha 1909: 1). Es erscheint mir keineswegs abwegig anzunehmen, dass ein überwältigender Sieg am Waterberg für Trotha tatsächlich ein zufriedenstellendes, wenn nicht sogar das bevorzugte Ergebnis des Feldzuges dargestellt hätte, wobei freilich ethische Gesichtspunkte keinerlei Rolle gespielt haben dürften, sondern ausschließlich militärische Prestigegründe. Am Vorabend der Schlacht am Waterberg hätte sich Trotha in seiner Überheblichkeit wohl nicht einmal träumen lassen, dass Umstände eintreten könnten, die irgendwann so etwas wie eine »Endlösung« erforderlich machen würden. Vielmehr rechnete er fest damit, den Herero eine vernichtende Niederlage beizubringen, um im Anschluss, wie er retrospektiv weiter ausführt, die »Mörder und Anführer« abzuurteilen und die Übrigen »unter den Strahl der Allerhöchsten Gnade« zu bringen (Trotha 1909: 1).[82] Mit der »völligen Einschließung«, die Trotha durch konzentrische Truppenbewegungen zu erreichen hoffte, hätte sich ein großer Teil der Herero in seiner Gewalt befunden: Die Überlebenden hätten sich auf »Gnade und Ungnade« ergeben und ihr Leben

81 Trotha an Leutwein, 5.11.1904, BArch. R1001/2089, Bl. 101.

82 Der Umstand, dass von der genozidalen Vernichtung abgesehen worden wäre, besagt freilich wenig über die Lebensbedingungen, die den Überlebenden auferlegt worden wären. Trothas Absicht, ab Ende 1904 »alle sich ergebenden Herero an die Kette« legen zu lassen (Bülow an Trotha, 13.1.1905, BArch., R1001/2089, Bl. 116), deutet darauf hin, dass mit der »Gnade« auch harte Kollektivstrafen einhergegangen wären, die unzählige Menschenleben gefordert hätten, wie dies auch an der Lagerherrschaft kenntlich wurde, welche Trothas Vernichtungsstrategie eigentlich ein Ende setzen sollte.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

in die Hand des Siegers legen müssen.[83] Der General wäre so Herr über Leben und Tod, seine Macht *vollkommen* gewesen (Popitz 1992: 53). Möglicherweise hätte er unter diesen Umständen tatsächlich den Weg der »Gnade« beschritten.

In »Politik und Kriegführung« bemerkt Trotha (1901: 1), dass die durch den Aufstandsausbruch im Januar 1904 hergestellte Situation »gebieterisch eine Antwort [forderte, MH], aber eine eines großen Volkes würdige Antwort. Alle kleinlichen Bedenken mußten verschwinden, das Gesetz des Krieges trat in sein Recht und mußte Gehör finden bis der Gegner am Boden lag«. Er bleibt dabei, dass es die »nationale Ehre« gebot, die erlittene Gewalt zu vergelten, wobei ein »großes Volk« wie das deutsche eine »würdige Antwort« auf den ›Affront‹ zu geben hatte und eine solche Antwort nur in einem militärischen Sieg bestehen konnte. Für Trotha bedeutete dies, dass alle »kleinlichen Bedenken« (wie Leutweins kolonialpolitische Kautelen) beiseite zu schieben waren. Das »Gesetz des Krieges« hatte in Kraft zu treten und so lange in Kraft zu bleiben, bis der Gegner »am Boden lag«. Was Trotha damit der Sache nach beschreibt und rechtfertigt, ist eine Entkoppelung militärischer Gewalt von allen näheren Zwecken. All die »kleinlichen Bedenken«, mithin alle die nicht rein militärischen wirtschaftlichen oder politischen Überlegungen, die eigentlich ureigenste Bestandteile strategischen Denkens darstellen, durften erst dann zum Tragen gebracht werden, wenn der militärische Totalsieg errungen und der Gegner vernichtet war. Bis dahin hatten das »Gesetz des Krieges« und seine Protagonisten, die militärischen Gewaltspezialisten, das Geschehen zu bestimmen.[84]

Welche verheerenden Folgen dieser Standpunkt nach sich ziehen konnte, zeigte sich erst im *Scheitern* der Operationen. Die Gewalt hätte einigermaßen begrenzt bleiben können, wenn Trotha am Waterberg den erhofften Sieg errungen hätte. Aber da sich diese Hoffnung zerschlug, der fliehende Gegner sich weder zum Kampf stellen noch zur Übergabe zwingen ließ, blieb das »Gesetz des Krieges« in Kraft, welches im Grunde nur vorsah, die Gewalt so lange zu steigern, bis der Totalsieg errungen war. So führte der Weg Trothas in die völlige Eskalation.

83 Nur die »völlige Einschließung« des Gegners von vier Seiten schien Schlieffen die Vernichtung zu verbürgen und bildete damit den eigentlich anzustrebenden militärischen Erfolg. In diesem Ideal kulminierte die Radikalisierung des Vernichtungsgedankens, für die Schlieffen stand (Wallach 1970: 76).

84 Die Rede von dem »Gesetz des Krieges« und seinem »Recht« lässt sogleich an »Kriegsrecht« im Sinne von ›Ausnahmezustand‹ denken, das resp. den Trotha noch vor seiner Ankunft erklärte und somit diktatorische Vollmachten erlangte. Wie bereits erwähnt, hatte er sich vom Kaiser zusichern lassen, keiner zivilen Behörde unterstellt zu sein (Trotha an Hülsen-Häseler, 10. 12. 1904, Abschrift in: TA 315, 2b, Bl. 72).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Herero hatten nicht zu den Waffen gegriffen, um auch noch das Letzte zu verlieren, was ihnen geblieben war, aber spätestens die Flucht forderte so viele Opfer, dass viele von ihnen unter Umständen zur Übergabe bereit gewesen wären. Doch die Unnachgiebigkeit und Brutalität Trothas, »dessen eiserne Faust [sie] ab Waterberg unaufhörlich gefühlt« hatten, verbitterten sie und erfüllten sie mit solchem Argwohn, dass sie auch einer »Schonung verheißenden Einladung« keinen Glauben mehr schenken mochten.[85] Viele schreckten auch dann noch davor zurück, sich den deutschen Truppen zu ergeben, als die Vernichtungsstrategie offiziell widerrufen worden war. So war es wohl kaum ein Zufall, dass sich tausende Herero ungeachtet ihrer Not erst dann stellten, als Trotha die Kolonie verlassen hatte und mit Friedrich von Lindequist ein neuer Mann an die Spitze der Regierung gerückt war (Kreienbaum 2010: 1019). Die Intransigenz der Deutschen stachelte manchen Kämpfer sogar zu weiterem Widerstand an, wie aus dem Memorandum des britischen Magistrats von Ngamiland Williams vom 25. Januar 1905 mit dem Titel »Native Inhabitants of German South West African Protectorate« hervorgeht: [86]

> »The German methods of conducting operations against the Hereros during the present war have led the Damaras [i.e. Herero, MH] to hold them in considerable contempt – and they openly state with conviction that were they able to obtain a sufficient quantity of arms and ammunition they would still – if properly organized – be able to contend with the German forces in such a manner as to make it necessary on the part of the Imperial German Government to come to such terms with them as would ensure more tolerable treatment in the future.«

Unter dem Kommando des unnachgiebigen Generals verhärteten sich die ›Fronten‹. Trotha strebte einen Totalsieg an und war zu keinem Entgegenkommen bereit; stattdessen setzte er nur auf Gewalt. So mündete der Feldzug in eine Spirale der Gewalt und Gegengewalt resp. der Gewalt und Nicht-Unterwerfung, oder mit Clausewitz (1952: 92) zu reden, in eine unheilvolle »Wechselwirkung«, welche die Herero an den Rand der Auslöschung und die Kolonie an den Rand des Ruins brachte (Rohrbach 1909: 233). Die Folgen der Trotha'schen Kriegführung waren auch Jahre später noch spürbar. Am 5. April 1907 meldete der britische Major Wade, der sich im deutschen Hauptquartier als Beobachter aufhielt, nach

85 »Ein Schritt näher zum Ziel«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 24.12.1904, S. 2. Am 31.8.1904 berichtet Trotha in seinem Tagebuch, »Gefangene hätten ausgesagt, sie wollten zu Leutwein gehen und Frieden machen, mit dem neuen Major mit den roten Hosen [d.h. mit von Trotha, MH] wäre das nichts, der schösse zu grob« (TA 122/17).

86 GNARS RC 4/18.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Kapstadt, dass im Schutzgebiet weiterhin Unsicherheit von umherziehenden Herero ausgehe, worüber offiziell nicht berichtet werden durfte.[87] Das bedeutete, dass Teile der Farmwirtschaft immer noch darniederlagen. Das Beharren auf der Vernichtungsstrategie – für Kritiker nichts als der »furchtbare Ausfluß des starren, militärisch-doktrinären Prinzips« (Rohrbach 1909: 195) – führte zur Zerstörung der wichtigsten ›Ressourcen‹ der Kolonie: ihrer Bevölkerung und ihres Viehreichtums. Die Siedler beklagten, »dass das Vermögen des Landes, unseres eigenen Landes hier verloren ging, dass die solchergestalt bewirkte Schwächung des Feindes auf unsere eigenen Kosten geschah«.[88] Aber unbekümmert um die Belange der Kolonie schien der General nur auf die Wiederherstellung der »Majestät des deutschen Namens« bedacht (Rohrbach 1909: 160), wenn dies auch bedeutete, dass die Kolonie, um deren Rettung der Krieg eigentlich geführt wurde, dabei zugrunde ging. Als im November 1904 die Vergeblichkeit des Trotha'schen Trachtens immer klarer wurde und in Berlin die Frage erörtert wurde, wie die Herero zur Übergabe bewogen werden könnten,[89] waren viele von diesen längst umgekommen.

Isabel Hull (2005, 2003) hat die Rolle, die der Militarismus preußisch-deutschen Schlages für die Eskalation in DSW spielte, glänzend dargestellt.[90] Der Militarismus machte sich bereits in Trothas Berufung und ihren Umständen bemerkbar. Die Leitung der Operationen war im Februar 1904 auf den Generalstab übergegangen und damit dem Einfluss der Politik entzogen, obwohl die Schutztruppe ansonsten dem Reichskanzler unterstand (Zimmerer 2004a: 36). Dieser Übergang markiert einen wichtigen Wendepunkt des Gewaltprozesses. Von diesem Augenblick an war zunächst die »rein militärische Auffassung« ausschlaggebend (Leutwein 1941: 24) und spielten politische Erwägungen bestenfalls eine untergeordnete Rolle. Die von Ende 1904 bis Ende 1905

87 KAB GH 35/139: »Correspondence: High Commissioner Re Rising of Natives in G.S.W.A., 1904–1906.

88 »Der Aufstand«, in: *DSWAZ* vom 15.12.1904, S.1.

89 Schlieffen an Bülow, 23.11.1904, BArch., R1001/2089, Bl. 3f.

90 Es ist ein Charakteristikum der Militärkultur des Wilhelminischen Deutschlands, dass sie das Verhältnis von Politik und Krieg, wie Clausewitz es bestimmt hatte, fundamental umdeutete. Clausewitz (1952: 891) ging davon aus, dass der Krieg ein untergeordneter Bestandteil der Politik war, zumal die Politik ihn erst »erzeugt«. Die Politik galt ihm als die »Intelligenz«, der Krieg aber als deren bloßes »Instrument«. Jehuda Wallach (1970: 28–36) hat gezeigt, wie sich Generationen deutscher Militärs immer wieder auf Clausewitz beriefen, ohne ihn richtig gelesen, geschweige denn verstanden zu haben, und ihn schließlich in sein Gegenteil verkehrten, indem sie die Politik zu einem bloßen Anhängsel der Kriegführung herabpotenzierten. Clausewitz wusste um die Gefahr, die sich mit der Verselbständigung des Militärischen verband: Sie nährte den Krieg seiner »reinen« Form an.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

während Militärdiktatur Trothas bildete den Höhepunkt dieser Entwicklung, die dadurch gekennzeichnet war, dass Militärs allein über die eigentlich politischen Fragen nach Ziel und Zweck des Krieges zu entscheiden hatten. Trotha kam es einzig darauf an, die Aufständischen restlos niederzuwerfen, wofür letztlich jedes Mittel recht war.[91] Erst durch Bülows erfolgreiche Intervention beim Kaiser im November 1904 gewann die Politik auf dem südwestafrikanischen Schauplatz wieder an Einfluss – als es galt, die Scherben einer verfehlten Strategie aufzulesen.[92]

Resümee

Leutwein hatte für eine begrenzte Kriegführung gestanden und wollte selbst angesichts der Ausmaße, die der Aufstand von 1904 angenommen hatte, nicht ohne weiteres davon abrücken. So fragte er nach den Gründen, welche die Herero zum Aufstand bewogen hatten, zeigte Verständnis für ihre Reaktion oder hielt die diplomatischen Beziehungen zu ihnen aufrecht. Indem Leutwein Interesse und sogar Empathie für die Gegenseite aufbrachte, unterlief er die Schranken, die der mehr und mehr bestimmende, rigide Rassismus zu errichten suchte. Auch die Überfälle der Herero bewogen Leutwein nicht zum Umdenken. Wie in den Jahren zuvor verlor er auch jetzt nicht die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie aus den Augen und wollte von allzu radikalen Kriegszielen nichts wissen.

Allerdings geriet das Geschehen immer mehr in den Sog der Metropole und ihrer Debatten, die den Krieg ideologisch aufluden und eine vergleichsweise pragmatische Lösung im Sinne Leutweins ausschlossen. Die Metropole betrieb die weitere Eskalation des Konflikts. So verbarg sich hinter der Rede von dem »Denkzettel« die Entfesselung »autotelischer« Gewalt. Der Sache nach forderte Berlin auch nichts weniger als einen »politischen Vernichtungskrieg« mit dem Ziel, die politische und soziale Ordnung der Herero-Gesellschaft zu zerschlagen und dieser die letzten Reste ihrer Souveränität zu entreißen. Die Herero waren endgültig nicht mehr als legitime Kriegspartei anzusehen. So wurde die »bimodale Entfremdung« auch auf strategischer Ebene festgeschrieben.

91 Trotha an Leutwein, 5.11.1904, BArch., R1001/2089, Bl. 100–102.

92 In seinem Schreiben an den Kaiser vom 24.11.1904 reagierte von Bülow auf den ihm am Vortag vom Chef des Generalstabes, Alfred von Schlieffen, zugegangenen Bericht, der auch den Text der berüchtigten Proklamation Trothas an die Herero vom 2.10.1904 enthalten hatte (BArch., R1001/2089, Bl. 8). Der Kaiser ließ sich schließlich dazu überreden, den General anzuweisen, seine Proklamation zu widerrufen, und in der Folge erhielt Trotha auch Weisungen vom Reichskanzler.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Da Leutwein nicht imstande oder willens erschien, den Krieg zu führen, den man von ihm erwartete, wurde er abgelöst. Mit Trotha wurde ein neuer Kommandeur berufen, der bereit war, die Erwartungen der Metropole ohne Wenn und Aber zu erfüllen, auch weil ihm die vergleichsweise moderate paternalistische Sicht Leutweins auf die Indigenen fremd war und blieb.[93] Trothas Rassismus war gewiss ausgeprägter und radikaler als derjenige Leutweins, allerdings nicht in dem Sinne, dass er von Haus eliminatorisch gewesen wäre, sondern wegen der schier unüberbrückbaren Distanz, die er zum Gegner herstellte. Dieser Art von Distanziertheit, von Indifferenz und Ignoranz, korrespondiert die »kollektive Vereinheitlichung« und »unterschiedslose tödliche Verdinglichung«, die für Massaker charakteristisch ist und die ein typisches Element kolonialer Herrschaft darstellten (Trotha 2003: 49). Dieser Rassismus disponierte Trotha zum Ergreifen extremer Lösungen, ohne zwangsläufig dazu zu führen.

Auch der Umstand, dass Trotha wie die verantwortlichen Stellen im Reich Leutweins begrenzte Kriegführung ablehnte, bedeutete nicht, dass sein Kommando von Haus aus im Zeichen der Ausrottung stand. Manches spricht dafür, dass der Gegensatz zu Leutwein innerhalb der Grenzen dessen lag, was Sémelin »unterwerfende Vernichtungspraktiken« nennt und von »ausrottenden« unterscheidet. Deutlich vehementer als Leutwein betonte Trotha das »Prius der Gewalt«, das allen Staatsentstehungsprozessen zugrundeliegt und somit grundsätzlich nichts ›Pathologisches‹ darstellt. Diese Betonung führte zweifellos zur Intensivierung der Gewalt, aber nicht automatisch zu ihrer genozidalen Entgrenzung. Es galt, den Aufständischen einen »Denkzettel« zu verpassen. Dafür reichte

93 Der hohe Stellenwert, den George Steinmetz den ethnographischen Diskursen jener Tage einräumt, erscheint insbesondere hinsichtlich Trothas als fragwürdig. Wenn letzterer vermerkt, er »kenne genug Stämme in Afrika. Sie gleichen sich alle in dem Gedankengang, dass sie nur der Gewalt weichen« (Trotha an Leutwein, 5.11.1904, BArch., R1001/2089, Bl. 101), oder an anderer Stelle schreibt, dass ihm seine »genaue Kenntnis so vieler zentralafrikanischer Stämme, Bantu und anderer, [...] überall die überzeugende Notwendigkeit vorgeführt [habe], dass sich der Neger keinem Vertrag, sondern nur der rohen Gewalt beugt« (Trotha an Schlieffen, 4.10.1904, BArch., R1001/2089, Bl. 6), bringt er eine kaum zu überbietende Gleichgültigkeit den Afrikanern gegenüber zum Ausdruck, die sich viel eher als kategorische Weigerung verstehen ließe, ethnographische Diskurse und Feinheiten zur Kenntnis zu nehmen. Seine rassistischen Typisierungen sind ausgesprochen grob (Trotha ›erschließt‹ sich die Absichten und Hintergedanken der Herero aus seiner »Kenntnis so vieler zentralafrikanischer Stämme« und »des Negers« überhaupt) und wirken wie Rationalisierungen für die riskante Entscheidung, sich gar nicht erst in irgendeiner Weise auf den Gegner einzulassen.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

es nicht, sie irgendwie zu besiegen. Vielmehr waren ihnen auf möglichst drastische Weise die eigene Unterlegenheit und die Vergeblichkeit allen Widerstandes vor Augen zu führen. Dies schien nur mit Blutvergießen zu erreichen. Trotha vermerkt entsprechend in seinem Tagebuch: »Jede andere Idee, hier Ruhe zu stiften, anders, als mit Strömen von Blut, ist falsch«.[94] Der Sachverhalt, dass der kriegerische Akt zu einer Demonstration von vernichtender Aktionsmacht stilisiert wurde, markiert die Verselbständigung einer Gewalt, die tendenziell durch keine konkreten Zwecke mehr gebändigt war.

Verschiedene Faktoren, die mit dem Kommandowechsel einhergingen, ebneten den Weg in die weitere Eskalation:

Zum einen war Trotha gewillt, den Kurs, der von radikalen Zielsetzungen wie Vernichtung, »Totmachen«, Entwaffnung, Enteignung und Zwangsarbeit bestimmt war, »mit allen Mitteln« umzusetzen. Aufgrund seiner stärker rassistischen und sozialdarwinistisch gefärbten siedlungspolitischen Vorstellungen kannte er im Unterschied zu Leutwein kaum Skrupel.

Zum anderen besiegelte der Kommandowechsel die völlige Entfremdung von Herero und Deutschen. Trothas Rassismus schlug sich in einer schier unüberbrückbaren Distanziertheit den Herero gegenüber nieder. Deswegen unterlieb auch jeglicher diplomatische Verkehr – Medium und *Conditio sine qua non* zur Durchsetzung gewalteinhegender Maßnahmen.

Schließlich spielte eine Rolle, dass infolge der Erklärung des Kriegsrechts und der späteren Etablierung der Militärdiktatur zwischenzeitlich einzig militärische Gesichtspunkte maßgeblich waren und Gewaltspezialisten allein über den Gang der Dinge entschieden. Dass von deutscher Seite jedes Entgegenkommen ausgeschlossen und stattdessen nur auf Gewalt gesetzt wurde, rief beim Gegner ein solches Maß an Misstrauen und schließlich an Erbitterung hervor, dass dieser auch nicht mehr ohne weiteres bereit war, sich zu ergeben. Trothas Beharren auf Gewalt führte in eine Sackgasse, aus der kein Weg mehr herausführte.

94 Eintrag vom 16.7.1904, TA 122/17.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

4. Der Feldzug

Trotha führte zunächst fort, was Leutwein begonnen hatte. Die Prämissen des Feldzuges änderten sich infolge des Kommandowechsels also nicht grundlegend. Und doch sah sich Trotha kaum ein halbes Jahr später genötigt, Leutwein gegenüber eine Strategie zu rechtfertigen, die vorsah, die »Nation« der Herero »geschlossen« in ein Gebiet zu treiben, wo diese »nicht mehr existieren können und zu Grunde gehen« würde, und die den Einsatz von »krassem Terrorismus und selbst […] Grausamkeit« einschloss.[1]

Die Eskalation zu erklären, ist die Aufgabe dieses Kapitels. Es gliedert sich in drei Abschnitte. Der erste widmet sich den Kriegsanstrengungen unter der Leitung Leutweins. Diese besaßen zunächst defensiven Charakter. Als die Kunde von dem Aufstand nach Deutschland drang, schickte sich das Reich an, Truppen zu entsenden, um der bedrängten weißen Bevölkerung zur Hilfe zu kommen und die Verbindung zwischen Metropole und Kolonie sicherzustellen. Von dem Oberkommandierenden wurde erwartet, dass er unverzüglich die Initiative ergreifen und zur Offensive schreiten würde, sowie sich die Lage einigermaßen stabilisiert hatte. Im Februar nahm Leutwein die Operationen auf. Im Reich bestand man auf der »völlige[n] Niederwerfung« des Gegners.[2] Dieser sollte »ein für alle Mal« der Möglichkeit beraubt werden, den deutschen Kolonialherren jemals wieder die Stirn zu bieten.[3] Der politische Wille ging also dahin, die »Eingeborenenfrage«, um den Hartmann'schen Begriff nochmals aufzunehmen, endgültig zu lösen. Extreme Lösungen wie Vertreibung oder Ausrottung standen zwar im Raume, aber man strebte zunächst eine ›konventionelle‹ Lösung an: Die militärische Vernichtung der Herero sollte den Grund für eine fundamentale Neuordnung der Herrschaftsverhältnisse legen.[4] Zweifellos hätte auch eine ›konventionelle‹

1 Trotha an Leutwein, 5.11.1904, BArch. R1001/2089, Bl. 100f.

2 Leutwein an Großen Generalstab, 9 [?].3.1904, BArch. R1001/2112, Bl. 179.

3 »Der Aufstand«, in: *DSWAZ* vom 19.1.1904, S.1.

4 Die Ausrottung wurde zunächst nicht *ernsthaft* in Erwägung gezogen – Leutwein lehnte die Stimmen als »unüberlegt« ab, welche die Herero »nunmehr vollständig vernichtet sehen« wollten (Leutwein an Kolonialabteilung, 23.2.1904, BArch., R 1001/2113, Bl. 90), doch stand sie als Möglichkeit im Raum. Die Debatten um das Schicksal der Witbooi-Krieger im Oktober 1904 belegen, dass keine grundsätzlichen Bedenken gegen Vertreibung oder Deportation vorlagen. Im Übrigen war es Leutwein gewesen, welcher die Idee der Deportation aufbrachte. Unmittelbar nachdem feststand, dass sich die Witbooi im Krieg befanden, forderte Leutwein in dem Telegramm vom

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Lösung den Herero einen hohen Blutzoll abverlangt. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit den Versuchen Leutweins, den von Berlin oktroyierten Vernichtungsgedanken in die Tat umzusetzen.

Nur eine operative Kriegführung konnte den geforderten Totalsieg verbürgen. Diese sah eine Aufteilung der Truppenmacht vor. Die verschiedenen Abteilungen hatten – jeweils stark genug, um dem Gegner standzuhalten – selbständig vorzugehen und im entscheidenden Augenblick zusammenzuwirken, um den Gegner von verschiedenen Seiten zugleich anzugreifen, ihn so am Ausweichen zu hindern und eine Entscheidung (die nur zu den eigenen Gunsten ausfallen konnte, wie man glaubte) zu erzwingen. Auf dem südwestafrikanischen Schauplatz sah sich eine solche Kriegführung, die sich auf europäischem Boden bewährt hatte, erheblichen Schwierigkeiten ausgesetzt, auf die Leutwein immer wieder – vergeblich – hinwies. Die Ergebnisse stellten Berlin nicht zufrieden, aber nicht die Strategie, sondern der Kommandeur wurde ausgetauscht.

Der zweite Abschnitt zeigt, wie Trotha den Feldzug fortführte, den Leutwein initiiert hatte, ohne dass sich die Zielsetzungen änderten. Was sich änderte, war vor allem die Tatsache, dass an die Stelle des widerstrebenden Leutweins ein Oberkommandierender getreten war, der ohne Wenn und Aber bereit war, den Vernichtungsgedanken in die Tat umzusetzen. Dass die »Masse der Hereros bei Waterberg« lagerte, spielte ihm dabei freilich in die Karten,[5] zumal die Aussicht bestand, durch ein »concentriertes Vorgehen« einen »Angriff gleichzeitig von mehreren Seiten« zu führen, die Herero entscheidend zu schlagen und den Feldzug somit mit einem einzigen großangelegten Schlag zum Ende zu bringen.[6]

Eingelassen in den zweiten Abschnitt befindet sich ein Exkurs, der im Rückblick auf die Ethnologie und Geschichte des Krieges zu verdeutlichen sucht, dass sich die Kampfform der Schlacht auch in der Variante der Vernichtungsschlacht durch eine Ambivalenz auszeichnet: Einer gewalt*entgrenzenden* steht eine gewalt*einhegende* Tendenz gegenüber. Zumindest im Kontext des »konservativen Militarismus« (Stig Förster), der vor dem Ersten Weltkrieg das Denken und Handeln der militärischen Eliten im Reich bestimmte, weist das Konzept der Vernichtungsschlacht diese Ambivalenz noch auf. Zwar sind mit Rücksicht auf die relative Anomie kolonialer Kriege gewisse Einschränkungen zu machen, aber die Vernichtungsschlacht am Waterberg steht noch im Horizont des

11. Oktober 1904 das Truppenkommando auf, die noch im Felde stehenden, auf deutscher Seite kämpfenden Witbooi-Krieger sofort zu entwaffnen und schnellstmöglich nach Kamerun zu deportieren (NAN ZBU D.IV.M.2, Bd. 1: Ausbruch der Witbooi-Unruhen).

5 Leutwein an Reichskanzler, 25.5.1904, BArch. R1001/2114, Bl. 223.

6 Trotha an Großen Generalstab (Abschrift an Reichskanzler), 25.6.1904, BArch. R1001/2115, Bl. 78.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

»konservativen Militarismus« und nicht etwa einer genozidalen Kriegführung im Stile NS-Deutschlands.[7]

Trothas Einsetzung dokumentierte den Willen des Reiches, den Krieg sowie die Verhältnisse in der Kolonie insgesamt zu ›metropolitanisieren‹, das bedeutet, sie stärker an europäischen Standards auszurichten. Mit Blick auf die geschilderten Gewaltverhältnisse bildete die Intervention des Reiches auch einen Versuch, der als illegitim wahrgenommenen privatisierten Gewalt in Übersee Zügel anzulegen.

Es wird zu sehen sein, dass Trotha vergleichsweise lange an seiner ›konventionellen‹ Vernichtungsstrategie festhielt, wie auch zu zeigen sein wird, dass zwischen die ›konventionelle‹ und die abschließende genozidale Vernichtungsstrategie noch eine zweite trat, die auf die Vertreibung der Herero zielte. Trothas Feldzug war durch die Abfolge dreier Strategien charakterisiert, Selous' Dreiklang aus völliger Unterwerfung, Vertreibung und Tod resp. Ausrottung (Selous 1896: 67; Trotha 1909: 1).

Auch wenn sich mit Blick auf die Strategie eine gewisse Kontinuität ausmachen lässt, vollzog sich – zunächst noch untergründig – eine schleichende Radikalisierung, die den Gegenstand des dritten Unterabschnitts, der die genozidale Eskalation zu erklären sucht, bildet. Nachdem der zweite Abschnitt das Scheitern von Trothas Feldzug nachzeichnet, wendet sich der letzte der Frage zu, was dieses Scheitern für die Verantwortlichen bedeutete und wie sie damit umgingen. In dem »Scham-Wut-Mechanismus«, der von Helen Lewis (1971), Thomas Scheff und Suzanne Retzinger (2001) beschrieben worden ist, liegt der Schlüssel zum Verständnis der Entgrenzung des Feldzuges.

Widerstand und Operationen unter Leutwein

Die ersten von deutscher Seite ergriffenen Gegenmaßnahmen waren lokaler Natur. Da sich die Angriffe der Herero auch gegen die Bahn- und Kommunikationslinien richteten, war eine zentrale Organisation des Widerstandes kaum möglich, zumal sich der Gouverneur beim Ausbruch der Feindseligkeiten im äußersten Süden des Schutzgebietes und somit fernab des Geschehens aufhielt. Die Ereignisse brachen teilweise mit solcher Heftigkeit über die lokale Bevölkerung herein, dass diese nur noch versuchen konnte, sich ihrer Haut zu erwehren.

7 Da der Schlachtplan scheiterte, zerfiel die eine große Schlacht in eine Vielzahl von Gefechten, zu denen die Kämpfe um die Wasserstellen von Hamakari zählten, die etliche Kilometer südlich des Waterbergs liegen. Erst recht für hererosprachige Namibier stellt der Waterberg kein Symbol für den Krieg von 1904 dar (Förster 2010: 125). Ich verwende den Namen ›Schlacht am Waterberg‹ nur der Einfachheit halber.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Immer wieder hatte es im Vorfeld Hinweise auf einen bevorstehenden Aufstand gegeben, so etwa Viehdiebstähle bei Gobabis oder anderer Formen der »Widersetzlichkeit Eingeborener« in den Distrikten Okahandja oder Karibib (Großer Generalstab 1906: 23); vielerorts gingen dem tatsächlichen Ausbruch Gerüchte über Feindseligkeiten anderwärts voraus. Dies erlaubte es Beamten und Militärs, vorbeugende Maßnahmen zu treffen, um die weiße Bevölkerung in Sicherheit zu bringen, und mitunter gar Versuche zu unternehmen, im Gespräch mit den lokalen Chiefs den Aufstandsausbruch zu verzögern.

Auch im Epizentrum des Aufstandes, in Okahandja, reagierten die Behörden prompt auf ungewöhnliche Vorgänge und Nachrichten. Einen Tag vor dem Aufstandsausbruch, am 11. Januar, trafen aus Windhoek vorsorglich angeforderte Verstärkungen ein, welche »die Station [...] zur Verteidigung vorbereitet, die Türme mit Posten besetzt und die Besatzung durch Mannschaften des Beurlaubtenstandes verstärkt« vorfanden (Großer Generalstab 1906: 25). An der Spitze der Verstärkungen stand der Verwaltungsbeamte Bergrat Duft, der sogleich das Gespräch mit den Chiefs und Großleuten suchte, um die Lage zu entschärfen. Als am Vormittag des 12. Januars die ersten Schüsse fielen, befanden sich die meisten Ansiedler längst in Sicherheit.

In Omaruru zögerte der Stabsarzt Kuhn den Aufstandsbeginn bis zum 17. Januar hinaus und gewann damit wertvolle Zeit für die Verteidigung (Großer Generalstab 1906: 26f.). Unvorbereitet trafen die Überfälle nur die Bevölkerung und Stationsbesatzung am Waterberg am 14. Januar, obwohl es auch dort an Hinweisen nicht gefehlt hatte (Sonnenberg 2004: 61ff).

Zwar kamen in den ersten Aufstandstagen 123 Weiße um, aber noch viel mehr wurden gerettet, weil sie rechtzeitig gewarnt, die Männer der Reserve und Landwehr einberufen und die Siedlungen befestigt wurden. In Windhoek wurde die Besatzung auf eine Stärke von 230 Mann gebracht und ein »umfassender Sicherheitsdienst« eingeführt – ein gewichtiger Grund dafür, dass die Aufständischen von einem direkten Angriff auf die Hauptstadt Abstand nahmen (Großer Generalstab 1906: 26). Die Stationen lagerten neben Waffen und Munition auch Proviant für zwölf Monate, was sie in die Lage versetzte, auch ohne Verbindung nach außen den Angreifern für einige Zeit zu trotzen (Schwabe 1907: 45).

Die ersten Maßnahmen der Deutschen besaßen einen vorbeugenden und defensiven Charakter. Da sich der Mannschaftsbestand zu einem Großteil aus Reservisten, Landwehrleuten und Kriegsfreiwilligen zusammensetzte (Schwabe 1907: 120), kamen offensive Aktionen nicht ohne weiteres in Frage. Dennoch beschränkte man sich selten auf die Verteidigung nur des eigenen Platzes. Durch die Unterbrechung der Nachrichtenwege waren die Eingeschlossenen von der Außenwelt abgeschnitten; um diese Isolation zu durchbrechen, sich ein Bild von der Gesamtlage zu

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

verschaffen und eventuell sogar akut gefährdeten Orten zur Hilfe kommen zu können, wurden mitunter Patrouillen oder Abteilungen ausgesandt.

Zu diesem Zeitpunkt bildete den einzigen im zentralen resp. nördlichen Namibia verbliebenen aktiven Truppenkörper die 4. Feldkompanie unter Hauptmann Kliefoth, die in Outjo, im äußersten Norden des deutschen Einflussgebietes, stationiert war. Ein kleineres Detachement dieser Kompanie stand unter dem Kommando von Oberleutnant Volkmann weiter östlich in Grootfontein. Die Kompanie war von Leutwein dort belassen worden, um die Ovambo im Norden des Landes in Schach zu halten, deren Gebiet nur nominell unter deutscher Herrschaft stand. Tatsächlich gelang es Herero-Emissären, einen Chief, Nechale, zum Vorgehen gegen die Deutschen zu bewegen. Die Besatzung der Station Namutoni wehrte Nechales Angriff ab, worauf letzterer sich unter schweren Verlusten zurückzog und von weiteren Angriffen absah (Großer Generalstab 1906: 28).

Nachdem Kliefoth am 12. Januar erste Meldungen über verdächtige Vorgänge erreicht hatten, brach er am 13. Januar mit der ganzen Kompanie in Richtung Waterberg auf; wie ein Offizier der Kompanie, Conrad von Stülpnagel (1905: 9), hervorhob, galten die Waterberger Herero »von jeher [als] unsichere Kantonisten«. Wegen des heftigen Widerstandes, welcher der Kompanie auf dem Weg begegnete, zog sich diese rasch wieder zurück. Am 27. Januar versuchte Kliefoth noch einmal, den Kontakt zu anderen Stationen herzustellen, und brach dieses Mal in südwestliche Richtung nach Omaruru auf. Wieder wurde die Kompanie in ein Gefecht verwickelt, in welchem sich Kliefoth eine schwere Verwundung zuzog; abermals zog sich die Kompanie zurück (ebd.: 31). Erst am 21. Februar wurde die Verbindung zur 4. Kompanie von außen, durch einen neuen Verband, die Westabteilung, hergestellt.

Vom 11. Januar an unternahmen zwei Patrouillen von Windhoek aus den Versuch, entlang der Bahnlinie vorzugehen und nach Okahandja vorzudringen. Die heftigen Angriffe der Herero bewogen sie allerdings rasch zur Rückkehr in die Hauptstadt (ebd.: 30). Swakopmund lag an der Küste, jenseits eines 150km breiten Wüstengürtels, und war zu keiner Zeit von dem Aufstand bedroht. Von hier aus führte Oberleutnant von Zülow einen Zug an, der am 12. Januar mit etwa 60 Mannschaften des Beurlaubtenstandes und Polizisten aufbrach und über Karibib und Okahandja bis nach Windhoek vorstoßen sollte. Der Zug erreichte Karibib und schließlich auch Okahandja, gelangte von dort aber in keine Richtung mehr weiter (ebd.: 30f.).

Am 12. Januar erreichte das vor Kapstadt liegende Kanonenboot »Habicht« die Nachricht von der Belagerung Okahandjas. Bereits am 18. Januar lief die »Habicht« in Swakopmund ein (Admiralstab der Marine 1905a: 1). An der Stelle des Gouverneurs, der immer noch nicht in

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

das Aufstandsgebiet zurückkehrt war, übernahm der Kommandeur des Bootes, Korvettenkapitän Gudewill, vorläufig den Oberbefehl über das Schutzgebiet (ebd.: 2).

Seit fünf Tagen lagen über den Verbleib des Zuges Zülows keine Nachrichten vor. Unter der Führung des ersten Offiziers der »Habicht«, Kapitänleutnant Gygas, wurde ein Landungskorps von knapp 50 Mann gebildet (ebd.), das den Befehl erhielt, zu Zülow vorzustoßen, dabei die wichtige Bahnstation Karibib zu sichern und dafür zu sorgen, dass die Verbindung mit Swakopmund nicht mehr abriss. Das Landungskorps beschränkte sich auf die strategisch höchst bedeutsame Wiederherstellung und Sicherung der Bahnlinie (ebd.: 7), welche die Lebensader des Schutzgebietes darstellte. Ohne die Bahn hätte das Nachführen von Verstärkungen Wochen und Monate in Anspruch genommen.

Bereits am Abend des 18. Januar ging der Transport des Landungskorps von Swakopmund ab (ebd.: 3). Je weiter der Zug ins Landesinnere vordrang, desto deutlicher traten die Spuren des Aufstandes in Erscheinung; so wurden die Stationen Ababis und Habis (Streckenkilometer 165 resp. 179) »völlig verwüstet« vorgefunden (ebd.: 6).

Durch den Aufstandsausbruch waren die im Oktober 1903 begonnenen Arbeiten an der »Otavibahn« – einer eigenen Strecke, welche die Kupferminen von Tsumeb mit Swakopmund verbinden sollte – einstweilen eingestellt worden. Neben dem weißen Personal der »Otavi-Gesellschaft« waren auch hunderte indigene Bahnarbeiter von Gudewill requiriert und nach Khan (Streckenkilometer 57) gesandt worden, um dort die Arbeiten an der hauptsächlich durch die schweren Regenfälle zerstörten Bahnlinie aufzunehmen (ebd.: 7).[8] Am 22. Januar meldete ein Viehtreiber aus Okahandja, dass Zülow eingetroffen war (ebd.: 10). Vor allem starke Regenfälle behinderten die Reparaturarbeiten an der Bahn; die Zerstörungen von Menschenhand wurden alsbald durch Patrouillentätigkeit unterbunden (ebd.: 11). Am 3. Februar traf in Swakopmund ein vor dem Aufstandsausbruch routinemäßig entsandter, 226 Mann umfassender Ersatztransport unter Oberleutnant von Winkler ein; die Abteilung wurde noch am selben Tag ins Landesinnere verbracht und erreichte Windhoek nach 26-stündiger Bahnfahrt (Großer Generalstab 1906: 60).

Am 17. Januar war auf Befehl des Kaisers ein Marine-Expeditionskorps von rund 600 Mann mobil gemacht worden, das am 9. Februar in Swakopmund eintraf;[9] außerdem wurde eine Verstärkung der

8 Gudewill stufte die 600 Arbeiter als »direkte Gefahr für Swakopmund« ein und ließ sie auf Dampfern einpferchen; die Hälfte von ihnen, die für die Bahnarbeit entbehrlich erschienen, ließ er nach Kapstadt zur Minenarbeit abschieben (ebd.: 7).

9 Diese Entscheidung lag insofern nahe, als dieses Korps rascher zusammengestellt und nach Übersee befördert werden konnte als erst noch aufzustellende Freiwilligen-Verbände der Schutztruppe.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Schutztruppe um etwa 500 Mann beschlossen, die in zwei Staffeln am 30. Januar resp. am 2. Februar aus Hamburg abgehen sollten (ebd.: 59f.). Alle diese Truppen fanden bei ihrer Landung in DSW eine intakte Bahnlinie vor. Dies war auch das Verdienst des Hauptmanns Franke und der 2. Feldkompanie, deren Wirken die »ganze Lage im Lande veränderte. Die Hereros zogen sich von der Bahn zurück« (Admiralstab 1905a: 11).

Franke befand sich mit seiner etwa 90 Mann starken Kompanie seit dem 30. Dezember 1903 auf dem Weg nach Süden; am 14. Januar erreichte ihn in Gibeon, über 300km von Windhoek entfernt, die Kunde von dem Aufstand; mithilfe des Heliographen holte er sich Leutweins Erlaubnis ein, umzukehren und den bedrängten Plätzen zu Hilfe zu eilen. Am 19. Januar erreichte er in Gewaltmärschen Windhoek (Großer Generalstab 1906: 35ff) und vertrieb die Herero aus der näheren Umgebung Windhoeks (ebd.: 37). Am 27. Januar erreichte die Kompanie Okahandja, schlug dort die Belagerer zurück und vertrieb sie auch endgültig aus der näheren Umgebung (ebd.: 47). Am 31. Januar setzte Franke den Vormarsch entlang der Bahnlinie in Richtung Karibib fort, wo er am 2. Februar eintraf (ebd.). Am 4. Februar erreichte er Omaruru. Nach einem langen und verlustreichen Gefecht zogen sich die Herero schließlich zurück und gaben auch die Umgegend von Omaruru »vollständig und endgültig« auf (ebd.: 56).

Den Herero war es nicht gelungen, einen der »Hauptsitze der deutschen Macht« einzunehmen. Im Gegenzug gelang den Deutschen bei Omaruru ein wichtiger Erfolg, indem sie den am meisten gefährdeten Teil der Bahnstrecke, den Abschnitt zwischen Karibib und Okahandja, wieder unter ihr Kontrolle brachten und die eintreffenden Verstärkungen rasch von der Küste ins Landesinnere schaffen konnten. Insofern war der »Siegeszug der Kompanie Franke« auch von »entscheidender Bedeutung für die folgenden Operationen« (ebd.: 57). Mit dem Vormarsch Frankes war der westliche Teil des Hererolandes nördlich der Bahnlinie wieder vollständig unter deutscher Kontrolle; nur im Bereich südlich der Bahn, im Khomasgebirge, lag noch eine Gruppe von Herero aus Otjimbingwe unter der Führung von Zacharias Zeraua (Nuhn 1989: 95).

Der Vormarsch Frankes gehört in die »afrikanisch-klassische Zeit der Kämpfe«,[10] an welche die Siedler später mit »besonders lebhaften Gefühlen« zurückdachten. Franke war mit den »geringen Mittel[n]« ausgekommen, die das Schutzgebiet bot, er hatte selbständig entschieden, die Geschwindigkeit seiner gut ausgebildeten, landeskundigen Einheit ausgespielt, den Gegner immer wieder überrascht und trotz zahlenmäßiger Überlegenheit in die Flucht geschlagen – und durch diese ›Coups‹ einen strategisch bedeutsamen Erfolg erzielt.

10 »Aus Swakopmund«, in: *DSWAZ* vom 10.1.1906, S.1.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Möglicherweise hätte eine stärker »afrikanisch-klassisch« geprägte Kriegführung in DSW dem Blutvergießen Grenzen setzen können. Diese kam mit vergleichsweise kleinen Verbänden aus, aber sie setzte sich auch deutlich bescheidenere Ziele als etwa einen Totalsieg. Das bedeutet nicht, dass der Feldzug gegen die Herero im Handstreich hätte entschieden werden können. Das glaubte wohl auch keiner der »alten Afrikaner«, obschon auch sie die Widerstandskraft des Gegners durchweg unterschätzten. Spätestens nach den April-Gefechten rechnete Leutwein mit einem Krieg, »der noch ein oder zwei Jahre dauern« würde (Franke 2002: 373). Im Unterschied zu seinem Nachfolger, der den Krieg auf einen großen, schweren Schlag beenden zu können hoffte, hätte Leutwein auf einen längeren Krieg von geringerer Intensität gesetzt.

Die in Frankes Zug zum Ausdruck kommende ›Kühnheit‹ der »alten Afrikaner« sollte nicht mit der Haltung so vieler Offiziere aus der Metropole gleichgesetzt werden, die getrost als ›tollkühn‹ bezeichnet werden kann. Die ›Kühnheit‹ der »alten Afrikaner« war nicht grenzenlos. Sie kannten die Stärken des Gegners und die Schwierigkeit des Terrains, weshalb sie darauf achteten, die Leistungsfähigkeit ihrer Leute und Pferde zu erhalten (Häussler 2012: 322ff); kurzum, sie besaßen ein gewisses Augenmaß, das den Offizieren aus der Heimat oftmals fehlte. Am deutlichsten wird dies am Wirken des Seebataillons unter dem Kommando von Major von Glasenapp, das ein bezeichnendes Licht nicht nur auf die Offiziere aus der Metropole, sondern auch auf die Erwartungen wirft, die sie erfüllen zu müssen meinten.

Die Marineinfanterie genoss ein hohes Prestige[11] und die besondere Gunst des Kaisers.[12] Auch in DSW wollte sie sich als schlagkräftige

11 Die Marineinfanterie galt als Eliteeinheit, weil sie ausschließlich aus Freiwilligen rekrutiert wurde, die sich zudem für drei statt der üblichen zwei Jahre verpflichteten. Loyalität und Motivation der Mannschaften wurden ähnlich hoch eingestuft wie bei den renommierten Garde-Einheiten. Die Kommandeure waren – wie sonst nur Oberste – zu einem selbständigen Operieren mit den Bataillonen ermächtigt (Michels 2008: 105).

12 In einer Ansprache würdigte der Kaiser einzig die Leistungen der Marineinfanterie beim Gefecht bei Otjihanamaparero vom 25. Februar 1904, obwohl sie neben Schutztruppenverbänden und unter der Leitung eingesessener Offiziere gefochten hatte: »Die Marine-Infanterie hat dadurch zu den alten ein neues Blatt dem Ruhmeskranze, den sie sich in den letzten Jahren erworben, hinzugefügt. Ich werde als Zeichen meiner besonderen Anerkennung der Marine-Infanterie nach Schluss des Feldzuges Fahnenbänder mit dem Namen des Gefechtes verleihen. Um aber den Truppen auch ein weiteres Zeichen meiner Anerkennung zu geben, bitte ich Se. Königliche Hoheit den Großherzog von Hessen, sich à la suite der Marine-Infanterie gestellt zu betrachten« (»Vermischtes«, in: *DSWAZ* vom 12.4.1904, S. 2).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Eingreiftruppe profilieren. Auf dem Kommandeur des Expeditionskorps, von Glasenapp, dürfte ein erheblicher Erfolgsdruck gelastet haben.

Bereits vier Tage nach seiner Bildung auf »Allerhöchsten Befehl« lief das Korps am 21. Januar aus (Admiralstab der Marine 1905b: 1). Ungeachtet des hohen Prestiges, das der Marineinfanterie zugeschrieben wurde (Michels 2008: 105), war sie keinesfalls etwa mit ihrem französischen Pendant zu vergleichen, das sich in zahlreichen Kämpfen in Europa und Übersee bewährt hatte und die Speerspitze der französischen Expansion bildete (Kanya-Forstner 1969: 13). Die Marineinfanterie des Deutschen Reiches war auch nicht einfach nur der infanteristische Verband, für den Walter Nuhn sie hält (1989: 105), sondern in erster Linie eine Festungstruppe, die kaum zum Operieren im freien Feld befähigt war, erst recht nicht in den Kolonien. Seinen ursprünglichen Aufgaben wie der Besetzung der Hauptstadt oder der Sicherung der Bahnlinie (Admiralstab der Marine 1905b: 1) wäre es vielleicht noch gewachsen gewesen, aber da diese Aufgaben bei seiner Ankunft am 9. Februar bereits erledigt waren, sah sich sein Kommandeur genötigt, die Erwartungen der Metropole vorwegnehmend, umzudisponieren. Glasenapp übernahm sogleich das Kommando über sämtliche in der Kolonie befindliche Truppen und plante eilig einen offensiven Vorstoß gegen die Hauptkräfte des Gegners im Norden, deren »augenblickliche Stellungen und Stärkeverhältnisse erst festzustellen waren« (ebd.: 4). Im Norden schien ihm Aussicht zu bestehen, den Gegner, der (vermeintlich) noch von Frankes Erfolg eingeschüchtert war, zu fassen und zu schlagen (ebd.: 6).

Sieht man davon ab, dass Glasenapp kaum eine Vorstellung von Land und Gegner hatte, da er nie zuvor in DSW gewesen war, legt der Bericht des Admiralstabs selbst dar (1905b: 2), dass es dem Korps für Expeditionen im Landesinneren an Pferden mangelte, um es mit dem Gegner aufzunehmen; außerdem räumt der Bericht ein, dass die Widerstandkraft der Herero deutlich unterschätzt worden sei, was umso schwerer wog, als die entsandten Marineinfanteristen zu 40% aus Rekruten ohne volle Ausbildung bestanden, da ein großer Teil der Altgedienten als nicht tropendienstfähig eingestuft worden war (ebd.).

Der Abtransport ins Landesinnere begann am 10. Februar. Allerdings hob Leutwein, der am Folgetag in Swakopmund eintraf, die Befehle Glasenapps umgehend auf. Er entschied, Glasenapp in den Osten des Schutzgebietes nach Gobabis zu senden, wo eine größere Gruppe von Herero vermutet wurde, deren etwaiges Abwandern auf englisches Gebietes verhindert werden sollte. Am 15. Februar wurde dafür die sogenannte Ostabteilung gebildet und Glasenapp unterstellt. In den folgenden Wochen erlitt diese Abteilung die wohl schwersten Rückschläge und Niederlagen des gesamten Feldzuges.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Dass die Abteilung schließlich aufgrund einer Typhusepidemie in Quarantäne gesetzt und aufgelöst wurde, lag nicht in erster Linie an Führungsfehlern. Anders verhält es sich bei den verlustreichen Gefechten von Owikokorero am 13. März und von Okaharui am 3. April. Bei Owikokorero ließ sich eine von Glasenapp angeführte Offizierspatrouille in einen Hinterhalt locken, bei dem sieben Offiziere und 19 Mann ihren Untergang fanden (Großer Generalstab 1906: 68). Lothar von Trotha führte diesen Fehlschlag auf den Übereifer und Ehrgeiz Glasenapps zurück. Anstatt Verstärkungen abzuwarten, habe dieser, geblendet von der Aussicht auf einen »pour le mérite Handstreich«, seine kleine Abteilung ins Verderben gestürzt.[13] Dem Gefecht von Okaharui hingegen gingen Eigenmächtigkeiten Glasenapps voraus. Entscheidend war, dass er keinerlei Kenntnis von der Position des Gegners hatte und sich in seinem Vorgehen auf falsche Annahmen stützte. Er glaubte, die Herero befänden sich auf dem Rückzug, während sie tatsächlich der Abteilung folgten und nur den richtigen Zeitpunkt abwarteten, um anzugreifen. Abermals lief Glasenapp dem Gegner in die Falle, wobei 32 Mann fielen und 17 verwundet wurden (Großer Generalstab 1906: 116).

Letztlich sollte die Ostabteilung keine der ihr gestellten Aufgaben erfüllen; ihr Versagen kostete allerdings nicht nur Menschenleben. Nach Trotha hätte »der ganze Krieg [...] eine andere Wendung nehmen können, wenn von Glasenapp vorsichtiger vorgegangen wäre«.[14] Unbeschadet ihrer geringen Expertise waren es Offiziere aus dem Reich, die um jeden Preis die Offensive zu ergreifen und schnelle Erfolge zu erzielen suchten.

Noch vor seiner Rückkehr zum nördlichen Kriegsschauplatz legte sich Leutwein in einem Schreiben an die vorgesetzten Stellen in Berlin fest, dass im Schutzgebiet bereits »Truppen genug vorhanden [seien], um den Hereroaufstand nieder zu schlagen«. Vermutlich hielt er die Nachrichten für übertrieben und hoffte, die Aufständischen noch zur Niederlegung der Waffen bewegen zu können.[15] Leutwein schätzte den Aufstand falsch

13 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 13.7.1904. Der »Pour le Mérite« war neben dem Orden vom Schwarzen Adler die höchste in Preußen vergebene Auszeichnung.

14 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 13.7.1904.

15 Leutwein war davon überzeugt, dass der Aufstand nicht ausgebrochen wäre, wenn er, Leutwein, Windhoek nicht verlassen hätte und in den Süden gereist wäre (Tagebuch Trotha, TA 122/15, Eintrag 22.6.1904). Auch ein »alter Afrikaner« wie Ludwig von Estorff, der wie Leutwein – allerdings mit Unterbrechungen – seit 1894 in Südwestafrika gewesen war, machte bei Leutwein, dessen Integrität er ausdrücklich hervorhob, eine gewisse Selbstüberschätzung aus: Der Gouverneur habe zu sehr auf den »Eindruck seiner Persönlichkeit« vertraut und dabei den »hohen Grad« der Unzufriedenheit der Herero übersehen, in dem Glauben, durch sein Wirken alle Spannungen

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ein, was die Zweifel an seiner Person nährte. Schwer wog allerdings noch, dass er keinerlei Eile an den Tag legte, die Offensive zu ergreifen. In völliger Verkennung der Erwartungen, die an ihn gestellt waren, schrieb er nach Berlin, dass »größere Kriegsoperationen im Hereroland ohnehin nicht vor Ende April beginnen« könnten, weil im Norden noch die Afrikanische Pferdesterbe grassierte und die im Süden befindlichen Truppen noch länger dort würden verbleiben müssen.[16]

Leutwein spielte den Ernst der Lage herunter und vertröstete Berlin, wohl in der Hoffnung, auf diese Weise Zeit und mehr Spielraum zu gewinnen; tatsächlich erreichte er das Gegenteil. Als er am 11. Februar in Swakopmund eintraf, waren längst über seinen Kopf hinweg Verstärkungen beschlossen[17] und dem Generalstab die Oberleitung über den Feldzug übertragen worden.[18]

Nachdem sich Leutwein mit eigenen Augen ein Bild von der Gesamtlage gemacht hatte, ging er davon aus, dass mit drei größeren Herero-Gruppen zu rechnen war. Davon vermutete er eine westlich des Waterbergs, eine weitere bei Otjisongati am Südostfuß der Onjatiberge und eine dritte bei Kehoro im Distrikt Gobabis (Großer Generalstab 1906: 62). Obgleich er seine ursprüngliche Lagebeurteilung revidieren musste und die Situation nunmehr als sehr ernst erachtete, zog er daraus denselben Schluss wie zuvor und sprach sich abermals für eine »zuwartende Haltung« aus. In der Annahme, aller verfügbaren Kräfte zu bedürfen, um des Aufstandes Herr werden zu können, wollte er zunächst noch das Eintreffen der Verstärkungen und Pferdetransporte abwarten.

In Berlin zeigte man keinerlei Verständnis für die neuerlichen Kautelen Leutweins. Der Generalstab wies ihn an, die Operationen auf Outjo und Grootfontein im Norden »so bald wie möglich aufzunehmen« (Großer Generalstab 1906: 62). Es handelte sich dabei um die zwei Stationen, in denen die 4. Feldkompanie resp. ein Detachement derselben lagen und zu denen immer noch keine Verbindung hergestellt war; möglicherweise

aus der Welt schaffen zu können (Estorff 1979: 114). Insofern liegt die Vermutung nahe, dass Leutwein auch annahm, nach seiner Rückkehr dem Aufstand rasch ein Ende setzen zu können.

16 Leutwein an Kolonialabteilung, 28.1.1904, BArch. R1001/2112, Bl. 156.

17 Das Marine-Expeditionskorps hatte Swakopmund bereits am 9.2. erreicht. Dem Korps war außerdem eine Abteilung Eisenbahntruppen von 60 Mann angegliedert. Der Kaiser hatte zusätzlich die Verstärkung der Schutztruppe um 500 Mann angeordnet. Die Transporte gingen am 30.1. bzw. am 2.2. ab (Großer Generalstab 1906: 59).

18 Der Umstand, dass Leutwein unmittelbar nach seiner Rückkehr Samuel Maharero und dessen Großleuten einen Brief sandte, sorgte für weiteren Unmut. Umgehend wurden ihm Verhandlungen jeglicher Art untersagt. Somit musste er auf ein Mittel verzichten, das stets ein integraler Bestandteil seiner Diplomatie und Kriegführung gewesen war.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

lag diesem Befehl auch die Annahme zugrunde, Leutwein müsse, um ihm gerecht zu werden, gegen die Hauptkräfte der Herero im Zentrum und im Norden vorgehen, wie es zuvor auch die Absicht Glasenapps gewesen war. In seinem Truppenbefehl vom 15. Februar kam der Gouverneur den Weisungen Berlins einerseits zwar nach, vermied andererseits aber die Konfrontation mit der Hauptmacht der Herero. Demnach fiel der Ostabteilung unter Glasenapp, bestehend aus den 200 Mann Schutztruppe des Ersatztransportes und zwei Kompanien der Marineinfanterie, die Aufgabe zu, den Distrikt Gobabis »vom Feinde [zu] säubern«, die Ostgrenze »für flüchtende Hereros und ihre Viehherden« zu sperren und die Verbindung mit Grootfontein aufnehmen (Großer Generalstab 1906: 62f.), während die Westabteilung unter Major von Estorff den Auftrag erhielt, mit zwei Schutztruppenkompanien und der dritten Marineinfanteriekompanie den Distrikt Omaruru »zu säubern«, Verbindung mit Outjo herzustellen und die dort liegende 4. Feldkompanie vorläufig an sich zu ziehen (ebd.: 63). Die Hauptabteilung bestand zunächst nur aus einer Marineinfanteriekompanie und sollte erst noch in Okahandja formiert werden. Hierzu waren die Ende Februar erwarteten Verstärkungen sowie die Kompanie mitsamt der Gebirgsbatterie, die zuvor noch aus dem Süden zurückkehren sollten, vorgesehen, außerdem jeweils eine Abteilung von Witbooi- und Baster-Kriegern. Die Aufgabe dieser Abteilung bestand in der »Niederwerfung des Feindes« bei Otjisongati und am Waterberg (ebd.: 63).

Das Hinauszögern eines (vermeintlich) entscheidenden Schlages gegen die Hauptmacht der Herero ging mit der Stärkung der West- und Ostabteilung einher, die jeweils auf eine der größeren Gruppen in den Distrikten Omaruru und Gobabis angesetzt wurden. Wollte Glasenapp eigentlich mit dem Gros der Truppen nach Norden marschieren, ging er nun mit stärkeren Kräften nach Osten. Diese Entscheidung Leutweins hing nicht nur damit zusammen, dass er die Widerstandskraft der Herero-Hauptmacht realistischer einschätzte und vor dem Angriff weitere Verstärkungen abwarten wollte, sondern auch damit, dass er gegebenenfalls bereit war, die Ansprüche der Metropole hinter die Interessen der Kolonie zurückzustellen. Davon zeugt nicht zuletzt die Bedeutung, die er der Absperrung der Ostgrenze beimaß. Er wollte so einem Abwandern der Herero und ihrer Herden auf britisches Gebiet vorbeugen, das für die südwestafrikanische Kolonialwirtschaft einen Schaden in Millionenhöhe bedeutet hätte.[19] Aus den Memoiren Leutweins (1997: 501) geht hervor, dass er sich in diesem Punkte der öffentlichen Meinung der Kolonie, nicht der Stimmung in der Metropole beugte. Den Kolonisten war in dieser Situation wichtiger, dass der Abzug der Herden verhindert würde, während für die metropolitane Öffentlichkeit umgekehrt an

19 Vgl. Leutwein an KA, 19.3.1904, BArch. R1001/2114, Bl. 158.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

erster Stelle stand, dass endlich ein Sieg über die Aufständischen errungen würde. Zwar glaubte Leutwein zu diesem Zeitpunkt nicht, dass sich das Gros der Herero in Richtung Osten aufmachen würde, hielt es aber für möglich, dass die Gruppe unter Tjetjo im Bezirk Gobabis mit diesem Gedanken spielte, zumal sich ein Teil der »Ostherero« resp. Mbanderu bereits seit Jahren auf britischem Gebiet aufhielt.

Dem Einsatz der Ostabteilung war kein Erfolg beschieden. Sie hatte schlicht Glück, dass die Herero gar nicht erst versuchten, nach Osten auszuweichen, denn sie hätte sie kaum am Überschreiten der Grenze hindern können. Es war ihr nicht geglückt, die Verbindung zu Grootfontein herzustellen, und sie war ebenso wenig zur Stelle, als die Hauptabteilung auf ihre Unterstützung wartete. Demgegenüber waren die Operationen der Westabteilung von größerem Erfolg gekrönt. Am 21. Februar fand sie Anschluss an die 4. Feldkompanie (Großer Generalstab 1906: 71); am 25. Februar schlug sie bei Otjihanamaparero ein schweres zehnstündiges Gefecht (Franke 2002: 351), bei dem sie zu ihrer Überraschung feststellen musste, dass die Herero sich nicht nur gut zu verschanzen, sondern auch tapfer und mit großem taktischen Geschick zu schlagen wussten (Nuhn 1989: 131). Obwohl die Abteilung empfindliche Verluste hinnehmen musste – so hatte beispielsweise die 4. Feldkompanie den Ausfall all ihrer Offiziere zu verschmerzen (Großer Generalstab 1906: 76) –, gelang es ihr schließlich doch, die feindlichen Stellungen einzunehmen und die Herero in die Flucht zu schlagen. Ein *entscheidender* Erfolg blieb ihr allerdings versagt, auch weil die einbrechende Dunkelheit die Verfolgung des Gegners unmöglich machte. Zwar konnte der Distrikt Omaruru nunmehr als »gesäubert« gelten, aber der Gegner war in Richtung Waterberg ausgewichen, wo er sich mit anderen Gruppen vereinigte – was Leutwein gerade verhütet wissen wollte (Nuhn 1989: 132).

Ähnliche Erfolge waren auch der Hauptabteilung südlich der Bahnlinie beschieden. Am 16. Februar lieferte sich ein Verband unter Kapitänleutnant Gygas am Liewenberg ein Gefecht mit Otjimbingwer Herero. Zwar konnten nach mehrstündigem Kampf die Stellungen der Herero eingenommen werden, aber auch dieser Erfolg war nicht entscheidend und bewog den Gegner dazu, sich mit anderen Gruppen zu vereinigen (Nuhn 1989: 118). Anfang März wurde Hauptmann Puder beauftragt, mit knapp 200 Mann der für die Hauptabteilung vorgesehenen Verstärkungen gegen die immer noch südlich der Bahnlinie stehenden Herero vorzugehen. Entscheidend schlagen konnte er sie nicht (Großer Generalstab 1906: 85ff). Ebenso wenig konnte er verhindern, dass sie in der Nacht vom 28. auf den 29. März die Bahnlinie überquerten und sich der Herero-Hauptmacht vor Okahandja anschlossen. Leutwein hatte die Herero aus Otjimbingwe eigentlich in einem »besonderen Feldzug« schlagen wollen; durch deren Vereinigung mit der Hauptmacht gestaltete

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sich die Kriegslage nun »wesentlich ungünstiger« als zuvor (Leutwein 1997: 511).

In dem Operationsbefehl vom 11. März 1904, der die Aufgaben der Hauptabteilung umriss, nahm der von Berlin verordnete Vernichtungsgedanke indes immer deutlicher Gestalt an (Großer Generalstab 1906: 90ff). Der Generalstabsbericht spricht von einem »für den Anfang April geplanten konzentrischen Angriff der drei Abteilungen« gegen die Herero unter Maharero sowie die Gruppe unter Tjetjo, die sich aus dem Distrikt Gobabis in westliche Richtung in die Onjatiberge zurückzuziehen schien (ebd.: 90f.). Die Hauptabteilung zog von Okahandja ostwärts, die Ostabteilung von Osten und die Westabteilung von Norden her auf die Onjatiberge zu.

Die Hauptabteilung schlug zwei größere Gefechte, das erste am 9. April bei Ongandjira, das zweite am 13. April bei Oviumbo. Bei Ongandjira geriet sie in einen Hinterhalt. Samuel Maharero »mit seinem ganzen Stamme«, zudem Herero vom Waterberg, aus Omaruru und aus Otjimbingwe – der Generalstabsbericht (1906: 102) schätzt ihre Gesamtstärke auf 3.000 Gewehre – lauerten der durchmarschierenden Hauptabteilung auf. Obwohl sich auch diese Herero-Streitmacht tapfer und mit taktischer Gewandtheit schlug, hatte sie schließlich das Nachsehen, weil die deutsche Artillerie auf diesem Gelände ihre volle zerstörerische Wirkung entfalten konnte. So erklären sich die geringen Verluste von vier Gefallenen und zwölf Verwundeten auf deutscher Seite, während die Herero angeblich mindestens 80 gefallene Krieger zu beklagen hatten (ebd.: 103). Bei Einbruch der Dunkelheit hatten die deutschen Truppen den Kampfplatz eingenommen und die Herero in die Flucht geschlagen, die sich »stellenweise in völliger Auflösung« befanden (ebd.: 102). Dennoch, von einem »wirklich wirksamen Siege« konnte laut Generalstabswerk noch keine Rede sein; ein solcher Sieg musste erst errungen werden, und dafür erschien die »nachdrückliche Verfolgung« des Gegners unerlässlich (ebd.: 103). Indes ging Leutwein davon aus, dass sich die Ostabteilung auf der ihr befohlenen Position befand und sich dem in östlicher und nordöstlicher Richtung fliehenden Gegner in den Weg stellen würde (ebd.: 102) – vergeblich, wie sich zeigen sollte. Wenige Tage zuvor hatte die Ostabteilung bei Okaharui empfindliche Verluste hinnehmen müssen, und der Typhus tat sein Übriges. Bald darauf war die Abteilung nicht mehr imstande, zu operieren.

Vor der Verfolgung des Gegners von Ongandjira wollte sich Leutwein erst gegen starke, bei Oviumbo vermutete Kräfte wenden, die seiner Abteilung bei der Verfolgung hätten gefährlich werden können (ebd.: 103). Im Rücken dieser Kräfte erwartete er vergeblich die Ostabteilung, zu der er so wieder Verbindung herstellen zu können hoffte (ebd.).

Im dichten Dornbusch geriet Leutweins Abteilung in schweres Feuer. Über zehn Stunden musste sie sich der Angriffe der anstürmenden

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Herero erwehren, vergeblich auf die Unterstützung durch die Ostabteilung hoffend. Als mit Einbruch der Dunkelheit die Kampfhandlungen zum Erliegen gekommen waren, traf Leutwein eine folgenschwere Entscheidung. Seine Truppen besaßen kaum mehr Munition; gegen ein Halten der Stellung und eine Wiederaufnahme des Gefechts am folgenden Morgen sprach darüber hinaus der Umstand, dass mit dem Eingreifen der Ostabteilung – die »wesentlichste Voraussetzung für den Erfolg der gesamten Operation«, mithin für einen »vernichtenden Schlag« (Großer Generalstab 1906: 109) – nicht mehr zu rechnen war. Daher beschloss Leutwein, den Angriff um einige Wochen zu verschieben, und ordnete den Rückzug an (ebd.).

Damit hatte Leutwein allen Kredit bei den vorgesetzten Stellen verspielt. Schließlich hatte er zunächst die Lage völlig falsch eingeschätzt und dann gezögert, die Initiative zu ergreifen; derweil hatte er sich auch immer wieder von den strategischen Vorgaben Berlins distanziert.[20] Ob er nicht imstande oder nicht willens war, sie zu erfüllen, spielte keine Rolle.

Der Vernichtungsgedanke nahm in den operativen Planungen von Februar und März zwar erste Konturen an, aber ein effektives Zusammenwirken der verschiedenen Abteilungen kam nicht zustande, so dass auch keine ›entscheidenden‹ Erfolge erzielt wurden. Im Gegenteil waren sogar Rückschläge zu verzeichnen. Die ohnehin unglücklich operierende Ostabteilung wurde im April unter Quarantäne gestellt und fiel damit bis auf weiteres komplett aus. Den letzten Ausschlag für die Ablösung Leutweins an der Spitze der Schutztruppe gaben die Kämpfe der Hauptabteilung, deren Ergebnisse offenbar hinter den Erwartungen Berlins zurückblieben. Dabei deutet manches darauf hin, dass die Erfolge Leutweins bedeutender gewesen waren, als man in der Hauptstadt wahrhaben wollte. Die Zeit lief gegen die Herero, und diese hatten *nicht* gesiegt (anders Bridgman 1981: 105). Mehr als Achtungserfolge hatten sie nicht erringen können; während ihre Zahl, ihre Ressourcen und ihre Moral schwanden, wuchsen die gegnerischen Kontingente und Mittel kontinuierlich an. Selbst in ihren ungewöhnlich zähen, ja »todesverachtenden« Angriffen hatten es die Herero nicht vermocht, die deutschen Abteilungen zu überrennen; infolge der sich immer weiter zu ihren Ungunsten verschiebenden Kräfteverhältnisse rückte die Aussicht auf einen Sieg in noch weitere Ferne (Schwabe 1907: 215). Über ein Patt waren sie nicht hinausgekommen, so dass sich damit strategisch das Blatt

20 Leutwein konnte sich nicht voll mit dem Vorgehen identifizieren, das Berlin von ihm erwartete, wie nicht zuletzt die Formulierung der folgenden Bitte um Verstärkungen belegt: »Zur völligen Niederwerfung, *wie erwartet wird*, noch 800 Reiter und 2 reitende Batterien 96 erforderlich« (Leutwein an Generalstab, 9.3.1904, BArch. R1001/2112, Bl. 179, Herv. MH).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

wohl endgültig zu ihren Ungunsten gewendet hatte. Allerdings war es Leutwein nicht gelungen, ihnen operativ eine *vernichtende* Niederlage beizubringen. Mehr noch, bei Oviumbo hatte sich der vorsichtige Leutwein sogar vor den Aufständischen zurückgezogen. Völlig ungeachtet der näheren Gründe brach Leutwein mit dem Rückzugsbefehl gleichsam ein Tabu, denn kaum etwas verletzte das Überlegenheitsgefühl der Kolonialherren mehr, als vor »Eingeborenen« zurückzuweichen. Der wohl bedeutendste Kolonialkriegstheoretiker jener Tage, Charles E. Callwell (1906: 195), gestand Kolonialmächten zwar zu, sich mit dem Ergreifen der Initiative Zeit zu lassen, fügte aber sogleich an, dass sie die einmal ergriffene Initiative niemals wieder aus der Hand geben dürften, wobei sie insbesondere Rückzüge unter allen Umständen zu vermeiden hätten. Callwells Einschätzung lag die Auffassung zugrunde, dass die »Eingeborenen« ein solches Verhalten als Schwäche auslegen und daraus neuen Mut schöpfen würden. »Rückmärsche gibt es Eingeborenen gegenüber nicht in Südafrika. Jeder Marsch ist ein Vormarsch«, hatte auch Leutweins Amtsvorgänger, Curt von François, in seiner Schrift *Kriegführung in Süd-Afrika* (1900: 41) gefordert – und damit viel eher die Stimmung im Deutschen Reich getroffen als sein Nachfolger.

Leutwein zeigte sich in einem Schreiben vom 25. April 1904 »hart« von dem Vorwurf getroffen, der Rückzug bei Oviumbo sei ein »Misserfolg« gewesen, und wies darauf hin, die Truppe so »vor [einer] Katastrophe gerettet« zu haben. Aber auch er hatte bemerkt, dass er nicht das »volle[...] Vertrauen des Generalstabes« besaß, und dass auf diese Weise kein »gedeihliches Zusammenwirken« mehr möglich sein würde. Aus diesem Grunde bat er schließlich selbst um »Ersatz durch einen höheren Offizier«.[21]

Der Generalstabsbericht räumt rückblickend ein, dass Leutwein mit »unzulänglichen Mitteln« hatte auskommen müssen (Großer

21 Leutwein an Generalstab, 25.4.1904, BArch. R1001/2114, 25. April 1904, Bl. 52f.. Möglicherweise hatte Leutwein noch gehofft, den Generalstab auf diese Weise dazu zu bewegen, ihm das Vertrauen auszusprechen. Als dies unterblieb und ein Nachfolger bestimmt wurde, tat sich Leutwein sehr schwer damit, die Verantwortung abzugeben. Offenbar hatte man in Berlin damit gerechnet, dass Leutwein nach seiner Absetzung als Oberkommandierender auch seinen Posten als Gouverneur räumen, ja der Kolonie ganz den Rücken kehren würde. Leutwein stellte gegenüber dem Reichskanzler klar: »Meinerseits keine Äußerung erfolgt über Absicht der Rückkehr nach Deutschland, sobald Herr von Trotha hier eingetroffen«. Vielmehr verlieh er seiner Absicht Ausdruck, Trotha »zur Seite [zu] stehen, soweit dies seinerseits gewünscht wird« (Leutwein an Reichskanzler, 12.5.1904, BArch. R1001/2114, Bl. 146). Das Verbleiben Leutweins sorgte für Spannungen, die sich über die folgenden Monate verschärften. Nach einer schweren Auseinandersetzung forderte Trotha Leutwein mehr oder weniger deutlich auf, die

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Generalstab 1906: 133). Freilich fiel dadurch die »anfänglich irrige Bewertung der feindlichen Widerstandskraft, die verhängnisvoll wurde«, einmal mehr auf denselben zurück (ebd.: 127). Nach den April-Gefechten schien die weitere Aufstockung der südwestafrikanischen Truppen unausweichlich. Eine solche schloss die Entsendung älterer Stabsoffiziere ein, die ihrerseits zum Vorwand genommen wurde, den Obersten Leutwein vom Oberbefehl zu entbinden und durch einen Offizier im Generalsrang zu ersetzen (ebd.: 127).

Die hohen Erwartungen der Metropole stellten die militärische Führung in Südwest vor erhebliche Schwierigkeiten.[22] Um den Gegner völlig niederzuwerfen, waren Truppen in einer Zahl erforderlich, wie sie niemals zuvor im Schutzgebiet zum Einsatz gekommen waren. Das war insofern problematisch, als das Land nichts bot und die Truppen beinahe den gesamten Proviant für Mann und Tier mit sich führen mussten (Admiralstab der Marine 1905b: 18); zudem verdeutlicht das Schicksal der Ostabteilung, dass Wasserknappheit und Seuchengefahr der Konzentration von Truppen enge Grenzen setzten. Um der Maßgabe der Heimat gerecht werden zu können, den Gegner zu vernichten, mussten die einzelnen Abteilungen einerseits selbständig vorgehen, andererseits aber zum entscheidenden Zeitpunkt koordiniert zusammenwirken, und hier lag eine weitere große Schwierigkeit, auf die Leutwein in einem Schreiben an die Kolonialabteilung aufmerksam machte.[23]

Schon weil die Möglichkeit bestand, dass die Herero »in östlicher Richtung auf englisches Gebiet oder in nördlicher Richtung in das Ovamboland ausweichen würden, konnte sich die Truppenführung nicht mit einem frontalen Vorstoß begnügen«, sondern musste zusehen, die verfügbaren Kräfte in einer Weise zu verteilen, dass der Gegner eine etwaige Flucht zumindest nicht ungehindert würde antreten können; stieß eine

Kolonie zu verlassen, aber Leutwein zögerte die Abfahrt immer weiter hinaus. Am 17.11.1904 berichtete Trotha von einer abermaligen Zusammenkunft mit Leutwein (TA 122/16): »Er [Leutwein] kommt um 11 im schwarzen Rock und Zylinder und [...] schildert [...] die Gefahr im Süden sehr groß für Keetmanshoop, und fürchtet dort das Schlimmste. Dann beteuert er wiederholt, daß er unbedingt auch unter mir bedingungslos geblieben sei, und dann bietet er sich an, hierzubleiben auch als Führer im Süden, kurzum er kann die Thüre nicht finden. Auf jeden Tag will er noch mindestens 14 Tage mindestens bleiben. Gut, mag er, ich werde dann etwas verreisen; aber von einem dauernden Verbleib keine Rede mehr. C'est trop tard madame!«

22 Nachdem Hauptmann Puder im Bezirk Otjimbingwe eine weitere, etwa 1000 Gewehre starke Gruppe von Herero entdeckte, bat Leutwein um weitere Verstärkungen vom 800 Mann, die ihm »[z]ur völligen Niederwerfung, wie erwartet wird, [...] erforderlich« erschienen (Leutwein an Generalstab, 9.3.1904, BArch. R1001/2112, Bl. 179).

23 Leutwein an Kolonialabteilung, 19.3.1904, BArch. R1001/2114, Bl. 158f..

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

einzelne Truppenabteilung auf den Gegner, »ohne Unterstützung durch die anderen Abteilungen zu finden«, schien ein »Erfolg nicht gewährleistet«. Die Truppe in verschiedene Abteilungen aufzuteilen, war daher unvermeidbar. Wenn aber einzelne Truppenabteilungen (wie die Ost- und Westabteilung) separat operierten, war eine »einheitliche Leitung der Operationen« – die für den Erfolg unabdingbar war – kaum mehr möglich, zumal sich eine »Verbindung zwischen den getrennt operierenden Kolonnen« nicht ohne weiteres herstellen ließ.[24] Abhilfe schien am ehesten ein technisches Hilfsmittel wie die drahtlose Telegraphie schaffen zu können, die den Truppen in DSW jedoch nicht zur Verfügung stand.[25]

Bemerkenswert ist der Umstand, dass Leutwein seine Herrschaftstechnik des »divide et impera« auch militärstrategisch zum Tragen zu bringen suchte, wenn auch in einer übertragenen Bedeutung. Leutwein setzte immer wieder auf die Teilung resp. Spaltung der gegnerischen Reihen. Zunächst hatte er versucht, die verschiedenen Gruppen getrennt voneinander zu halten und zu schlagen (oder zur Unterwerfung zu bewegen). Deswegen reagierte er auch so empört auf das Gerücht, dass Trotha im Vorfeld der Schlacht am Waterberg ein Unterwerfungsgesuch des Herero-Führers Salatiel Kambazembi abgelehnt hätte,[26] ohne ihn

24 Dieser erweiterte Horizont, in den die Operationen nun gestellt waren, verlangte von den militärischen Führern, die zuvor recht selbständig hatten walten können, eine ›Disziplinierung‹ und Unterwerfung unter eine Gesamtleitung, die in viel stärkerem Maße als bisher Einfluss auf das Geschehen nahm. Franz Epp stand unter dem Kommando des »alten Afrikaners« Ludwig von Estorff, als er am 11.5.1904 in seinem Tagebuch notierte (Eckl 2005: 245): »V. Estorff selbst möchte auf eigene Faust Orlog [d.h. Krieg, Anm. MH] machen möglichst weit v[om] H[aupt] Qu[artier] weg, daß er nicht erreichbar ist, das soll seine Art sein«. Trotz der veränderten Anforderungen einer Gesamtleitung scheint Leutwein Selbständigkeit nicht nur geduldet zu haben. Epp stellt fest: »Maj[or] v. Estorff scheint keinen bestimmt[en] Auftrag zu haben, man läßt ihn nach d[en] Umständen handeln [...]«. Leutwein hielt in seinen Telegrammen nach Berlin Estorff den Rücken frei, aber aus den Telegrammen wird gleichwohl klar, dass er Estorff deutlich dazu angehalten hatte, sich an die Befehle zu halten. Am 22.3.1904 drahtet er an Reichskanzler und Großen Generalstab (BArch., R1001/2113, Bl. 34): »Estorff hat Befehl tunlichst mit Hauptabteilung zusammen zu wirken. Er weiß, daß diese erst Anfang April gefechtsbereit und wird hiernach handeln«; am 22.5.1904 lässt er das Oberkommando der Schutztruppe in Berlin wissen (BArch., R1001/2114, Bl. 209): »Estorff hat strikte Weisung Zusammenwirken mit Hauptabteilung abzuwarten, dabei aber tunlichst Fühlung am Feind zu halten und mit Volkmann zu erstreben«.

25 Leutwein an Kolonialabteilung, 19.3.1904, BArch. R1001/2114, Bl. 158f..

26 Am 13.7.1904 vermerkte Trotha in seinem Tagebuch: »Um 8 Telegramm von Estorff, das Gefangene aussagen, Salatiel wolle nicht mehr mitmachen, habe seinen Leuten befohlen, dicht am Waterberg zu sitzen und hat Samuel

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

als Gouverneur zu konsultieren, denn anders als sein Nachfolger hätte Leutwein diese Möglichkeit, die gegnerische ›Front‹ zu schwächen, nicht ungenutzt verstreichen lassen.[27]

Allerdings entsprachen solche Unterscheidungen kaum den Vorstellungen Trothas. Einmal war dessen Distanz zu den indigenen Gruppen – »dem Neger«[28] – zu groß, als dass er für solche Feinheiten empfänglich gewesen wäre; dann mochten separate Friedensschlüsse mit unterschiedlichen Konditionen einhergehen, die einer fundamentalen Neuordnung der Verhältnisse und der endgültigen Beseitigung der letzten Reste von indirekter Schutzherrschaft, wie Trotha sie anstrebte, nur im Wege stehen konnten. Das Konzept des Rassenkampfes setzte sich gerade über die ›feinen Unterschieden‹, die für die Politik Leutweins stets maßgeblich gewesen waren, hinweg.

Auch Leutweins »Proklamation an das Volk der Hereros« vom 30. Mai 1904,[29] die nicht zuletzt am Einspruch Trothas scheiterte,[30] zielte auf

die Heeresfolge verweigert. Wird ihm nichts helfen, mit gefangen, mit gehangen.«

27 Dies war auch Gegenstand der Auseinandersetzungen zwischen Leutwein und von Trotha, denen eine eigene Akte füllte (»Aufstände in Deutsch-Südwestafrika 1904. – Differenzen zwischen Generalleutnant Lothar v. Trotha und Gouverneur Theodor Gotthilf Leutwein über das Verhältnis von militärischen und politischen Maßnahmen«, BArch. R1001/2089).

28 Vgl. z.B. Trotha an Schlieffen, 4.10.1904, BArch. R1001/2089, Bl. 6..

29 Der Text lautet: »Proklamation an das Volk der Hereros. Hereros! Nachdem Ihr Euch gegen Euren Schutzherrn, den deutschen Kaiser empört und auf Soldaten geschossen habt, so wisst Ihr, dass Ihr nichts anderes zu erwarten habt, als den Kampf bis zum Tode. Aber *Ihr* könnt vorher aufhören, indem Ihr zu mir herüber kommt, Gewehre und Munition abgebt und die über Euch verhängte Strafe erwartet. Mir ist aber wohlbekannt, dass viele von Euch an allen den bösen Sachen, die geschehen sind, keine Schuld tragen. Und diese können ruhig zu mir kommen, ihnen kann ich das Leben schenken. Keine Gnade geben kann ich aber denjenigen, welche weisse Leute ermordet und deren Wohnsitze ausgeraubt haben. Diese werden vor Gericht gestellt und müssen empfangen, was ihre Schuld wert ist. Ihr anderen aber, die Ihr solche Schuld nicht auf Euch geladen habt, seid klug, und verbindet Euer Schicksal nicht weiter mit den Schuldigen. Verlasst sie und rettet Euer Leben! Das sage ich Euch, als Vertreter Eures obersten Herrn, des deutschen Kaisers. Okahandja, den 30. Mai 1904. Gez. Leutwein, Kaiserlicher Gouverneur« (BArch. R1001/2015, Bl. 111, Herv. i. O.).

30 Am 22.6.1904 notierte Trotha in seinem Tagebuch (TA 122/15): »Nochmalige Besprechung mit Leutwein. Er plaidiert für eine gnadenreiche Kriegführung derart, daß man vor Aufnahme der Offensive eine Proklamation an die Bande erlasse, die denen, die jetzt schon überlaufen wollen, Verzeihung zusichert. Die Proklamation ist von dem Obladen Pastor verfaßt und ziemlich matt. Ich bin dagegen.«

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Teilung, wobei diese Teilung noch radikaler als die bisherigen Versuche ausfiel, indem sie nicht horizontal, sondern vertikal verlief: Sie zielte darauf, der »Masse der Hereros« Anreize dafür zu liefern, ihren Großleuten die Gefolgschaft zu versagen und sich den Deutschen zu ergeben, indem sie ihnen Gnade in Aussicht stellte, sofern sich diese nicht direkt an »Mord« oder »Raub« beteiligt hatten. Die Proklamation bezweckte die Zersetzung der gegnerischen ›Front‹, indem sie dem Gros eine Exit-Option aus dem Sog des »Verzweiflungskampfes« eröffnete. Auch wenn Leutwein bei der Konzeption dieser Proklamation wohl den Zusammenhalt der Herero unterschätzte und übersah, dass es sich wohl nicht nur um einen Krieg der Großleute handelte, hätte diesem Versuch im weiteren Kriegsverlauf durchaus ein gewisser Erfolg beschieden sein können. Da die Proklamation aber nie in Kraft trat, lässt sich darüber nur spekulieren.

Trothas Feldzug

Die Schlacht am Waterberg

Nach dem (vermeintlichen) Scheitern Leutweins lag es nun an Trotha, sich den hohen Erwartungen des Reiches gewachsen zu zeigen. Obwohl Leutwein seinen Rücktritt selbst angeboten hatte, fiel es ihm nach zehn Jahren an der Spitze der Schutztruppe schwer, die Verantwortung abzugeben. Er wollte den Feldzug unter allen Umständen zu einem schnellen Ende bringen und seinen Nachfolger vor vollendete Tatsachen stellen, doch Trotha kam ihm zuvor und wies ihn an, alle diesbezüglichen Versuche zu unterlassen.[31] So zerschlugen sich Leutweins letzte Hoffnungen, den Feldzug doch noch in eigener Regie und nach eigenem Ermessen zu beenden.

Als Trotha noch vor der Überfahrt das Kommando angetreten hatte, wollte er nicht dabei zusehen müssen, wie Leutwein noch im letzten Augenblick sein »Haupt mit Lorbeer« krönte. Dabei traute er Leutwein einen durchschlagenden Erfolg nicht einmal recht zu, da er in dessen Operationsplan »dieselbe planlose Sache« wie bei den Operationen zuvor erblickte, die zu keinen (befriedigenden) Ergebnissen geführt hatten.[32]

31 Am 16.6.1904 vermerkte der General in seinem Tagebuch spöttisch (TA 122/15): »Er [Leutwein] soll über mein erstes Telegramm ›ich befehle‹ sehr aufgebracht gewesen sein und die Absicht gehabt haben, Knall und Fall abzureisen. Er will aber gern noch Gouverneur bleiben. Außerdem scheint er nicht zu wissen, was er will.«

32 Am 11.6.1904, dem Tag seiner Ankunft im Schutzgebiet, notierte von Trotha in seinem Tagebuch (TA 122/15): »Glasenapp brachte uns Meldungen von

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Trothas Kritik zeichnet sich vor allem durch einen *technokratischen* Zug aus. In dem Tagebucheintrag vom 22. Juli 1904 gab der neue Kommandeur zu erkennen, wie er die vermeintliche Planlosigkeit der bisherigen Kriegführung überwinden zu können hoffte:

> »Alles in allem, ohne den fachmännischen Ausbau der Etappenlinie hätte Leutwein nichts machen können. Sie [die Herero, MH] noch einmal schlagen ja, und in eine bestimmte Richtung drängen, aber entscheidend schlagen, nie.«

Das Problem bestand darin, dass der Vorstoß einer einzelnen Abteilung in ein Gefecht münden würde, im Zuge dessen es vielleicht gelingen mochte, den Gegner »noch einmal [zu] schlagen«, aber niemals, diesen auch »*entscheidend* [zu] schlagen«. Der Gegner ließ sich so allenfalls »in eine bestimmte Richtung drängen«. Unter den gegebenen Umständen waren die Abteilungen schon wegen der prekären Versorgungslage kaum in der Lage, den Gegner zu verfolgen, um einmal errungene Erfolge auszunutzen und zu einem entscheidenden Sieg ausweiten. Ohnehin war ein solcher Sieg für Trotha nur durch »concentriertes Vorgehen« verschiedener Abteilungen und einen »Angriff gleichzeitig von mehreren Seiten« zu erringen.[33] Im Kern entsprach dieses Vorhaben dem Grundgedanken des Operationsplans Leutweins vom 11. März, setzte ihn allerdings noch konsequenter um, ja trieb ihn gleichsam auf die Spitze. Weil sich große Teile der Herero am Fuße des Waterbergs vereinigt hatten und dort die weiteren Schritte der Deutschen abwarteten, bestand die Aussicht, den Feldzug durch einen einzigen, großangelegten Schlag zu beenden. Ausweislich der »Direktiven für den Angriff auf die Hereros« vom 4. August 1904, welche die Grundlage für die Schlacht bildeten, plante die Führung, das Gros der Herero vermittels konzentrischer Truppenbewegungen einzuschließen und vernichtend zu schlagen.

Leutwein, wonach er vorgestern von Okahandja aufgebrochen, und im Vormarsch gegen die am Omurambo-u-Omatako in einer stark verschanzten Buschstellung stehenden Hereros sei. Er wolle Estorff heranziehen. Also wieder dieselbe planlose Sache. Warum denn jetzt, wenn ich den Fuß an Land setze. Wenn er sein Haupt mit Lorbeer krönen wollte, warum nicht 14 Tage früher? Glücklicherweise konnte ihn ein telegraphischer Befehl von mir noch erreichen, sofort zu stoppen. Ich setze mich solchen Sachen nicht aus. Diesen Entschluß telegraphierte ich auch sofort nach Hause.« Am 12.6. drahtete er dem Großen Generalstab (R1001/2115, Bl. 21), dass sich bei seiner Ankunft in Swakopmund Leutwein mit allen Kräften im Vormarsch auf den Waterberg befand, und dass er, Trotha, befohlen habe, kein entscheidendes Gefecht zu suchen.

33 Trotha an Großen Generalstab (Abschrift an Reichskanzler), 25.6.1904, BArch. R1001/2115, Bl. 78.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Sie hob, in anderen Worten, auf eine Vernichtungsschlacht am Fuße des Waterbergs ab.[34]

Trothas Kommandoübernahme stand im Zeichen des Versuchs, den südwestafrikanischen Feldzug zu ›metropolitanisieren‹, das bedeutet, diesen Feldzug in bestimmten Hinsichten den Standards der ›großen‹ Staatenkriegsführung anzunähern.[35] Dieser Sachverhalt wird meist übersehen, denn die meisten Darstellungen betonen, beispielsweise auf den Rassismus des Generals abhebend, vorrangig all die Elemente, die diesen afrikanischen von ›konventionellen‹ europäischen Kriegen trennen. Übersehen wird auch, dass Trothas Versuch der Metropolitanisierung von Grund auf *zweischneidig* war: Einesteils führte letzter zwar zur Intensivierung der Gewalt, barg andererseits aber auch Ansätze zu ihrer Einhegung. Diese Zweischneidigkeit wird im Folgenden näher beschäftigen.

Die an den lokalen Verhältnissen orientierte Kleinkriegsführung der »alten Afrikaner« stellte für Trotha keine »ernsthafte Kriegführung« dar.[36] Diese Kleinkriegsführung erschöpfte sich aus seiner Sicht darin, »Vieh [zu] klauen oder einzelne Leute tot[zu]schießen«. In seinen Augen spiegelte sie das »Schaukelspiel« der gesamten Kolonialpolitik Leutweins wieder. Es erstaunt nicht, dass die »alten Afrikaner« im Hauptquartier nur »bespöttelt[…]« und ihre Ratschläge nicht ernst genommen wurden, wie Franz Epp in seinem Tagebuch notierte (Eckl 2005: 279).[37] Nun hatten vermeintlich ›echte‹ Militärs aus dem Reich die Operationen in Übersee übernommen, während auch die Zeiten des Haushaltens ein für alle Mal gezählt schienen: Großspurig verkündete der General,

34 An der besagten Stelle heißt es: »2. Ich [der Oberkommandierende, Lothar von Trotha, MH] werde den Feind […] gleichzeitig mit allen Abteilungen angreifen, um ihn zu vernichten« (zit. n. Generalstab 1906: 157).

35 Trothas Kolonialdienst hatte von Anfang an im Zeichen der ›Metropolitanisierung‹ gestanden. Friedrich von Schele, zwischen 1892 resp. 1893 und 1895 Gouverneur und Kommandeur der Schutztruppe von »Deutsch-Ostafrika«, hegte Misstrauen gegen die eingesessenen Kolonialoffiziere, die er infolge ihrer »jahrelangen selbständigen Tätigkeit außerhalb straffer Kontrolle und Disziplin« wähnte (Bührer 2011: 172). Anders gesagt, aus seiner Sicht standen die lokalen Netzwerke zu den bürokratischen Hierarchien, die in die Heimat zurückreichten, quer und untergruben ihre Macht. Deswegen besetzte er den Posten des stellvertretenden Kommandeurs nicht aus den Reihen der Schutztruppenoffiziere, sondern drängte auf einen höheren Offizier aus der Armee, den damaligen Oberstleutnant Lothar von Trotha. Durch die Abschaffung der auf Wissmann zurückgehenden »Afrikanischen Anciennität« versuchte Schele, den Korpsgeist der Schutztruppenoffiziere zu zerschlagen und letztere stärker in das Offizierskorps der Heimatarmee einzubinden (ebd.).

36 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 20.7.1904.

37 Ähnlich äußert sich auch Stuhlmann (NAN, Private Accessions, A.0109, S. 74).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

den Aufstand »in Strömen von Blut und Strömen von Geld« ertränken zu wollen.[38]

Die Metropolitanisierung der Kriegführung lief vor allem darauf hinaus, den Feldzug in eine großangelegte Entscheidungsschlacht münden zu lassen, die den Schlussakt des Krieges bilden sollte. Wie einer der Adjutanten des Generals, Paul von Lettow-Vorbeck, darlegt, setzte das Hauptquartier alles daran, »die im Kleinkrieg seltene Aussicht« zu nutzen, der Masse der Herero, die am Fuße des Waterbergs versammelt war, »mit einer Operation im großen beizukommen« (Lettow-Vorbeck 1957: 77) und den Krieg zu beenden, bevor er die Form der Guerilla annahm – kaum etwas fürchteten die Militärs so sehr wie »eine langwierige Guerilla im Busch« (Bayer 1909: 134). Am Waterberg schien sich die Gelegenheit zu bieten, einen vernichtenden Schlag gegen die Herero zu führen und den Krieg rasch zu einem Ende zu bringen.

Aus den Bemerkungen Trothas und Epps wird deutlich, wie ausgeprägt das Überlegenheitsgefühl der metropolitanen Militärs war. Oft wurde den eingesessenen Militärs Geringschätzung entgegengebracht und leichtfertig auf deren Expertise verzichtet (Häussler 2012: 309ff). Aus den Schwierigkeiten, die sich aus dem vorherigen Versuchen ergeben hatten, die strategischen Maßgaben der Führung in Berlin umzusetzen, hatte man nichts gelernt – oder zumindest nicht die richtigen Schlüsse gezogen. Abfällige Kommentare wie aus der Feder Trothas weisen darauf hin, dass die Schuld für die bisherigen Friktionen in erster Linie bei den »alten Afrikanern« resp. in deren vermeintlichem Unvermögen gesucht wurde, ›richtige‹ Kriege zu führen, und die Möglichkeit unberücksichtigt blieb, dass die Operationen die Erwartungen Berlins möglicherweise deswegen nicht erfüllen konnten, weil die Erwartungen unrealistisch waren und sich auf dem südwestafrikanischen Kriegsschauplatz nicht ohne weiteres umsetzen ließen. Das Deutsche Reich stellte eine ausgesprochene militärische »Victory Culture« dar, schließlich war seine Gründung aus Siegen gegen Österreich und Frankreich hervorgegangen. Entsprechend waren die Militärs kaum bereit, diejenigen Routinen, die auf dem europäischen Kontinent zu so bedeutenden Siegen geführt hatten, in Frage zu stellen, schon gar nicht mit Blick auf einen »kleine[n] verachtete[n] Kaffernkrieg« (Marchand-Volz 1998: 137). Der Umstand, dass man es in DSW mit einem ganz speziellen Kriegsschauplatz zu tun hatte, der Konzentration und Bewegung größerer Truppenkörper kaum zuließ, wie auch der weitere, dass mit einem Gegner konfrontiert war, der in entscheidenden Belangen gar überlegen war,[39] kam kaum in den Blick.

38 Diese Wendung taucht immer wieder auf (z.B. Trotha an Leutwein, 5.11.1904, BArch. R1001/2089, Bl. 101).

39 Wenn sich Trotha auf die Herero bezieht, spricht er oftmals verächtlich von der »Bande«; dies weist darauf hin, dass er die Herero keinesfalls als

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Vorbereitung der Schlacht zog sich Monate hin, wobei ein besonderes Augenmerk dem erwähnten »fachmännischen Ausbau der Etappenlinie« galt; dieser Ausbau sollte die ausreichende Versorgung und Bewegungsfähigkeit größerer Truppenkörper fernab der Bahnlinie gewährleisten und es ermöglichen, auf alle Eventualitäten reagieren und in jedem Fall die militärische Entscheidung erzwingen zu können.[40] Ungeachtet dieser langwierigen Vorbereitungen verfügte Trotha Mitte August über gerade einmal 1.500 Gewehre, die er gegen eine Frontlinie von knapp 100 Kilometern Ausdehnung aufbieten wollte (Bayer 1909: 139).[41] Es war ein kühner, wenn nicht vermessener Plan, gegen einen zahlenmäßig überlegenen Gegner auf der äußeren Linie[42] vorzugehen, in der Absicht, diesen möglichst einzuschließen.[43]

Der Plan scheiterte, weil es dem Hauptquartier nicht gelang, den Vormarsch der einzelnen, getrennt marschierenden Abteilungen zu lenken oder zu kontrollieren, um das Zusammenwirken sicherzustellen, auf das der Plan letztendlich hinauswollte. Die Kommunikationsmittel waren unzureichend, oder die untergeordneten Kommandeure nutzten sie nicht, sondern handelten nach eigenem Ermessen. Trotha hatte mit den gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen wie zuvor auch Leutwein bei dem Versuch, den Vernichtungsgedanken auf südwestafrikanischem Boden umzusetzen. Auch dem General glitt die Oberleitung, die allein das Zusammenwirken der Abteilungen und damit den vollen Erfolg der Operationen gewährleisten konnte, aus den Händen. Derweil konnte das Ausbleiben dieses Zusammenwirkens die einzelnen Abteilungen in arge Bedrängnis bringen, wie auch das Hauptquartier selbst an eigener Haut erfahren musste. Da es vergeblich auf die Unterstützung der Abteilung

ebenbürtigen Gegner ansah (z.B. Tagebuch Trotha, TA 122/15, Eintrag 16.6.1904).

40 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 22.7.1904.

41 Zum Vergleich kontrollierte im Ersten Weltkrieg eine Division mit annähernd 20.000 Mann einen Abschnitt von dreieinhalb bis fünfeinhalb Kilometern Länge (Ashworth 2000: 9).

42 Auf der äußeren Linie zu operieren, bedeutet nach Clausewitz (1952: 679) immer einen Nachteil, dem man sich nur unter ganz bestimmten Bedingungen, z.B. bei »großer physischer und moralischer Überlegenheit«, aussetzen sollte. Diese Bedingung war am Waterberg offensichtlich nicht gegeben, im Gegenteil, und dies macht den Schlachtplan so kühn.

43 Der Generalstabsbericht (1906: 137) legt dar, dass zunächst mit keiner »Vereinigung aller Kräfte zu *einem* großen Schlage«, sondern mit einer »Reihe von Einzelgefechten« gerechnet wurde, bei der jede Abteilung den Gegner, auf den sie traf, »in die Gewehre einer anderen Abteilung stieß, die dann den Sieg vollenden mußte«; aber nicht nur dann, wenn sich der Gegner in einer »starken befestigten Stellung« verschanzte, musste der »konzentrische Vormarsch ohnehin schließlich zur Vereinigung führen«.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

des Majors von der Heyde wartete, kämpfte es an den Wasserstellen von Hamakari ums nackte Überleben; ebenso wenig war Heydes Abteilung für sich genommen stark genug, um der Streitmacht standzuhalten, der sie sich schließlich gegenübersah. Unfähig, die nach Osten abziehenden Herero aufzuhalten, wurde sie überrannt und erlitt dabei schwere Verluste.[44]

Dieses Scheitern war folgenschwerer als die Male zuvor, weil sich nun große Teile der Herero auf der Flucht befanden – auf einer Flucht, die sie auf den Druck der nachdrängenden deutschen Abteilungen hin in die wasserarme Omaheke führte, wo Abertausende den Tod fanden.

Horst Drechsler (1966: 183) hat die Auffassung vertreten, dass Verlauf und Ausgang der Schlacht »verbrecherisch geplant« gewesen seien, dabei unterstellend, dass die deutsche Führung es von Anfang an darauf abgesehen habe, die Herero in die wasserarme Omaheke zu treiben, um sie dort verhungern und verdursten zu lassen.[45] Diese Annahme bringt verschiedene Probleme mit sich. Drechsler hat die Genozidthese nicht nur als *erster* Südwestafrikaexperte vertreten, sondern in ihrer denkbar stärksten, nämlich in einer durch und durch *teleologischen* Form.

Selbst die offizielle Darstellung des Großen Generalstabs kann nicht ganz umhin einzuräumen, dass die Kämpfe am Waterberg – wegen der Eigenmächtigkeit und des Versagens bestimmter Offiziere[46] – nicht die

44 Frankenberg berichtet, dass im Lager der Abteilung nach den Gefechten eine »große Depression« herrschte. Da Heyde alle Offiziere für verloren gehalten hatte, freute er sich über jeden einzelnen Rückkehrer (Tagebuch von Frankenberg, NAN, AACRLS.070, S. 100 [Eintrag 11.8.1904]).

45 Diese Variante der Genozidthese greift oft genug auf eine fiktionale Schrift wie Gustav Frenssens Roman »Peter Moors Fahrt nach Südwest« zurück, die Trothas Feldzug zum Siegeszug verklärt (so bei Benz 2007: 30). Das Generalstabswerk (1906), das gleichsam die offizielle Darstellung des Geschehens liefern will, ist eine Selbstdarstellung des Generalstabes und besitzt die Tendenz, Kontrollverlust, Inkompetenz oder Scheitern zu kaschieren und die Operationen insgesamt als ein Gelingen darzustellen (Eckl 2005: 18). In diesen Kontext gehört der vielfach zitierte Passus, der besagt, dass die von Trotha verfügte »Absperrung« der Omaheke das »Werk der Vernichtung« »vollendet« habe (Generalstab 1906: 218). Solche Passagen werden immer herangezogen, um die genozidale Intention zu belegen, so beispielsweise auch von Tilman Dedering (1993: 83–84) in seiner in vielen Punkten zutreffenden Kritik an Brigitte Laus »Uncertain Certainties« (2006).

46 Deimling kommandierte die Abteilung, die von Nordwesten her auf Hamakari vorstoßen sollte, und nahm nicht seine befohlene Position ein, sondern stieß nach eigenem Gutdünken weiter vor. Dadurch hatte er wohl erheblichen Anteil daran, dass die Herero in Panik gerieten und in östliche Richtung abzogen. Die Abteilung Heydes erreichte nicht die befohlene Position bei Hamakari. Der Kommandeur änderte auf dem Vormarsch zweimal eigenmächtig die Marschrichtung. In seinem Zorn bezeichnete

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

erhofften Ergebnisse erbrachten (Generalstab 1906: 178ff).[47] Nicht zuletzt die Tagebücher und Briefe von Offizieren wie Werner von Stauffenberg (Marchand-Volz 1998: 144), Victor Franke[48] oder des Militärarztes Georg Hillebrecht (Eckl 2005: 181), die übrigens allesamt Anstoß an der Tatsache daran nehmen, dass Trotha nach der Schlacht am Waterberg eine *Siegesmeldung* nach Berlin sandte, unterstreichen, dass die Operationen bei weitem nicht den gewünschten Erfolg erbracht hatten. Oberleutnant Stuhlmann sprach offen von einem »Mißerfolg«.[49] Ausländische Militärs teilten diese Einschätzung auch noch rückblickend (z.B. Kerremans 1913: 54).

Dass Trotha am 12. August die Gefechte als »geglückt« bezeichnen konnte, erklärt sich nur aus der Erleichterung darüber, der phasenweise verzweifelten Lage des Vortages entronnen zu sein, oder auch der

ihn Trotha gar als »Scheißkerl« (Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 12.8.1904). Aber die Eigenmächtigkeit war unter Umständen nicht einmal entscheidend. Von der Abteilung, die von Südosten auf die Stellungen der Herero vorrücken sollte, war dem Hauptquartier bereits Wochen vor dem Angriff gemeldet worden, dass der befohlene Vormarsch in der veranschlagten Zeit nicht zu bewältigen sein würde: »Von unserer Stellung aus haben wir bis an den Gegner einen Marsch von 55km. Diesen können wir kaum in einem Zuge ausführen. Von Erfolg kann aber der Angriff nur sein, wenn er überraschend geführt wird. Es ist […] beabsichtigt, den Nachmittag abzumarschieren, so daß wir mit Tagesanbruch die Stellung des Gegners erreichen« (Anonymus, »Kriegstagebuch«, NAN, Sammlung Lemmer, L1032, Eintrag 26.7.1904). Den Einwänden gab das Hauptquartier nicht statt, und tatsächlich kam die Abteilung im sandigen Dornbusch kaum voran und blieb schließlich infolge völliger Erschöpfung liegen. Am 6.8.1904 notierte Trotha in seinem Tagebuch (TA 122/17), dass Heyde die Befürchtung geäußert habe, »von den Hereros beim Ausbruche über den Haufen gerannt zu werden. Allzu stark ist er ja nicht«. Tatsächlich wurde die Abteilung von den ausbrechenden Herero überrannt. Der Umstand, dass Heydes Abteilung ihre Aufgaben nicht erfüllte, lag auch daran, dass diese Aufgaben unter den gegebenen Umständen kaum zu erfüllen waren, wobei sich das Hauptquartier allzu leichtfertig über alle Bedenken hinwegsetzte.

47 Der Generalstabsbericht (1906: 193) vermerkt, dass Verlauf der Kämpfe am Waterberg »ein ganz anderer [war], als er von der obersten Führung beabsichtigt worden war«, dabei hervorhebend, daß der eigenmächtige Vorstoß Deimlings den »erhofften großen Entscheidungskampf« vereitelt hatte. Vgl. zum Folgenden auch die hervorragende Darstellung von Isabel Hull (Hull 2005: 33-43).

48 BArch., Nl. 30/3a, Eintrag 12. August 1904, S. 362.

49 NAN, Private Accessions, A. 0109, Eintrag 25.8.1904, S. 54. Epp (Eckl 2005: 269) vermerkt am 17.8. in seinem Tagebuch mit Bedauern, »daß der Schlag nicht geglückt ist«.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Erkenntnis, dass sich die Gesamtlage nicht ganz so unglücklich darstellte, wie zwischenzeitlich zu befürchten stand.[50] Die Ausmaße des Scheiterns waren zu deutlich, als dass Trotha gänzlich die Augen davor hätte verschließen können. Ein Erfolg war zwar insofern errungen, als der Gegner das Feld geräumt hatte, teilweise gar »in wilder, kopfloser Flucht«, wie der Stabschef Martin Chales de Beaulieu betonte (Großer Generalstab 1906: 189f.), aber der eigentlich angestrebte *entscheidende* Erfolg war nicht erzielt. Am 12. August mochte sich Trotha noch der Hoffnung hingeben, durch die Verfolgung den Rückschlag wettzumachen und das Versäumte nachzuholen, aber sehr bald wurde deutlich, dass es der Truppe für ein solches Vorhaben mindestens am erforderlichen Proviant fehlte. Auch dieser Engpass und dessen schwerwiegende Folgen hätten ohne weiteres auf den Oberkommandierenden zurückfallen können resp. müssen, weil er mit erheblichem Aufwand die Etappenlinie hatte ausbauen lassen, um das Eintreten solcher Situationen gerade zu verhüten. Tatsächlich brach die erste Verfolgung bereits in der Nacht vom 13. auf den 14. August infolge völliger Erschöpfung von Truppen und Tieren zusammen. Bei der Verfolgung »halb verdurstet«, waren die Truppen bei ihrer Rückkehr nahezu völlig »bewegungsunfähig«.[51] »Alle fühlten sich vollkommen geschlagen und waren es auch«, kommentierte Stauffenberg resigniert (Marchand-Volz 1998: 144). Trotha vermerkte nach dem Abbruch der Verfolgung in seinem Tagebuch: »Ich denke, ich falle auf den Rücken. [...] Das ist mir über den Spaß. [...] Nun können oder müssen wir von vorne anfangen, resp. *es ist vorbei*«.[52]

Die Lage nach der Schlacht am Waterberg stellte sich anders dar, als eigentlich geplant war, und dürfte die deutschen Militärs auch kaum zufriedengestellt haben. Da die Gelegenheit dahin war, den Krieg in einem großen Schlag zu beenden, schien Trothas Plan erledigt. Das Gros der Herero war der Einschließung entkommen und bewegte (resp. hielt) sich von nun an kontinuierlich aus dem Wirkungskreis der Schutztruppe heraus.[53] Für Stauffenberg waren die Herero auch die eigentlichen Sieger

50 Am 11.8.1904 notiert Trotha in seinem Tagebuch (TA 122/17): »Der schwierigste Moment war, als ich erkannte, daß auf Heydes Herankommen nicht zu rechnen sei und wir uns die Wasserstelle [bei Hamakari, Anm. MH] für die Nacht erst noch erkämpfen mußten. Das Nachführen der Staffeln im heftigen Feuer aus dem Busch war ein übler Moment. Eine Zeit lang war ich in dem Glauben, daß diese Abteilung und das Hauptquartier verloren sei. […] Die Nacht war schrecklich.«

51 NAN, Private Accessions, A.151, No. 2, I, S. 47 (Einträge 13. und 14.8.1904).

52 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 13. August 1904; Herv. MH.

53 Die Lage klärte sich in den folgenden Wochen kaum. Am 2. September schrieb Rudolf von Hardenberg, der an den Verfolgungsoperationen teilnahm, daß von einer »Bestrafung, wie sie geplant und wie sie [die Herero,

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

vom Waterberg (Marchand-Volz 1998: 144). Aus deutscher Sicht war also nichts erreicht, im Gegenteil. Nach der missglückten Schlacht stellte sich die Lage ungünstiger dar als zuvor. Die Planung musste nun wieder »von vorne anfangen«, wobei es ungewisser denn je war, ob man die Herero nochmals zu fassen bekommen würde. Zwar hatten es die Herero nicht auf eine Entscheidungsschlacht ankommen lassen und ihr Heil stattdessen in der Flucht gesucht; aber dass sie auf der Flucht waren, bedeutete eben auch, dass sie sich nicht in deutscher Gewalt befanden und sich ihr auch nicht ohne weiteres zu beugen gedachten. Ein Ende des Krieges war nicht abzusehen, wobei Position, Stärke, Moral und Absichten des Gegners noch unklarer waren als zuvor.

Trothas Sturheit und Hochmut rächten sich bitter. Von landeskundiger Seite hatte es im Vorfeld der Schlacht nicht an Warnungen gefehlt, dass sich der Schlachtplan unter den gegebenen Verhältnissen nicht würde realisieren lassen. Manch ein Militär staunte über die geringe Stärke der Kampftruppen, die der General nach Monaten der Vorbereitung am Waterberg aufbot (z.B. Kerremans 1913: 45), wobei Außenstehende leicht dazu neigten, die klimabedingten Schwierigkeiten zu unterschätzen, die dem Operieren mit größeren Truppenkörpern in Südwest im Wege standen.[54] Umso kühner erscheint dadurch Trothas Schlachtplan. Jeweils nur wenige hundert Mann starke Abteilungen, die 20 bis 40 Kilometer voneinander entfernt standen (Bayer 1909: 139), sollten das Entweichen eines deutlich mobileren und stärkeren Gegners verhindern. Für Kerremans (1913: 56) war dieses Ansinnen von vornherein aussichtslos.

Erfahrene Kolonialmilitärs hatten immer wieder darauf hingewiesen, dass der Grundsatz konzentrischer Operationen: »getrennt marschieren, vereint schlagen«, den Moltke so erfolgreich auf dem europäischen Kontinent praktiziert hatte, in DSW keine Gültigkeit besaß,[55] ja dass

MH] sie verdient hätten, nämlich, sie zu töten, kann keine Rede sei. Sie sind noch am Leben und das was ihnen am teuersten ist, ihr Vieh, haben sie noch, abgesehen von einer geringen Anzahl, die ihnen abgetrieben ist« (NAN, Private Accessions, A.151, No. 2, II, S. 6 (Eintrag 2.9.1904)).

54 Die ungünstigen Kräfteverhältnisse waren auf deutscher Seite offenbar nicht ganz zu vermeiden. »The more troops that are sent out, the more transport they want and the more men die«, äußerte ein hochrangiger Beamter der Kolonialabteilung, der selbst einige Jahre in DSW verbracht hatte, gegenüber dem britischen Militärattaché Graf von Gleichen. Siehe dazu auch die weiteren Ausführungen des ›Insiders‹ in FN 54, Kap. III (KAB PMO 199: Correspondence Files Nos. 211/05–286/05, Native Rising in German South West Africa, 1904–1906, File no. 229/05, Vol no. 2).

55 In einem Telegramm an den Großen Generalstab führte Trotha einen (weiteren) Grund für seinen Operationsplan an: »Rücksichten auf Verpflegung, Wasser- und Gesundheitsverhältnisse machen geschlossenes Vorgehen aller Kräfte bei späterer Stärke unmöglich«. Um Truppen in adäquater Stärke

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

hier vielmehr die Umkehrung dieses Grundsatzes galt, nämlich: »vereint marschieren, getrennt schlagen« (Schwabe 1902: 89).[56] Im dichten Dornbusch Zentralnamibias waren ansonsten selbstverständliche Vorsichtsmaßnahmen wie Aufklärung und Sicherung durch kleine Abteilungen kaum möglich, weil letztere schon auf kurze Distanz die Verbindung zum Gros verloren und sich verirrten (Maercker 1908: 44).

Trotz aller Warnungen setzte Trotha auf konzentrische Operationen. Wie dogmatisch sein Denken in dieser Beziehung war, zeigt der Umstand an, dass er selbst aus der bitteren Erfahrung am Waterberg keine Lehre zog und unbeirrt an seiner eurozentrischen Sicht festhielt. Bis zum Ende seiner Amtszeit in DSW erblickte er in konzentrischen Operationen das einzige Mittel, um den autochthonen Gegnern beizukommen.[57] Wohl zu Recht sah ein Landeskundiger, der konzentrische Operationen in Südwestafrika für eine »Farce« hielt, in Trotha nur einen »stramme[n] preussische[n]Offizier«, der sich zu ausschließlich an den Maximen der europäischen Staatenkriegführung orientierte.[58] An diesen Maßstäben gemessen, mochte ein Vorgehen, das »die Einschliessung dieser Masse [der Herero, MH] und ihre, eine bedingungslose Unterwerfung erzwingende Vernichtung durch einen grossen Schlag zum Ziele hatte[…]«,[59]

›an den Feind zu bringen‹, schied ein geschlossener Vormarsch mit Blick auf Wasser, Proviant und Hygiene aus, so sehr er auch anderen Hinsichten als ratsam erscheinen mochte (Trotha an Großen Generalstab [Abschrift an Reichskanzler], 25.6.1904, BArch. R1001/2115, Bl. 78).

56 Leutwein hatte die Kolonialabteilung frühzeitig darauf aufmerksam gemacht, dass ein Operieren mit getrennten Abteilungen – wie es der Ruf nach einem vernichtenden, entscheidenden Sieg mit sich brachte – unter den gegebenen Bedingungen schwierig war, da die Abteilungen untereinander keine Verbindung halten konnten und eine einheitliche Führung damit kaum möglich war (Leutwein an Kolonialabteilung, 19.3.1904, BArch. R1001/2114, Bl. 158f.). Wie Nuhn (1989: 132) richtigerweise festhält, riss in dem Augenblick, wenn die Abteilungen ihr Standquartier verließen, jede Verbindung mit den anderen Abteilungen ab, und sie waren »für mehrere Wochen in einem leeren Raum verschwunden, vom Busch verschluckt«.

57 Das belegt ein Memorandum von Trothas an die südwestafrikanischen Offiziere aus dem Juni 1905, das der britische Militärbeobachter Lt.-Col. Trench – mit Unverständnis – wiedergibt (PRO, WO 106/268, S. 214–220).

58 Gleichens Gewährsmann schildert die Folgen des Festhaltens an den metropolitanen Routinen des Staatenkrieges: »You scatter the enemy, you can't surround him in that country, and then you pursue on weak, half-starved horses: with the natural result that your patrols and reconnoitering parties get ambushed and cut up, depression and mistrust sets in, and you have done more harm than good« (KAB PMO 199: Correspondence Files Nos. 211/05–286/05, Native Rising in German South West Africa, 1904–1906, File no. 229/05, Vol. no. 2).

59 »Der Aufstand«, in: *DSWAZ* vom 21.9.1904, S. 1.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

vielleicht angezeigt erscheinen.[60] Jedoch konnten diese Maßstäbe nicht ohne weiteres an die kolonialen Verhältnisse angelegt werden, ja standen hier einer erfolgreichen Kriegführung sogar im Wege. Voller Wehmut unterschieden auch die Siedler die Phase der »großen Operationen«, die kaum jemals zu den gewünschten Ergebnissen führten, von der »afrikanisch-klassischen Zeit« des Herero-Feldzuges, die von kleinen Operationen unter der Leitung »alter Afrikaner« wie Viktor Franke oder Theodor Leutwein geprägt gewesen waren.[61]

Als unheilvoll hatte sich auch die Tendenz des Hauptquartiers erwiesen, den Gegner zu unterschätzen. Letzterer kannte das Land, verstand sich auf das Aufspüren von Wasser und Nahrung und war weit mobiler als die deutschen Truppen.[62] Deswegen rechneten landeskundige Offiziere im Vorfeld der Gefechte am Waterberg auch nicht damit, dass der Gegner seine Einschließung geduldig abwarten würde. »Die Besorgnis, der Feind könnte uns zu guterletzt noch entschlüpfen, […] wurde in der Truppe allgemein gehegt«, erinnert sich Bayer (1909: 130). Viktor Franke hatte indes nur noch Spott für die Militärs aus dem Reich übrig, die da glaubten, mit der »eingekesselten Herero-Pastete« im Handstreich fertig werden zu können.[63] Er bezeichnete die Kriegführung der

60 In einem Schreiben an die Kolonialabteilung vom 3.6.1904 stellte Leutwein den Zusammenhang zwischen den Erwartungen der deutschen Öffentlichkeit und den in DSW geplanten Operationen her, die aus seiner Sicht zum Scheitern verurteilt waren: »Unsere öffentliche Meinung ist blind gegen die tatsächlichen Verhältnisse. Einerseits bleibt sie hartnäckig bei der Ansicht, die Hereros steckten eines Tages die weisse Fahne auf, andererseits glaubt sie, wir könnten die Masse des Volkes ›umzingeln‹ und so zur Ergebung zwingen. Das erstere tun sie nicht, und zu letzterem wird unsere Truppenmacht einem Volke von 60.000 Seelen gegenüber, schon der Ernährungsfrage wegen, stets zu schwach sein. Dies auch, wenn das Volk, wie solches anscheinend bereits der Fall, anfängt sich zu zersplittern. Die einzelnen Haufen bleiben für die gedachte Massnahme immer noch zu gross« (R1001/2115, Bl. 113).

61 »Aus Swakopmund«, in: *DSWAZ* vom 10.1.1906, S.1.

62 Der Bericht des Admiralstabs (1905b: 19) stellte rückblickend fest: »In vielem waren die Hereros der neu ins Land gekommenen deutschen Truppe voraus. Ihrer Beweglichkeit im Busch, ihrer Ausdauer im Ertragen von Entbehrungen, ihrer Schnelligkeit auch auf großen Strecken kann der Weiße nicht gleichkommen. Aber auch als Schütze und im Ausnutzen von Deckungen kann der Neuling nur von ihnen lernen. Zu Fuß sind sie weder im Busch, noch auf freier Fläche einzuholen, sie klettern, kriechen oder schleichen sich mit größter Gewandtheit an, sie legen große Strecken als Boten oder Läufer zu Fuß zurück mit auffallender Geschwindigkeit und Ausdauer.«

63 BArch., Nl. 30/3a, Eintrag vom 12.8.1904, S. 362.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

metropolitanen Offiziere und Stäbe als »große Komödie«[64] und als »Farce schlimmster Art«.[65] Es kam für die Deutschen zwar nicht so schlimm, wie Franke zwischenzeitlich befürchtet hatte,[66] aber das Gros der Herero durchbrach die Linien und konnte nur noch an der Flucht in *nord*östlicher Richtung gehindert werden.[67]

Festzuhalten ist, dass der Ausgang der Schlacht (oder besser: ihr Nicht-Zustandekommen) den Erwartungen des Hauptquartiers in keiner Weise entsprach, woran auch nochmals deutlich wird, wie sehr Drechsler den Gang der Ereignisse vereinfacht und verzerrt. Dies lässt sich an verschiedenen Gesichtspunkten festmachen.

Drechslers gesamte Darstellung ist von einem überspitzten ›Intentionalismus‹ durchzogen. Weil die Anti-Genozid-Konvention der Vereinten Nationen die genozidale Intention als entscheidendes Kriterium ausmacht und es Drechsler auch darum geht, den »deutschen Imperialismus« seines verbrecherischen Charakters zu überführen, neigt er dazu, dem geschilderten Geschehen eine »absolute«, das bedeutet: eine allzu deterministische, Form zu verleihen (Shaw 2007: 84), durch die das Kriterium der Konvention nicht nur erfüllt, sondern regelrecht *über*erfüllt erscheint. In diesem Lichte wird noch das offensichtlichste Scheitern zu einem planmäßigen Erfolg umgedeutet.

Das schließt ein, dass das Geschehen monologisch und völlig von »dem deutschen Imperialismus« bestimmt erscheint. Zwar verfolgt Drechsler das Anliegen, den Opfern einer menschenverachtenden Kriegführung eine Stimme zu leihen, gesteht ihnen aber keinerlei aktive Rolle zu. Obgleich der Krieg in den ersten Monaten weitgehend ausgeglichen war (Bridgman 1981: 104), hebt Drechsler sogleich auf eine ausgeprägte Asymmetrie von aktiven Tätern und passiven Opfern ab. Zwar lässt er so vielleicht die Grausamkeit der deutschen Kriegführung umso deutlicher hervortreten, aber um den Preis, dass die Herero nicht als die ernstzunehmenden Gegner figurieren, die sie tatsächlich waren. Drechsler stilisiert sie vielmehr zu einem bloßen Spielball einer deutschen Kriegsmaschinerie, die das Geschehen einseitig bestimmt, und reproduziert

64 BArch., Nl. 30/3a, Eintrag vom 26. Juli 1904, S. 350.

65 BArch., Nl. 30/3a, Eintrag vom 16. August, S. 363.

66 Als Franke die Direktiven für die Schlacht am 6. August 1904 gelesen hatte, notierte er in seinem Tagebuch (BArch., Nl. 30/3a, S. 357f.) zwar, die »ganze Anlage« des Angriffs mache einen »durchaus sachgemäßen und verständigen Eindruck«, bemerkte aber, dass es der Truppe »am Aller- Allernotwendigsten […] mangelte«, und befürchtete, dass der Feind, von der Gesamtstreitmacht angegriffen, durch »diesen selten dicken Busch geschützt durch die Zwischenräume mit starken Kommandos ausbricht u. auf unsere schwachen Etappen stürzt u. diese vernichtet oder doch wenigstens ausraubt.«

67 Estorff schlug mit seiner Abteilung am 15. August bei Epata das letzte echte Gefecht gegen die Herero.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

damit – ungeachtet seiner kritischen Attitüde – das verblasene Selbstbild der Kolonisatoren.

Demgegenüber ist es wichtig festzuhalten, dass die Herero die Flucht *ergriffen* und sich erfolgreich weiteren Gefechten entzogen. Freilich flohen sie aus Furcht vor einer Bedrohung, die von den Deutschen ausging, und steckt in der Flucht immer auch ein Keim von Fremdbestimmung. Aber in der Flucht ist gleichwohl auch das Moment der Selbstbestimmung enthalten. Es erscheint keineswegs so abwegig, dass die Herero ihre gelungene Flucht aus dem (geplanten) Kessel als operativen Erfolg ansahen, wie verschiedene Quellen nahelegen (Heywood/Lau 1992: 143; Kukuri/Dammann 1983: 125; vgl. Michels 2009: 112).[68] Und selbst wenn sie nicht mehr bereit waren, organisierten Widerstand zu leisten, beugten sie sich ihren Häschern nicht. Daran wird deutlich, wie sehr Drechsler die »soziale Dimension« des Geschehens, das eine Interaktion von Tätern und Opfern darstellt (Shaw 2007: 81f.), unberücksichtigt lässt.

Umso unverständlicher erscheint der Umstand, dass selbst die These Drechslers, dass die deutsche Führung den Ausgang der Gefechte am Waterberg in dieser Form geplant hätte, immer noch kommentarlos, wenn nicht zustimmend, referiert wird (z.B. Schaller 2004b: 217; Olusoga/ Erichsen 2010: 142, 145). Aber das Erbe Drechslers wirkt vor allem in methodischer Hinsicht fort. Kaum eine neuere Studie entfernt sich in nennenswerter Weise von dem ›intentionalistischen‹, telelogischen Zug seiner Darstellung.[69]

In diesem Zusammenhang ist eine weitere Variante der Genozidthese zu nennen, welche den genozidalen Wendepunkt des Feldzuges ebenfalls sehr früh verortet und einerseits zwar anerkennt, dass die Schlacht am Waterberg nicht so verlief, wie Trotha es geplant hatte, andererseits aber davon ausgeht, dass die Vernichtung, die der Oberkommandierende am Waterberg ins Werk hatte setzen wollen, bereits eine dezidiert

68 Jüngst hat Larissa Förster (2010: 130) gezeigt, dass Herero-Erzählungen den Ausgang der Gefechte vom 11. August 1904 als »unentschieden, bisweilen sogar als Sieg« erinnern. Am 15.8. notiert Trotha in seinem Tagebuch (TA 122/17), dass eine Patrouille »in der Nacht vom 11–12 die Hereros hat Siegestänze tanzen sehen. Bon! Nicht verbreiten!« Er hielt es durchaus für möglich, dass diese Nachricht zutraf. Auch Epp (Eckl 2005: 291) will erfahren haben, daß die Herero bei Hamakari – nach der Schlacht – »die Nacht über getanzt und Jocus gemacht haben«.

69 So vertritt Jürgen Zimmerer (2005b: 52f.) die Auffassung, dass lokale und situative Faktoren sowie etwaige Rückschläge keinerlei Rolle für die Eskalation der Gewalt gespielt hätten, sondern dass von Trotha völlig unabhängig von diesen von Anfang auf die genozidale Vernichtung der Herero zielte.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

genozidale Dimension besessen habe.[70] Das bedeutet, dass die Herero durch ihre geglückte Flucht, welche die Planungen der Deutschen durchkreuzte, ihrer sicheren Ausrottung am Waterberg entkamen (z.B. Benz 2007, Eckart 2001).

Es war bereits zu sehen, dass der Vernichtungsgedanke immer bestimmender wurde, je mehr sich die Metropole in die Aufstandsniederschlagung einmischte; klar wurde aber auch, dass der Vernichtungsgedanke über weite Strecken des Feldzuges eine engere, ›konventionellere‹ Bedeutung besaß. Aus meiner Sicht galt dies auch noch für die (geplante) *Vernichtungsschlacht* am Waterberg. Am Konzept der Vernichtungsschlacht lässt sich eine grundlegende Ambiguität des Vernichtungsgedankens in der preußisch-deutschen Militärkultur um die Jahrhundertwende verdeutlichen. Nicht nur schließt ›Vernichtung‹ in diesem Kontext nicht automatisch die Ausrottung des Gegners ein, sondern sie birgt neben Gewalt *ent*grenzenden zugleich Gewalt *be*grenzende Züge. Diese Ambiguität prägt auch die Metropolitanisierung des Feldzuges durch die Kommandoübernahme Trothas und soll deswegen im Folgenden beschäftigen.

Exkurs: Vernichtungsschlacht, »konservativer Militarismus« und Kleiner Krieg

Im Vorstehenden beschäftigte bereits das Konzept des Vernichtungs*krieges*. Davon ist das Konzept der Vernichtungs*schlacht* zu unterscheiden. Oft genug wird dieser Unterschied verwischt und werden die Konzepte als mehr oder weniger auseinander hervorgehende oder einander implizierende Ausformungen des Vernichtungsgedankens betrachtet (Kuß 2006, Reemtsma 1995).

Dabei liegen diese beiden Ausformungen, Vernichtungsschlacht und Vernichtungskrieg, nicht auf derselben Ebene. Schlachten sind Elemente von Kriegen, und Kriege, vor allem in der europäischen Erfahrung, bestehen typischerweise in einer Reihe von Schlachten. Die Vernichtungs*schlacht* gehört dem Feld des Taktisch-Operativen an, sie steht im Dienst der Strategie und kann Instrument unterschiedlichster Formen der Kriegführung sein; der Vernichtungs*krieg* aber besitzt eine strategische Dimension resp. umschreibt bereits eine bestimmte Strategie. Vernichtungskriege können prinzipiell ohne Vernichtungsschlachten auskommen; die Ethnologie ist reich an Beispielen, in denen Gruppen in einer Serie von Überfällen oder Hinterhalten, mithin »Nadelstichen« aufgerieben werden (z.B. Keeley 1996: 44). Umgekehrt machen Vernichtungsschlachten

70 Alison Palmer (2000: 185) betrachtet die »Direktiven für den Angriff auf die Hereros« vom 4. August als Beleg für die genozidale Intention Trothas.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

einen Krieg nicht automatisch zum Vernichtungskrieg. Mit Blick auf die deutsche Militärgeschichte vor dem Ersten Weltkrieg lässt sich sagen, dass das Konzept der Vernichtungsschlacht integraler Bestandteil einer Militärdoktrin war, welche die Gewalt bis zu einem kaum gekannten Maße zu intensivieren suchte, der es dabei aber auch und ganz wesentlich um die *Einhegung* des Krieges ging. Diese Ambiguität lässt sich in Anlehnung an Norbert Elias (1992: 228) als die »Janushauptigkeit« des Vernichtungsgedankens bezeichnen.

Die Kampfform der Schlacht im Allgemeinen geht bereits mit einer dreifachen Begrenzung der Gewalt einher: Zum einen begrenzt sie die Gewalt zeitlich, indem sie die Ausübung kriegerischer Gewalt auf einen vergleichsweise kurzen Akt zusammenzieht. In diesem Sinne versteht Victor Davis Hanson (1989) die Schlacht (als vornehmliche Kampfform in interkulturellen Kriegen) als eine der großen Errungenschaft der griechischen Polis: Die rasche, eindeutige Entscheidung auf dem Schlachtfeld ersparte langwierige, opferreiche und kostenintensive Zermürbungskriege. Darüber hinaus begrenzt die Kampfform der Schlacht die Gewalt auch räumlich. Schlachten waren nicht zuletzt deswegen so häufig arrangiert, weil die Parteien erst ein geeignetes Terrain finden und vereinbaren mussten, auf dem sie sie austragen konnten. Für die Heere des Zeitalters der Linearaktik – und nicht nur für diese – galt, dass sie ausschließlich auf großen freien Flächen manövrieren konnten (Warburg 2009: 171). Das bedeutet auch, dass sich die Gewaltausübung in einem gesonderten Raum fernab vom ›zivilen‹ Alltag vollzieht (Kunisch 1973: 2). Damit hängt schließlich noch die ›personelle‹ Begrenzung der kriegerischen Gewalt zusammen. Durch die räumliche Trennung bezieht die Schlacht vornehmlich Kombattanten ein und schließt Nicht-Kombattanten aus. Nicht zufällig stellen Schlachten universalhistorisch und kulturübergreifend[71] dasjenige Element des Krieges dar, das am ehesten einer Regulierung und Ritualisierung unterlag (Mühlmann 1940: 49).[72]

71 Das Moment der Ritualisierung ist kein Spezifikum des »primitiven Krieges«. Grundsätzlich beruhen alle Schlachten auf gegenseitigem Einverständnis, weswegen es auch heißt: ›eine Schlacht *annehmen*‹. »Primitive« Schlachten formalisieren nach Keeley lediglich einen Aspekt, der Schlachten per se inhäriert (Keeley 1996: 60; vgl. Mühlmann 1940: 117, Callwell 1996: 104). Keeley (1996: 61) untersucht bestimmte nicht-funktionale Merkmale der »primitiven« Kriegführung wie Bemalung und Kleidung der »primitiven« Krieger, vergleicht sie mit ihren Pendants in der europäischen Kriegskultur und kommt zu dem Schluss, dass moderne Schlachten in bestimmten Hinsichten noch ritualisierter und in bestimmten Aspekten dysfunktionaler als ihre »primitiven« Pendants sind.

72 Dabei ist allerdings nicht zu übersehen, dass die ritualisierten Kampfgeschehen jederzeit zu äußert verlustreichen »true fights« eskalieren konnten (Helbling 2006: 59). Dies belegt noch einmal nachdrücklich, dass auch

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Wenn die Kampfform der Schlacht traditionell auch im Mittelpunkt der klassischen Kriegsgeschichte stand, machte sie empirisch nur einen kleinen, untergeordneten Bestandteil des Krieges aus, dessen Antlitz vornehmlich durch andere Kampfformen geprägt war, die oft in viel stärkerem Maße gewaltentengrenzend waren.[73] Der Umstand, dass etwa auch Kriegsherrn im Mittelalter, das wie kein anderes Zeitalter für streng reglementierte Ritterkämpfe zu stehen scheint, Schlachten tunlichst aus dem Weg zu gehen suchten, hing damit zusammen, dass die Chancen des Tötens und vor allem des Getötetwerdens im offenen Kampf tendenziell gleichmäßig verteilt und der Ausgang der Kampfhandlung ungewiss bleibt; wohl überall und zu allen Zeiten versuchten Feldherren deshalb, das ausgeglichene Gefecht zu meiden[74] und stattdessen auf Szenarien zu setzen, die geringere Risiken und höhere Gewinnchancen versprachen.[75]

»primitive« Kriege kategorial grundverschieden sind von Sportereignissen und Spielen (so jedoch Turney-High 1991/1949: 49, 134). Sie sind vielmehr *todernst*.

73 Werner Hahlweg (1968: 26) hat nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass in der europäischen Militärgeschichte beide Momente, der Große Krieg regulärer Verbände sowie die Formen des Kleinen Krieges durch mobile, oftmals irreguläre Einheiten, den staatlichen Krieg ausmachten.

74 Kortüm (2010: 170) weist nach, dass der spätantiken Militärtheoretiker Vegetius durch das gesamte Mittelalter hindurch rezipiert wurde und dessen Rat befolgt, Schlachten möglichst zu vermeiden, da ihr Ausgang unklar war. Anders als in späteren Zeiten war im Mittelalter der Verlust einer Schlacht für den Heerführer mit einem hohen persönlichen Risiko verbunden, denn im Falle einer Niederlage drohte diesem die Hinrichtung durch die Sieger (ebd.: 171). Ein profilierter Krieger wie König Richard Löwenherz hat in seinem Leben nur drei Schlachten geschlagen, und Ähnliches gilt auch für Wilhelm den Eroberer oder Heinrich II. von England (ebd.).

75 Auch »primitive« Krieger haben eine *taktische* Präferenz für asymmetrische Konstellationen des Kampfes, aber dies gilt für beide Seiten und bewegt sich im Rahmen der beidseitig angewandten Mittel. Schlachten spielen in »primitiven« Kriegen eine eher untergeordnete Rolle. Schlachten sind durch relativ ausgeglichene Ausgangsbedingungen gekennzeichnet, so dass sich Chancen und Risiken relativ gleichmäßig auf die Kontrahenten verteilen. Die Risiken sind beträchtlich, zumal bei zahlenmäßig kleinen Gruppen. In Schlachten sind für beide Seiten die Risiken größer, während jedoch die Chancen, den Gegner zu schädigen und zu schwächen, nicht unbedingt größer sind als in anderen Formen des Kampfes wie in Überfällen oder Hinterhalten, die für den Angreifer deutlich geringere Risiken mit sich bringen. Keeley (1996: 46) bemerkt, dass in Schlachten riskant ist, durch den Nahkampf eine Entscheidung zu suchen, da dies stets bedeutet, dass die Krieger die »killing zone« durchqueren und sich dabei dem immer gefährlicher werdenden, gegnerischen Feuer aussetzen müssen, um an den Gegner zu kommen. Dies setzt eine weitreichende Kommandogewalt seitens der

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

So wenig sich die Schlacht als diejenige Kampfform begreifen lässt, die am stärksten gewaltentgrenzend wirkt – im Zeitalter der Lineartaktik waren es im Gegenteil gerade die Taktiken der Kleinkriegsführung, welche die kriegsvölkerrechtlichen Unterscheidungen wie Kombattant/Zivilist oder Front/Hinterland beständig hintertrieben[76] –, oder als diejenige Kampfform, die anteilig die meisten Opfer fordert – für Kriege in nicht-staatlichen Gesellschaften, aber nicht nur, gilt vielmehr das Gegenteil –, so wenig lässt sich sagen, dass eine Vernichtungsstrategie etwa preußisch-deutscher Prägung, die vorzugsweise auf operative Überlegenheit, und damit in der Hauptsache auf Schlachten setzt, per se mehr Opfer forderte oder größere Zerstörungen anrichtete als eine Ermattungsstrategie. Die US-amerikanische Kriegführung in Vietnam bediente sich einer Ermattungsstrategie, die entgegen den Absichten der Führung auf diesem Schauplatz dazu führte, dass die Zivilbevölkerung systematisch zum Opfer der Gewalt wurde (vgl. Greiner 2007). Weder die eine noch die andere strategische Doktrin ist *per se* zerstörerischer als ihr Gegenstück; freilich können aber beide, unter gewissen Bedingungen, zu einer Eskalation der Gewalt führen.

Der Kampfform der Schlacht eignet (auch) ein gewaltbegrenzender Zug, aber gilt dies auch für den Typ der Vernichtungsschlacht? Reemtsma (1995: 377) würde diese Frage verneinen, denn er geht davon aus, dass in Vernichtungsschlachten »das gegnerische Heer nicht nur besiegt oder zurückgeschlagen, sondern in möglichst großem Umfange getötet werden soll«, und rechnet die Vernichtungsschlacht unter die »Formen des Vernichtungskrieges«.

militärischen Führer und komplementär eine strikte Disziplin seitens der Krieger voraus, die in »primitiven« Gesellschaften nicht ohne weiteres vorliegen. Da die Voraussetzungen nicht unbedingt erfüllt sind, muss sich der »primitive« Krieg aufs »Wesentliche« der Kriegführung nach Keeley beschränken, aufs Töten von Feinden unter möglichst geringem Risiko für den Angreifer (ebd.: 175).

76 Das Beispiel des Obersten von der Trenck, der im Österreichischen Erbfolgekrieg (1740–1748) eine berüchtigte (irreguläre) Panduren-Einheit kommandierte, belegt auf eindrucksvolle Weise, dass mit den Unterscheidungen von ›Front‹ und ›Hinterland‹ sowie von ›Kombattanten‹ und ›Zivilisten‹ auch die Trennung von legitimer Gewaltanwendung durch eine staatlich organisierte Armee auf der einen und ›privatisierter‹, krimineller Gewalt auf der anderen Seite unscharf zu werden drohte. Trenck wurde trotz erheblicher Erfolge nach Kriegsende der Prozess gemacht, weil seine Einheit sich Ausschreitungen hatte zuschulden kommen lassen, die der Staat nicht dulden wollte, weil er sonst befürchten musste, sich zu delegitimieren (Rink 2010: 155f.). Trenck wurde verurteilt, während die irregulären Verbände als die Hauptakteure des Kleinkriegs in die reguläre Armee integriert und einer strengeren Disziplin unterworfen wurden.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Nach Clausewitz (1952: 113) ist unter ›Vernichtung‹ zunächst zu verstehen, dass die gegnerische Streitkraft »in einen solchen Zustand versetzt [wird], daß sie den Kampf nicht mehr fortsetzen kann«. Das kann offensichtlich in vielerlei Weise geschehen, auch durch Entwaffnung und Gefangennahme des Gegners. Interessanterweise begreift mit Kurd Schwabe ein Kolonialoffizier, der immer wieder dem Einsatz übermäßiger Gewalt das Wort redet, die »Gefangennahme der feindlichen Truppen« auch auf dem kolonialen Schauplatz als vollen Vernichtungserfolg (Schwabe 1902: 89). Wie anschließend mit den Gefangenen verfahren wird, steht im Belieben der Sieger und bleibt daher völlig offen, aber hat mit dem Schlachtgeschehen im engeren Sinn nichts mehr zu tun.

Auch im Rückblick auf die Kriegsgeschichte lässt sich Reemtsmas Behauptung nicht erhärten. In der wohl berühmtesten Vernichtungsschlacht der Geschichte, der Schlacht von Cannae (216 v.Chr.), machten die Karthager und ihre Verbündeten zwar die unterlegenen römischen Legionäre beinahe bis zum letzten Mann nieder. Aber jüngere Beispiele wie Sedan (1870) oder Tannenberg (1914) unterstreichen, dass von taktischer Vernichtung durchaus die Rede sein kann, ohne dass die gegnerische Streitkraft in »möglichst großem Umfange« niedergemacht wird.

Die physische Vernichtung der gegnerischen Streitmacht bildet die ultimative Form der Wehrlosmachung und ist somit auch, zumindest als Möglichkeit, in dem Vernichtungsbegriff angelegt. Ob dieser sein Zerstörungspotential entfaltet, hängt immer auch von den Dynamiken des Kampfes ab, so etwa davon, bis zu welchem Grade der Unterlegene Widerstand leistet, ob er aufgibt, sobald ein taktischer Erfolg nicht mehr zu erlangen ist, oder erst dann, wenn er zu einer organisierten und adäquaten Gegenwehr nicht mehr in Lage ist, oder ob er bis zum letzten Atemzug kämpft und Pardon weder erwartet noch gewährt.

lndes sollte klar geworden sein, dass die Vernichtungsschlacht weder für die totale Entgrenzung kriegerischer Gewalt steht, noch notwendigerweise einen Bestandteil des Vernichtungs*krieges* bildet. Die deutsche Militärgeschichte vor den Weltkriegen verdeutlicht dies und zeigt darüber hinaus, dass und inwiefern das Konzept der Vernichtungsschlacht das Hauptmoment einer Doktrin darstellen konnte, der es immer auch – und nicht nur beiläufig – um die Einhegung des Krieges zu tun war.

Nach Jahrhunderten der zumindest teilweise erfolgreichen Hegung des Krieges (Münkler 2006b: 27–74) näherte sich seit dem frühen 19. Jahrhundert der Staatenkrieg immer mehr der Logik des »reinen Krieges« an. Bedeutsame Innovationen gingen von Frankreich aus, einer Macht, deren Legitimität nach dem Bruch mit dem *Ancien Régime* aus Sicht der übrigen Mächte fraglich war und für die der Krieg eine Frage von Sein oder Nichtsein der Revolution und ihrer Errungenschaften

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

bedeutete.[77] Diese ›Existenzialisierung‹ des Krieges stand in direktem Gegensatz zur Ordnung des Staatensystems, das der Westfälische Frieden geschaffen hatte und in dem bei kriegerischen Konflikten die Ziele in der Regel begrenzt waren und die Existenz der Kriegsparteien nicht in Frage stand (Münkler 2006b: 63). Dem entsprach darüber hinaus, dass im revolutionären Frankreich mithilfe der *levée en masse* in einem Umfang Heere ausgehoben wurden, die alles bis dahin Dagewesene in den Schatten stellten; beispiellos waren ebenfalls die Anstrengungen, die gesamte Bevölkerung zu mobilisieren und in den Dienst des Krieges resp. der Kriegsproduktion zu stellen.

Es war allerdings erst Napoleon Bonaparte, für Clausewitz (1952: 857) der »Kriegsgott« schlechthin, der den Krieg seiner »absoluten« Form entscheidend näherbrachte. In den Worten Hans Delbrücks hatte er sich von den Fesseln der absolutistischen Kriegführung befreit und von Anfang an alles auf die taktische Entscheidung angelegt, das feindliche Feldheer »außer Spiel zu setzen«, und diese Entscheidung verfolgt, bis der Feind sich den eigenen Bedingungen unterwarf. Bonaparte fasste bei seinen Feldzugsideen stets das feindliche Heer ins Auge und legte von vornherein alles darauf an, dieses zu schlagen, ja möglichst zu vernichten (Delbrück 2006: 551f.).[78] Kurzum: Bonaparte hat den Vernichtungsgedanken, der in den Jahrhunderten zuvor mehr und mehr in den Hintergrund geraten war, wiederbelebt, und so dazu beigetragen, das Kampfgeschehen erheblich zu intensivieren.

Freilich muss man sich vor Einseitigkeiten und Übertreibungen hüten. Nach dem Dafürhalten des Althistorikers Victor D. Hanson war die »westliche« Militärgeschichte insgesamt durch die Zuspitzung auf die Entscheidungsschlacht geprägt, d.h. von einer Präferenz für militärische Zusammenstöße, die zwar von verhältnismäßig kurzer Dauer waren und einen eindeutige Entscheidung brachten, aber gleichzeitig von besonderer Gewalttätigkeit gekennzeichnet waren und sich überaus blutig ausnahmen (Hanson 1989: 9–18). Auch die absolutistischen Heere waren letztlich um der Schlacht willen da. Dennoch setzten die Feldherren nach dem Westfälischen Frieden immer mehr darauf, Schlachten zu vermeiden, und diese erst nach Ausschöpfung aller anderen Mittel (beispielsweise das Manövrieren oder Taktiken des Kleinen Krieges) einzuleiten. Denn »[j]e mehr es […] unausgesetzter Drill und eine jeden Handgriff

77 Die *technischen* Innovationen, die in den napoleonischen Kriegen dem französischen einen Vorteil gegenüber anderen Heeren verschafften und zum Teil auf die vorrevolutionäre Zeit zurückgingen (McNeill 1984: 150, Addington 1984: 17f.), thematisiere ich an dieser Stelle nicht.

78 So versuchte Bonaparte stets, »seine ganze Macht auf den einen Flügel oder in eine Flanke des Gegners« zu schieben, »ihn zu umfassen, von seiner Basis abzudrängen und ihn auf diese Weise möglichst vollständig zu vernichten« (Delbrück 2006: 570).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

vorschreibende Reglementierung vermocht hatten, aus […] in der Regel widerwillig dienenden Soldaten einen funktionsgerechten Mechanismus zu schaffen, desto kostbarer und empfindlicher wurde ein solches Gebilde, desto mehr Schonung und Bedachtsamkeit bei seiner Verwendung geboten« (Kunisch 1973: 2).

Die Französische Revolution brach mit dieser Praxis und schuf Wirklichkeiten, die – zum Teil unwiderruflich – zur Entgrenzung des Staatenkrieges beitrugen. Wesentlich war bekanntermaßen die Nationalisierung des Krieges. Von nun an wurde dem Volke suggeriert, der Krieg sei eine nationale, jeden Staatsbürger angehende Sache (vgl. Kotek/Rigoulot 2001: 26). Auf diese Weise konnte offenbar nicht nur den Soldaten, sondern der gesamten Bevölkerung viel mehr zugemutet werden, als es die absolutistischen Herrscher jemals gewagt hatten. Diese hatten im Kabinett, d.h. im engsten Kreis und hinter verschlossenen Türen, über Krieg und Frieden wie über dynastische Privatangelegenheiten entschieden, gleichwohl diese Entscheidungen eine Tragweite hatten, die auch das Volk zu spüren bekam, das durch Steuern und gegebenenfalls durch Kontributionen de facto immer schon in Mitleidenschaft gezogen war. Abgesehen von diesen fiskalischen und materiellen Belastungen setzten die dynastischen Herrscher indessen alles daran, den Krieg von der Bevölkerung fernzuhalten (Münkler 2006b: 53; NcNeill 1984: 147). Im Frieden waren die Truppen in entlegenen, der zivilen Welt entrückten Garnisonen untergebracht. Die Schlachtfelder waren abgesondert (Kunisch 1973: 2), ebenso wie die Wege dorthin. Das ausgedehnte Magazinwesen stellte sicher, dass die Kontakte zwischen Bevölkerung und Truppen auf ein Minimum beschränkt blieben.

Mit der Nationalisierung und ›Existenzialisierung‹ des Krieges änderten sich die Verhältnisse grundlegend. Einerseits ›existenzialisierten‹ sich die Zumutungen an »das Volk«, andererseits machte sich die politische Führung von der öffentlichen Meinung abhängig. Absolutistische Herrscher verfügten über vergleichsweise kleine, aber sehr kostspielige Söldnerheere, die sie wegen der langen Ausbildungsdauer nicht ohne weiteres ersetzen konnten und daher zu schonen suchten; dementsprechend konnte im Laufe einer kriegerischen Auseinandersetzung schnell der Punkt erreicht sein, dass ein Friedensschluss erwogen wurde, der friedenswilligen Partei waren sozusagen goldene Brücken gebaut, indem der Preis einer Niederlage angesichts der begrenzten Ziele dieser Kriege nicht allzu hoch war (Buchheit 1942: 76). Im Gegensatz dazu stellte das revolutionäre Frankreich seit 1792 den stehenden Heeren der antifranzösischen Koalition unaufhörlich neue Armeen entgegen, »deren Quelle – das Menschenpotential der Nation – trotz schwerer Verluste nicht versiegte« (Wohlfeil 1971: 319). Nun standen sich potentiell ganze Nationen gegenüber. Auch eine Vervielfachung der Verluste ließ sich so verschmerzen, und bisweilen (wie 1870) war es die öffentliche Meinung, die auf eine Fortsetzung des Krieges drängte.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Um dem revolutionären Frankreich gewachsen zu sein, kamen die alten Regime Europas nicht umhin, ihrerseits Reformen in Angriff zu nehmen und ihr nationales Menschenpotential in ähnlichem Umfang auszuschöpfen, wie es die Franzosen taten, so schwer dies auch fiel. Schließlich: Der Revolution und ihren Zielen gegenüber war man feindlich gesonnen; die »stehengebliebenen« Heere des Absolutismus (Warburg 2009: 115ff.), die inzwischen nicht mehr von privaten Kriegsunternehmern organisiert wurden, sondern allein »des Königs Rock« trugen, waren ein wichtiges Instrument zur Etablierung des staatlichen Gewaltmonopols gewesen, eine Volksbewaffnung schien diesen Monopolisierungsvorgang rückgängig zu machen oder zumindest zu gefährden; die Regime fürchteten die Unterminierung der Obrigkeit und ihrer Ordnung mehr als einen verlorenen Kabinettskrieg (Wohlfeil 1971: 327f.). Nach der endgültigen Niederlage Bonapartes waren die Mächte allerdings gewillt, größere Konflikte untereinander zu vermeiden, was lange Zeit, d.h. bis knapp vierzig Jahre nach dem Wiener Kongress, gelang, bis schließlich die Spannungen doch zu groß wurden. In der Zwischenzeit jedoch hatte sich die Kriegführung noch weiter und noch dramatischer durch die Industrialisierung verändert (Förster 1986: 85f.). Ein Krieg drohte noch zerstörerische Ausmaße als die Napoleonischen Kriege anzunehmen.

Der Wandel, der sich in diesem Zusammenhang vollzog und dem Konzept der ›Vernichtung‹ neuen Auftrieb gab, lässt sich im Deutschen Reich eindrucksvoll am Aufstieg des Großen Generalstabs und seines Chefs, Helmuth von Moltke, nachvollziehen.

Der Stern des Großen Generalstabes ging endgültig während des Deutschen Krieges von 1866 auf. Auch wenn die geplante Vernichtung der österreichischen Streitkräfte durch Eigenmächtigkeiten der Truppenkommandeure vereitelt worden war, ist unter der Führung des Großen Generalstabs ein rascher und deutlicher Sieg errungen worden. Der Große Generalstab erwarb sich ein hohes Ansehen, und nicht zuletzt die siegreichen Schlachten im Deutsch-Französischen Krieg vier Jahre später trugen entscheidend dazu bei, dass Moltkes Vorstellungen von der Kriegführung zur offiziellen Doktrin wurden, vermittels der Institution des Großen Generalstabes den folgenden Generationen von höheren Truppenkommandeuren eingeimpft wurden – und entsprechend schließlich erstarrten (Förster 1992: 15).

Trotz aller Unterschiede kann Moltke als in der direkten Nachfolge Bonapartes stehend angesehen werden (so Browning 2006: 93f.): Auch seine militärstrategischen Überlegungen waren von Anfang an und von Grund auf von dem Vernichtungsgedanken durchdrungen (Förster 1986: 88). Sie stellen den Versuch dar, zwei disparate Elemente zu vereinen: Einerseits wirkte Moltke durch das Insistieren auf dem Vernichtungsgedanken, den er geradezu zum Dogma der deutschen

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Kriegführung erhob, auf die Intensivierung des Kampfgeschehens hin;[79] andererseits sah er in dieser Intensivierung ein Mittel, die kriegerische Gewalt zu begrenzen und durch einen kurzen Feldzug, der in wenigen Schlachten entschieden sein sollte, das Ausufern der Feindseligkeiten zu einem »Volkskrieg« zu verhindern. Sowohl 1866 als auch 1870/71 ging es von Moltke allein darum, einen schnellen Sieg über die feindliche *Streitmacht* zu erringen, und nicht darum, den feindlichen Staat und seine Bevölkerung niederzuwerfen (Förster 1986: 89). Auf beiden Seiten sollten Bevölkerung und Volkswirtschaft möglichst wenig in Mitleidenschaft gezogen werden. Moltke trieb die Sorge um, ein Krieg zwischen zwei Großmächten könne sich endlos hinziehen und ausgesprochen verlustreich ausfallen, sollte er sich zu einem »Volkskrieg« auswachsen; wie die traditionellen Eliten im Deutschen Reich insgesamt fürchtete er gleichfalls die revolutionären Kräfte, die ein solcher Krieg auch in den eigenen Reihen hätte entfesseln können. Aus Sicht der traditionellen Eliten stand die Loyalität der urban-proletarischen Schichten alles andere als fest, weswegen man sich scheute, sie unter Waffen zu stellen. Gegen den Widerstand der Vertreter des »bürgerlichen Militarismus«, zu denen beispielsweise ein Erich Ludendorff zählte, setzten Vertreter des noch vorherrschenden »konservativen Militarismus« durch, dass die Wehrkraft trotz des formellen Bestehens einer allgemeinen Wehrpflicht die längste Zeit nicht voll ausgeschöpft wurde (Förster 1985: 9). Kurzum: In der Zuspitzung des Vernichtungsgedankens, der den Krieg erheblich zu verkürzen versprach, sah Moltke als Exponent dieses Konservatismus eine Möglichkeit, die Gefahr eines »Volkskrieges« mit all ihren Unwägbarkeiten zu bannen.

Im Krieg gegen Österreich 1866 ging das Ansinnen, den Vernichtungsgedanken in den Dienst einer begrenzten Kabinettskriegführung zu stellen, noch auf. Der Krieg gegen Frankreich 1870/71 jedoch nahm schon eine andere Wendung, als Moltke gehofft hatte. Zwar war es gelungen, die kaiserliche Armee in wenigen Zügen vernichtend zu schlagen, aber die junge Republik, die anschließend den Waffenstillstand auszuhandeln hatte, fand sich nicht bereit, die überzogenen Forderungen der Deutschen kampflos zu akzeptieren (Förster 1992: 22). Anders gesagt, die Franzosen weigerten sich, die militärische-operative Niederlage ihres

79 Moltke betont: »Der Sieg allein bricht den Willen des Feindes und zwingt ihn sich dem unsrigen zu unterwerfen. Nicht die Besetzung einer Strecke Landes oder die Eroberung eines festen Platzes, sondern allein die Zerstörung der feindlichen Streitmacht wird in der Regel entscheiden. Diese ist das *vornehmste Operationsobjekt*« (zit. n. Langewiesche/Buschmann 2007: 171). Auch von Schlieffen ist bekannt, dass er sich mit »ordinären Siegen«, die zwar Siege waren, aber eben keine vernichtenden, nicht zufrieden geben wollte (Wallach 1970: 83).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Regimes anzuerkennen.[80] Der französische Kriegsminister, Léon Gambetta, rief stattdessen die »guerre à outrance« aus und entfesselte damit einen »Volkskrieg«. Immer neue Armeen wurden innerhalb kürzester Zeit regelrecht aus dem Boden gestampft und den Deutschen entgegengeworfen; Freischärlereinheiten verbreiteten Terror, den die Deutschen mit Gegenterror beantworteten. Aber trotz der weiteren empfindlichen Niederlagen machten die Franzosen keine Anstalten, sich geschlagen zu geben, so dass kein Ende des Krieges in Sicht war. Erst als alles militärische Siegen nichts mehr zu nützen schien und der »Volkskrieg« in vollem Gange war, radikalisierten sich auch die Forderungen Moltkes: Er verlangte, man müsse Frankreich, wenn es einmal niedergeworfen sei, so schwere Friedensbedingungen auferlegen, dass es nie wieder zu militärischer Größe gelangen würde. Es war der *Politiker* Bismarck, der dafür sorgte, dass der preußische König und spätere deutsche Kaiser diese Forderung zurückwies (Förster 1992: 25f.).[81]

Alfred von Schlieffen, zwischen 1891 und 1906 Chef des Großen Generalstabs und Urheber des sogenannten »Schlieffenplanes«, der dem Feldzug gegen Frankreich zu Beginn des Ersten Weltkrieges 1914 zugrunde lag, teilte Moltkes Konservatismus. Er radikalisierte den Vernichtungsgedanken weiter, indem er die Auseinandersetzung zweier Millionenheere so konzipierte, dass sie in einer einzigen großen Schlacht entschieden werden sollte. Sicherlich bedeutete dies eine bisher nicht dagewesene Intensivierung des Kampfgeschehens, aber dieser Intensivierung lag der Gedanke zugrunde, durch eine vielleicht blutige, aber rasche Entscheidung den Krieg erheblich zu verkürzen und eine Entgrenzung in Form eines langwierigen »Volkskrieges« zu verhindern. Schlieffens Zielsetzung entsprach derjenigen Moltkes im Jahre 1870 und glich nun umso mehr einer Quadratur des Kreises, nämlich unter den Bedingungen

80 Den Fürsten und ihren Beratern war es leichter gefallen, eine Niederlage auf dem Gefechtsfeld zu akzeptieren, als der »vielstimmigen Nation«, die wenig geneigt war, einen Landverlust hinzunehmen, weil die Integrität des eigenen Territoriums »stets zum Kern des Selbstverständnisses einer jeden Nation« gehört (Langewiesche/ Buschmann 2007: 164).

81 Der US-General Philip H. Sheridan, der als Beobachter vor Ort den Krieg begleitete, war erstaunt, wie konventionell die Kämpfe etwa im Unterschied zu Ulysses S. Grants Vernichtungszügen im amerikanischen Bürgerkrieg waren (Langewiesche/ Buschmann 2007: 178f.). Er soll geurteilt haben, die Deutschen verstünden zwar wie keine andere Armee, den Feind zu schlagen, aber sie verstünden sich nicht darauf, den Gegner richtiggehend zu vernichten (ebd.: 179). Für ihn war der Vormarsch der deutschen Truppen mehr wie ein »vast picnic than like actual war« (ebd.). Nicht zuletzt die Bedingungen der Kriegsgefangenschaft, die in diesem Konflikt noch herrschten, verweisen auf den grundlegend konventionellen Charakter dieses Feldzuges (Mitze 1999: 243).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

der Industrialisierung und Ideologisierung mit Millionenheeren einen kurzen Kabinettkrieg zu führen (vgl. auch Messerschmidt 1983: 243). Schlieffens Streben war Ausdruck des angesichts der veränderten Bedingungen längst obsolet gewordenen »konservativen Militarismus« (Förster 1985: 163).

Die »Pazifizierungskriege« des Deutschen Reiches in DSW fallen historisch in eine Phase unangefochtener Vorherrschaft der traditionellen Eliten und des »konservativen Militarismus«. Schlieffen war zu diesem Zeitpunkt noch selbst Chef des Generalstabes und hatte die Aufsicht über die Operationen in Übersee inne. Plante Trotha als der Oberkommandierende vor Ort im Einvernehmen mit Kaiser und Generalstab eine große Vernichtungsschlacht, um den Krieg gegen die Herero in einem einzigen Schlag zum Ende zu bringen, dann bildet das Konzept der Kriegführung des »konservativen Militarismus«, welches das Denken des Generalstabes und damit auch der führenden Truppenkommandeure prägte, den entsprechenden Referenzrahmen. Reemtsma (1995: 390) resp. Kößler und Melber (2004: 46f.) ist jedenfalls nicht zuzustimmen, wenn sie die Vernichtungsschlacht allgemein resp. in DSW im Besonderen als Ausdrucksform des »totalen Krieges« werten, wie ihn Deutschland im vollen Sinne erst Jahrzehnte später führen sollte. In dem gegenwärtig interessierenden Zeitraum stand die taktisch-operative Betonung des Vernichtungsgedankens durch die deutsche Militärdoktrin noch in einem grundlegend anderen Horizont. Als operatives Ziel war sie für Moltke oder Schlieffen ein Mittel nicht der Entgrenzung, sondern der Einhegung des Krieges – mochte ein solches Ansinnen zu diesem Zeitpunkt auch längst illusionär gewesen sein. Zwar sollte die Vernichtungsschlacht im Zweiten Weltkrieg ein Element des entgrenzten Vernichtungskrieges bilden, aber um die Jahrhundertwende war sie noch ein Hauptmoment der begrenzten Kriegsführung unter dem Signum des »konservativen Militarismus«.

Die Vernichtungsschlacht stellt gewissermaßen die ultimative Entscheidungsschlacht dar, weil sie auf nichts Geringeres zielt, als den Gegner zu jedem weiteren Widerstand unfähig zu machen; in Südwestafrika konnte sich die deutsche Führung davon versprechen, den gesamten Krieg zu einem raschen Abschluss zu bringen. Hieran wird der Kontrast zwischen dieser Art der Kriegsführung und der Kleinkriegsführung der »alten Afrikaner« besonders deutlich, die Trotha so vehement ablehnte. Die Feldzüge der eingesessenen Offiziere waren in vielerlei Hinsicht begrenzt geblieben, so dass kaum jemals die Aussicht bestand, endgültige Entscheidungen zu erzwingen; ihr Vorgehen war der Staatenkriegsführung im Zeichen des »Dogmas der Vernichtungsschlacht«, die Trotha in Übersee einzuführen gedachte, diametral entgegengesetzt. Der militär-strategische Gegensatz zwischen Trotha und Leutwein bestand darin, dass ersterer eine an der ›großen‹ Staatenkriegsführung orientierte

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Vernichtungsstrategie und letzterer eine mit Mitteln des Kleinen Krieges verfolgte Ermattungsstrategie favorisierte; beide Formen der Kriegführung konnten in ›konventionellen‹ Bahnen verlaufen und taten dies lange Zeit auch.

Der Kleine Krieg bildete über Jahrhunderte einen etablierten Bestandteil des Kriegshandwerks. Im 18. Jahrhundert wurde er als Kunst vollendet, »alle Wirkungselemente« dieser Kriegsform waren »ausgebildet« und traten in den folgenden Jahrhunderten immer wieder auf, ohne »auf grundsätzlicher Ebene [...] weiterentwickelt« zu werden (Hahlweg 1968: 28–31). Allerdings war der Kleine Krieg stets auf symmetrische Konstellationen bezogen, die ausschließlich reguläre Streitkräfte involvierten,[82] und bildete dadurch einen untergeordneten Teil des Kriegshandwerks, das ganz von den Aufgaben der ›großen‹ Kriegsführung beherrscht wurde.

Die Quintessenz der ›großen‹ Kriegsführung bestand in der Schlacht, ein zeitlich wie räumlich eng eingegrenztes, dafür aber umso intensiveres Kampfgeschehen massierter und konzentrierter Truppenkörper regulärer Soldaten, die sich im 18. Jahrhundert, zu Friedenszeiten durch systematischen Drill zu regelrechten »Maschinen« geformt, in starren Linienformationen nach strengen geometrischen Grundsätzen gegenübertraten. Dieses im hohen Maße ritualisierte Kampfgeschehen war arrangiert, denn die Ordnung der Streitkräfte ließ sich beispielsweise nur auf einem entsprechend weitläufigen, freien und ebenen Feld entfalten, weil sich die Formationen in der Bewegung an natürlichen Hindernissen unweigerlich aufgelöst hätten. Die Kriegführung jener Tage versuchte, die Feuerkraft zu konzentrieren, um ihre Wirkung zu steigern, und im Kampfgeschehen die Kontrolle über den Truppenkörper zu wahren; der Schlüssel hierzu war das Einhalten einer sichtbaren Ordnung. Der Drill war das Mittel, die Subjektivität des einzelnen Soldaten, seine Angst und Wut, möglichst auszuschalten und so sein Funktionieren im Räderwerk des Truppenkörpers auch unter Extrembedingungen zu gewährleisten (Warburg 2009: 116–118).

Unbeweglichkeit machte diese großen Formationen verletzbar; hier lag das Aufgabengebiet der Protagonisten des Kleinen Krieges, d.h. eigens aufgestellter, in kleinen, mobilen Verbänden agierender leichter Truppen. Diese verfolgten und beunruhigten größere Verbände auf dem Marsch, bei dem Aufschlagen des Lagers oder dem Entfalten der Gefechtsformation, mieden aber Gefechte und zogen sich im Zweifelsfall in unwegsames Gelände zurück, wo diese Verbände nicht operieren

82 Es wurde in diesem historischen Kontext mitunter zwischen regulären und irregulären Truppen unterschieden, aber es handelte sich dabei um eine rein militärtechnische Unterscheidung, keine völkerrechtlich relevante: Alle Akteure waren gleichermaßen Soldaten (vgl. Schmitt 1962).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

konnten. Offenem Kampf gingen sie aus dem Weg und griffen stattdessen zu Taktiken wie Überfällen und Hinterhalten. Zusätzliche Aufgaben bestanden im Einholen von Nachrichten über den Gegner oder Eintreiben von Kontributionen (Heuser 2010: 142).

Wenn sich der Kleine Krieg auch eigener, denjenigen der ›großen‹ Kriegsführung entgegengesetzter Techniken bediente, war er die längste Zeit auf die letztere bezogen, gleichviel ob als »Vorbereiter«, als »Begleiter«, »Komplement« oder gar »Korrektiv« (Warburg 2009: 170; Münkler 2006n: 71; Hahlweg 1968: 26). Ganz im Dienste des ›großen‹ Kriegführung stehend, erlangte die Kleinkriegsführung kaum jemals strategische Bedeutung.[83]

An dieser Sicht auf den Kleinen Krieg änderte sich nichts, solange Kriege in erster Linie Staatenkriege zwischen strukturell vergleichbaren Akteuren waren. Im Zuge der kolonialen Expansion, die im Laufe des 19. Jahrhunderts ihren Höhepunkt fand, sahen sich die Imperialmächte immer häufiger strukturell andersartigen Gegnern gegenüber, und der Kleine Krieg verselbständigte sich operativ zur ausschließlichen Kampfform. Dieser Entwicklung trug Charles E. Callwell in dem 1896 erstmals erschienenen und vielbeachteten Werk »Small Wars« Rechnung, in dem er sich anschickt, den Kleinen Krieg als eigenen Kriegstyp zu begreifen. Der Begriff bezeichnet asymmetrische Konfliktsituationen, in denen *eine* der Kriegsparteien über keine regulären Truppen verfügt.[84] Callwell hat dabei all diejenigen Szenarien im Blick, in denen reguläre Streitkräfte irregulären Verbänden mit (vermeintlich) unterlegener Bewaffnung, Organisation und Disziplin gegenüberstehen. Wegen der Asymmetrie, die zwischen den Kriegsparteien besteht, ruht die Kriegführung auf anderen Bedingungen als die konventionelle, ausschließlich auf Kämpfe zwischen regulären Armeen abstellende Kriegführung auf (Callwell 1996: 22), und Callwell versucht, diese Leerstelle der ›konventionellen‹, staatszentrierten Kriegslehre zu füllen.

Das Verhalten und die Äußerungen Trothas lassen darauf schließen, dass er diese Entwicklung nicht recht wahrhaben wollte, sondern stattdessen der hergebrachten Sichtweise anhing. Trotz seiner kolonialen Erfahrung in Ostafrika sah Trotha in der Kleinkriegsführung etwas Unselbständiges und Untergeordnetes, weil nicht Entscheidendes – dies blieb der ›eigentlichen‹ Kriegsführung mit ihren Schlachten vorbehalten. Allein seine Furcht vor der Guerilla weist darauf hin, dass er ahnte, dass Kleine Kriege eine Logik entfalten konnten, welche »Nur-Militärs« in arge

83 Friedrich II. musste das 1757 eroberte Prag aufgeben, weil das Umland von leichten österreichischen Truppen beunruhigt wurde.

84 Callwell definiert den Kleinen Krieg wie folgt: «Practically it may be said to include all campaigns other than those where both the opposing sides consist of regular troops« (Callwell 1996/1904: 21).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Bedrängnis brachte, weil sich durch rohe Gewalt allein nichts ausrichten ließ. Aber diese Facette des Kleinen Krieges trat erst im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts zutage. Für Trotha ging es bei dem Herero-Feldzug ausschließlich noch um die Niederschlagung eines Aufstandes mit allen Mitteln.[85]

Das Insistieren auf der Vernichtungsschlacht brachte einerseits die Intensivierung der Gewalt mit sich, schloss andererseits aber auch – und nicht nur beiläufig – gewalteinhegende Tendenzen ein. Ethische Skrupel dürften hierbei keine Rolle gespielt haben; weit wichtiger war der Wunsch, einen langen Krieg zu vermeiden, auch wegen der Unwägbarkeiten, die ein solcher im Zeitalter der Nationalisierung mit sich führen mochte. Auch hier wird deutlich, dass das »Dogma der Vernichtungsschlacht« nicht nur für die rückhaltlose Entgrenzung der Gewalt stand, sondern auch einen gegenläufigen Zug aufwies.

Entscheidend ist die Frage, was geschah, wenn die Routinen nicht griffen und der große Erfolg ausblieb, wie mit dem Scheitern umgegangen wurde und welche Folgen es zeitigte. Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis der genozidalen Entgrenzung in DSW.

Festzuhalten ist, dass Trotha die Herero restlos niederwerfen wollte, nachdem Leutwein stets vor derart radikalen Kriegszielen zurückgeschreckt war.[86] Der neue Kommandeur brach daher auch mit der begrenzten Kleinkriegsführung der »alten Afrikaner« und versuchte stattdessen, den Krieg stärker zu ›metropolitanisieren‹, d.h. dem europäischen Staatenkrieg anzunähern: Den Herero war im Rahmen einer großangelegten Schlacht eine vernichtende, kriegsentscheidende Niederlage beizubringen. Dies führte zwar zu einer noch nicht dagewesenen Intensivierung des Kampfgeschehens, setzte der Gewalt aber auch Grenzen, indem es die Gewaltausübung auf einen kurzen Akt zusammenzog. Die versuchte ›Metropolitanisierung‹ des Kolonialkrieges war ambivalent.[87]

Die gewalthegenden Tendenzen von Trothas ›Metropolitanisierung‹ traten auch in anderer Hinsicht zutage. Da sie letztlich im Konservatismus

85 Nach Ian Beckett (2001: 21) begann die Guerilla erst zur Zeit des Zweiten Weltkrieges, die Eigenlogik zu entfalten, welche auch die meisten kriegerischen Konflikte der Gegenwart kennzeichnet. Entsprechend war im 19. Jahrhundert auch die Aufstands*bekämpfung* durch reguläre Armeen wenig elaboriert und im Grunde nichts anderes als schlichter (Gegen-) Terrorismus (ebd.: 26). Die Kriegführung Trothas bestätigt diese Beobachtung Becketts.

86 Offenbar hielt Leutwein einen Vernichtungsschlag in DSW generell für unmöglich. Trotha vermerkt am 16.6.1904 in seinem Tagebuch (TA 122/15): »Leutwein soll darüber lachen, daß man die Bande am Waterberg so einkreisen könne, daß man sie vernichten könne.«

87 Diese Ambivalenz kommt in den Ausführungen des Direktors der kolonialpolitischen Abteilung im Auswärtigen Amt, Oscar Stübel, zum Ausdruck, die bestimmt waren, die Mitglieder des Bundesrats zur Bewilligung der von

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gründeten, trugen sie die typische Signatur des »Obrigkeits-Ordnungs-syndrom« (Nipperdey 1992: 288). Leutweins Eingeständnis, dass die Kolonialregierung es aufgegeben hatte zu versuchen, der Privatisierung der Gewalt durch Siedler und Mannschaften noch Herr zu werden, stand in krassem Widerspruch zum obrigkeitsstaatlichen Denken der politischen und militärischen Eliten im Deutschen Reich und mag diese in der Annahme bestärkt haben, dass Leutwein die Lage nicht mehr im Griff hatte.[88] Trotha war nicht gewillt, diese Gewalt »von unten« hinzunehmen. Nicht zufällig bestand eine seiner ersten Amtshandlungen in dem Versuch, sie einzudämmen. An erster Stelle ist der Erlass der »Bestimmungen für das Militär-Gerichtsverfahren etc. während des Kriegszustandes in Deutsch-Südwest-Afrika« zu nennen.[89] Gemäß dieser Bestimmungen waren fortan allein Offiziere zu standrechtlichen Erschießungen ermächtigt, und zwar nur in eindeutigen Fällen; lediglich verdächtige Personen aber waren an Feldgerichte zu übergeben, die über ihre Schuld zu befinden hatten. Die Mannschaften indes sollten sich aller Übergriffe enthalten. Es handelte sich dabei offensichtlich um eine gewalt*begrenzende* Maßnahme, weil es den Kreis derer, die Gewalt ausüben durften, erheblich einschränkte (oder einschränken sollte).[90] Weitere Hegungsversuche folgten. Zu ihnen gehörte auch der Befehl vom 25. Juni 1904, der auf die Schwierigkeiten bei der Rekrutierung indigener Arbeitskräfte reagierte. Den Bedeckungsmannschaften wurde damit untersagt, indigene Transportarbeiter zu misshandeln, und es wurde bestimmt, dass in Zukunft nur noch Kommandeure berechtigt seien, etwaige Nachlässigkeiten der Arbeiter zu bestrafen – allerdings nicht durch körperliche

Leutwein beantragten Mittel zu bewegen. In einem Atemzug führt Stübel die »Wahrung des Ansehens des Reichs«, die er sich von dem Beweis überlegener Macht versprach, *und* die »Vermeidung langwieriger Kämpfe und unnötigen Blutvergießens« als Argumente für die Bewilligung derjenigen Mittel an, die eine »rasche[...] und vollständige[...] Niederwerfung des Aufstandes« erlauben würden (Stübel an die Mitglieder des Bundesrates, 12.3.1904, BArch. R1001/2113, Bl. 36).

88 Leutwein an Kolonialabteilung, 17.5.1904, BArch., R1001/2115, Bl. 63.

89 Trothas am 11. Juni 1904 erlassene »Bestimmungen für das Militär-Gerichtsverfahren etc. während des Kriegszustandes in Deutsch-Südwest-Afrika« (NAN BKE 220) entsprachen dem Sinn des »Kriegsbrauchs im Landkriege« (1902). Trotha hat diese Regelung kaum aus philanthropischen Gründen erlassen, sondern um das Gewaltmonopol der Obrigkeit wiederherzustellen.

90 Jürgen Zimmerer (2004b: 109) kommt zu dem entgegengesetzten Schluss. Nach seinem Dafürhalten habe diese Verfügung Trothas »ohne Zweifel« Massaker und Terror »zu einem geplanten Instrument deutscher Kriegführung« gemacht. Damit spätestens sei der Weg »zum Vernichtungskrieg und zum Völkermord beschritten« gewesen.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Züchtigung, sondern durch Lohnabzug, während gute Arbeit mit Extrazulagen belohnt werden sollte.[91]

Blickt man auf den August 1904 und die geplante Schlacht am Fuße des Waterbergs, muss man berücksichtigen, dass Trotha vorab Gefangenenlager für 8.000 Insassen hatte anlegen lassen. Wenn es kein Zufall war, dass diese Kapazität genau der von offizieller Seite angenommenen Höchstzahl gegnerischer *Krieger* entsprach, weist dies auf eine – zumal für koloniale Verhältnisse – gehegte Kriegführung hin (Hull 2003: 148). In jedem Fall wurde offenkundig mit einer großen Zahl Gefangener gerechnet, was für die *konventionell-militärische* Lesart der Vernichtung in dieser Phase des Krieges spricht.

Zwei Passagen verdienen in diesem Zusammenhang besondere Aufmerksamkeit, weil sie diesem Befund zu widersprechen scheinen oder ihn zumindest einschränken. Oberleutnant Stuhlmann erwähnt in seinem Tagebuch, den Truppen sei vor der Schlacht am Waterberg eingeschärft worden, es gehe bei den anstehenden Gefechten »um die Vernichtung des ganzen Stammes, es soll nichts Lebendes geschont werden«.[92] Nur wenige Wochen später berichtet Leutnant Rudolph von Hardenberg in seinem Tagebuch von einem Plan, die Herero zu bestrafen, und fügt sogleich hinzu, dass diese Bestrafung darin bestanden hätte, »sie zu töten«.[93] So unmissverständlich ihr Inhalt ist, so unklar bleibt, von wem diese Befehle oder Pläne stammen (vgl. dazu auch Hull 2003: 154). Sowohl Stuhlmann als auch Hardenberg unterstanden dem Kommando Berthold Deimlings, der aufgrund seines Übereifers und seiner Rücksichtslosigkeit als Urheber durchaus in Frage käme. Ungeachtet der ungeklärten Urheberschaft müssen diese Einträge ernst genommen werden; sie drücken in aller Deutlichkeit ein ›Mehr‹ an Gewalt, ja eine Grausamkeit aus, die sich mit der Intensivierung des Kampfgeschehens im Rahmen der Vernichtungsschlacht nicht erklären lässt. Diese Passagen verdeutlichen noch einmal nachdrücklich, dass es sich bei den Gefechten in Südwestafrika um Kämpfe in den Kolonien, nicht um Akte eines europäischen Staatenkrieges handelte, um Feldzüge gegen »Rebellen«, die außerhalb des Kriegsvölkerrechts gestellt waren, und um Strafexpeditionen, die darauf zielten, diesen als illegitim wahrgenommenen Gegnern mit exzessiver Gewalt ihren Platz in der

91 KAB GH 35/157: »Treatment of Natives in G.S.W.A. 1905«, »Ill-Treatment of 3 Natives in G.S.W.A. 1905–1906«.

92 NAN, Private Accessions, A.0109, S. 49.

93 Am 2. September notierte Hardenberg: »Von einer Bestrafung, wie sie geplant und wie sie [die Herero, MH] sie verdient hätten, nämlich, sie zu töten, kann keine Rede sei. Sie sind noch am Leben und das was ihnen am teuersten ist, ihr Vieh, haben sie noch, abgesehen von einer geringen Anzahl, die ihnen abgetrieben ist« (NAN, Private Accessions, A.151, No. 2, II, Bl. 6 (Eintrag 2.9.1904)).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

kolonialen Hierarchie anzuweisen. Diese Kämpfe hatten einen anderen »Referenzrahmen« (Neitzel/Welzer 2011), was nicht zuletzt aus dem Umstand hervorgeht, dass die physische Vernichtung ganzer Gruppen als Option im Raume stand. Die Logik des »Denkzettels« verlangte nicht nur, die Herero zu schlagen, sondern sie so zu schlagen, dass sie es nie wieder wagen würden, sich gegen die Kolonialherren aufzulehnen, genauer gesagt, sie verlangte zugleich nach einem Massaker. Indem das Massaker die Todesgefährlichkeit von Herrschaft unter Beweis stellte, die kollektive Erniedrigung und Vereinheitlichung der Beherrschten hervorbrachte, und dabei der Selbstverherrlichung der Täter diente, war es integraler Bestandteil kolonialer »Pazifizierungsprozesse« überhaupt (Trotha 1994: 42). Es ist also keineswegs unwahrscheinlich, dass Offiziere und Truppen ermutigt wurden, den Gegner rücksichtslos niederzumachen. Dennoch weisen die Vorkehrungen wie die Einrichtung von Gefangenenlagern darauf hin, dass die Führung trotz allem davon ausging, dass das Schlachten irgendwann ein Ende nehmen würde – und der Krieg im Großen und Ganzen doch noch begrenzt bleiben würde, jedenfalls nicht unmittelbar in die physische Ausrottung der Herero insgesamt münden würde. Damit stimmt im Übrigen auch zusammen, dass Trotha nach der Schlacht einen Befehl erließ, der zumindest das Töten von Frauen und Kindern untersagte[94] – das allem Anschein nach und entgegen den Erwartungen der Führung nicht mehr zum Stillstand kam. Es war offenbar der Wille der Führung, dass das Niedermachen all der Unglücklichen, die man am Rande der verpassten Schlacht zu fassen bekam, dass diese entfesselte absolute Gewalt genozidales *Ereignis* bleiben sollte.

Die Frage, wie sich dieses und weitere Massaker irgendwann nach der Schlacht am Waterberg gleichsam verstetigten und zur genozidalen *Strategie* wurden, bleibt im Folgenden zu untersuchen. Gemeinhin wird den verschiedenen Phasen des Eskalationsprozesses zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Der Dreiklang aus Waterberg, Verfolgung und »Proklamation« pflegt so schnell zu erfolgen, als würden sich diese Schritte wie von selbst auseinander ergeben und auf den Höhepunkt, die »Proklamation« sowie die damit einhergehende Strategie, zutreiben. Aber der Weg in die Katastrophe weist Brüche auf.

94 Schlieffen hebt in einem Schreiben an Bülow hervor, dass Trotha, wie dessen ehemaliger Stabschef Chales de Beaulieu berichte, »nach dem Gefecht bei Waterberg, wo zahlreiche Frauen und Kinder in den Pontoks vorgefunden wurden und die Gefahr von Ausschreitungen vorlag, ihre Tötung noch besonders verboten« habe (Chef des Großen Generalstabes an Reichskanzler, Berlin, 16.12.1904, BArch., R1001/2089. Bl. 107; vgl. dazu: Hull 2005: 49).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Verfolgung

Henrik Lundtofte (2003) liefert eine detaillierte und differenzierte Darstellung des Herero-Feldzuges, die auch da noch instruktiv ist, wo sie fehlgeht. Zu Recht kritisiert er die Tendenz der Forschungsliteratur, die Zeiträume, die zwischen der Schlacht am Waterberg Mitte August und dem Erlass der berüchtigten Proklamation Trothas Anfang Oktober 1904 allzu leichtfertig auszublenden, zumal diese Wochen überaus ereignisreich waren: Vermutlich kam ein großer Teil der fliehenden Herero in diesen Wochen ums Leben, wie Lundtofte mutmaßt (2003: 34).

In pointierter Abkehr von der herkömmlichen Sicht sucht Lundtofte nicht, den Genozid unmittelbar mit der Person Lothar von Trothas zu verknüpfen (anders: Benz 2007: 37; Zimmerer 2005a: 29f.; Eckart 2001; Krüger 1999: 51). Zu Recht nimmt auch er an, dass die Schlacht am Waterberg im Horizont einer ›konventionellen‹ Kriegführung gestanden und die angestrebte Vernichtung des Gegners zu diesem Zeitpunkt eine enger militärische Bedeutung besessen habe (Lundtofte 2003: 30–33). Aus seiner Sicht wiesen auch die Verfolgungsoperationen, die sich unmittelbar an die gescheiterte Schlacht anschlossen und darauf zielten, den fliehenden Gegner einzuholen und die ausgebliebene Entscheidung doch noch zu erzwingen, diesen ›gehegten‹ Charakter auf.[95] Als diese (erste) Verfolgung scheiterte, so Lundtoftes These, sei die Gewalt eskaliert, habe die Kriegführung totale Züge angenommen und sich zunehmend auch gegen Frauen und Kinder gerichtet (ebd.: 34f.). Er geht davon aus, dass Trotha unter dem Eindruck dieses Rückschlags am 16. August 1904 eine qualitativ neue, nunmehr dezidiert genozidale Strategie ergriffen habe (ebd.: 36).

Der Sache nach nimmt Lundtofte also an, dass die deutschen Rückschläge notwendige Bedingungen dafür waren, dass der Feldzug eine genozidale Wendung annahm. Anders gesagt, Trotha nahm erst dann einen Ausrottungsfeldzug gegen die Herero auf, als er daran gescheitert war, eine ›konventionelle‹ Entscheidung herbeizuführen, nachdem die Schlacht am Waterberg nicht in der erwünschten Form zustande gekommen und die anschließende Verfolgung buchstäblich im Sande verlaufen war.

So sehr Lundtofte ansonsten beizupflichten ist, spricht nichts für die Annahme eines so frühen Strategiewechsels, im Gegenteil. Aus den Tagebüchern der Kriegsteilnehmer geht vielmehr klar hervor, dass

95 Isabel Hull (2005) hat zu Recht darauf aufmerksam gemacht, dass das Verfolgen des Gegners nach dessen Ausbruch aus dem ›Kessel‹ zum militärischen Standard-Procedere gehörte. Es zielte darauf, den Misserfolg wettzumachen, den Gegner zu verfolgen und zu stellen, um ihn dann entscheidend zu schlagen.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

beispielsweise für Ende August ein konzentrisches Vorgehen verschiedener Abteilungen mit dem Ziele einer abermaligen »Einkesselung« der Herero geplant war, und damit also offensichtlich eine Operation desselben Typs wie die Schlacht zwei Wochen zuvor.[96]

Auch die Tagebücher Trothas lassen keinerlei grundlegende Zäsur erkennen, weder am 16. August noch in den folgenden Wochen. Bis zum 29. August 1904 finden sich keinerlei Anzeichen dafür, dass sich für Trotha die operative Lage grundlegend verändert hätte. Allerdings gibt der Oberkommandierende – immerhin fast zwei Wochen nach der von Lundtofte postulierten Zäsur – eine Unterhaltung wieder, die er mit Hauptmann Bayer über Leutweins Vorschläge zur Beendigung des Krieges geführt hatte:

> »Palaver mit Bayer über Leutweins Ansicht der Situation. Er[97] bleibt bei seiner Idee, daß man den Krieg nur beendigen könne, wenn man mit den Leuten pactiert. Über die örtlichen Wasserverhältnisse weiß er ebenso wenig wie alle alten Afrikaner. Vorläufig bleibe ich bei meiner Idee, sie immer zu verfolgen und zu schlagen, wo ich kann oder sie in engl[isches] Gebiet zu drängen, und dann dort eine starke Grenzbesetzung zu lassen.«[98]

Trotha ist entschlossen, bis auf weiteres an seinem Vorgehen festzuhalten und die Herero »immer zu verfolgen und zu schlagen«, solange er kann. Er rechnet aber offenbar bereits mit der Möglichkeit, dass die Herero unter dem Druck der Verfolgung eher auf englisches Gebiet, das heutige Botsuana, zurückweichen, als dass sie sich nochmals zum Kampfe stellen und eventuell »schlagen« lassen. Würde der Fall eintreten, dass die Herero die englische Grenze überschritten – ob von den Deutschen »gedrängt«, wie Trotha es wendet, oder schlicht nicht mehr eingeholt, bleibe

96 Am 13.8. hatte Trotha noch die Befürchtung geäußert, dass ein »Einkreisen [...] nicht mehr möglich« sein würde (TA 122/17). Er antizipierte wohl zu Recht, dass es schwer werden würde, fasste zwischenzeitlich allerdings wieder Zutrauen. Indes vermerkt Viktor Franke am 21.8. in seinem Tagebuch, von Deimling in einen neuen »Einkesselungsplan« eingeweiht worden zu sein (BArch. NL Viktor Franke, Nl. 30/3a, S. 369). Auch Stuhlmann will am 25.8. erfahren haben, dass konzentrische Operationen gegen die Herero geplant waren (NAN, Private Accessions, A.0109, S. 54). Epp (Eckl 2005: 274) berichtet am 23.8. ebenfalls von einem geplanten »Kesseltreiben«. Dies belegt nachdrücklich, dass sich die Strategie bis Ende August nicht grundlegend gewandelt hat.

97 Damit ist aller Wahrscheinlichkeit nach Leutwein gemeint, da Bayer, auf den dieses Personalpronomen grammatikalisch sinnvoll zu beziehen wäre, kein »alter Afrikaner« war.

98 TA 122/17, Eintrag 29.8.1904.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

einmal dahingestellt – hätte sich die bisherige Strategie erübrigt. Für diesen Fall erwägt von Trotha, der veränderten Lage dadurch zu begegnen, durch eine »starke Grenzbesetzung« dafür zu sorgen, dass die Herero nicht wieder in deutsches Territorium würden zurückkehren können. Erstmals kommt an dieser Stelle eine neue Strategie ins Spiel – freilich nicht nur später, sondern auch von anderer Art, als Lundtofte annimmt. Ende August 1904 hatte Trotha allerdings die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben, dass das bisherige Verfahren schließlich doch von Erfolg gekrönt sein würde.

Soweit aus dem entsprechenden Tagebucheintrag ersichtlich, war der General auch am 6. September 1904 noch zuversichtlich, die ersehnte operative Lösung herbeiführen zu können. Aus neuen Erkenntnissen über den Verbleib der Herero schließt er: »[A]lso wird es wohl doch noch einmal möglich sein, sie [die Herero, MH] zu fassen«.[99]

Am 23. September erwähnt Trotha ein Treffen mit Ludwig von Estorff, der eine der Abteilungen befehligte, die mit den Verfolgungsoperationen betraut waren. Estorff (1979: 117) gibt an, dem General vorgeschlagen zu haben, Verhandlungen mit den Herero anzuknüpfen, um so den Krieg zu beenden. Doch wollte Trotha davon nichts wissen, wie auch dessen eigener Eintrag zeigt: »Großer Vortrag von Estorff über die Operation. Er will verhandeln. Nein, mein Freund, daraus wird nichts. Es wird gefochten, so lange es geht.«[100] Trotha hält weiter an dem bisherigen Vorgehen fest. Selbst am 28. September hatte er die Hoffnung, einen entscheidenden Schlag gegen die Herero unter Samuel Maharero führen zu können: »Es wird erkundet und dann führe ich am 1. X. den letzten Schlag nach Osten gegen Samuel«.[101]

Von diesem Gefecht ist auch in anderen Quellen die Rede. Man scheint auf deutscher Seite mit einem großen, dramatischen ›Showdown‹ gerechnet zu haben. Der Soldat Max Belwe erinnert sich, wie der Divisionspfarrer Max Schmidt die Truppen auf das vermeintlich letzte Gefecht einschwor. Überschwenglich führte er ihnen die Schwere des bevorstehenden Kampfes vor Augen und beschwor die Männer, auf alles gefasst zu sein und vorsorglich schon einmal die Rechnung mit dem Herrn zu machen (Belwe 1906: 115). Auch Stuhlmann rechnete mit einem »Verzweiflungskampf« gegen »Tausende« Herero; er hielt deren Stärke noch

99 Am 6.9. vermerkt Epp (Eckl 2005) jedoch resigniert in seinem Tagebuch: »Es scheint, daß das Vernichtungsmanöver zum 2. Mal mißglückt ist«. Dieser Eintrag ist insofern besonders aufschlußreich, als er die Kontinuität der Operationen unterstreicht.

100 Trotha fährt an dieser Stelle (TA 122/17) mit dem Vorwurf fort, Estorff wolle nur verhandeln, um Gouverneur zu werden, und hält dagegen: »Es wird alles totgeschossen! – Basta!«

101 TA 122/17, Eintrag 28.9.1904.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

für so beträchtlich und die Lage für so ernst, dass er befürchtete, dass die deutschen Truppen vernichtet werden könnten.[102]

Die Herero sollten jedoch einmal mehr die Hoffnungen des Hauptquartiers durchkreuzen. Auch dieses Gefecht kam nicht zustande, weil sich die Herero rechtzeitig zurückzogen. Samuel Mahareros abermaliges Entweichen besiegelte das Ende der Verfolgung; es bestand keine Aussicht mehr auf ein weiteres Gefecht, denn Ende September 1904 waren die Herero so weit in die Omaheke vorgedrungen, dass die Truppen ihnen nicht weiter folgen konnten. Wie aus einer Meldung an Schlieffen hervorgeht, hielt Trotha nunmehr einen grundlegenden Strategiewechsel für unausweichlich:

> »Die großen Operationen sind, soweit es sich um etwaige konzentrische Schläge handelt, beendigt. Eine Weiterführung derselben ist mit Rücksicht auf Wasser und Verpflegung unmöglich. Es wäre vielleicht zu machen gewesen, wenn uns die Karte östlich der Linie Otjosondjou – Epata – Epukiro nicht völlig im Stich gelassen hätte.«[103]

Anders als Lundtofte annimmt, kam es auf deutscher Seite vor Ende September resp. Anfang Oktober 1904 zu keinem Strategiewechsel. Im Prinzip ruhten die Verfolgungsoperationen insgesamt auf der gleichen Grundlage wie die Schlacht am Waterberg auf. Trotha hatte durchgängig auf »große Operationen« gesetzt, die nach Möglichkeit in »konzentrischen Schlägen« kulminieren sollten, die allein es ermöglichten, dem Gegner eine entscheidende Niederlage beizubringen. Als Operationen dieses Typs nicht mehr möglich waren, weil sich die (Reste der) Herero so weit in der wasserarmen Omaheke befanden, dass die deutschen Truppen nicht mehr folgen konnten, musste Trotha zu einer neuen Strategie greifen. Franz Epp (Eckl 2005: 284), der die Verfolgung mitgemacht hatte, ließ in seinem Tagebucheintrag vom 1. Oktober keinen Zweifel daran, dass erst das endgültige Scheitern der Verfolgung eine grundlegende Zäsur setzte: »Der Krieg tritt in ein weiteres Stadium, Plan in Arbeit«.

102 Stuhlmann, NAN, Private Accessions, A.109, S. 62; 64. Auch Epp (2005: 282, vgl. auch 281) vermerkte am 25.9. (wie bereits in ähnlichen Worten am 23.9.) mit Blick auf dasselbe Gefecht in seinem Tagebuch: »Man hofft nochmals auf einen entscheid[enden] Schlag«.

103 Bericht Trotha an Schlieffen, 4.10.1904, Abschrift in: TA 315, 2a, Anlage 18/1. – Das Telegramm Trothas an den Großen Generalstab vom 1.10.1904 kündet zwar davon, dass entgegen allen bisherigen Annahmen im Sandfeld »keinerlei Mangel an Weide« bestünde und sich auch »frisch aufgemachte Wasserlöcher« dort fänden, dass aber ein »Operieren mit stärkeren Abteilungen daselbst […] unmöglich« sei (NAN ZBU D.IV.L.2: Herero-Aufstand 1904. Feldzug; Politisches, Bl. 82f.).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Auch wenn es in dem betreffenden Zeitraum zwischen Mitte August und Ende September keinen fundamentalen Strategiewechsel gegeben hat, haben sich die Bedingungen dennoch gewandelt.

Die erste Verfolgung der Herero musste nach wenigen Stunden abgebrochen werden. Trotha war offenbar davon ausgegangen, dass Deimling über ausreichend Verpflegung für Mannschaften und Tiere verfügte, um die Verfolgung unverzüglich aufzunehmen und die Masse der abziehenden Herero doch noch zum Entscheidungskampf zu stellen, musste aber erkennen, dass er sich getäuscht hatte.[104] Wertvolle Zeit war vertan, die sich später auch unter größten Anstrengungen nicht mehr aufholen ließ. Die deutschen Truppen nahmen die Verfolgung effektiv erst am 16. August auf und kamen fortan immer einen Schritt zu spät. Sie konnten die Herero nicht mehr einholen und kein Gefecht mehr erzwingen. Die große Entscheidungsschlacht rückte buchstäblich in immer weitere Ferne. Nicht zuletzt der beklagenswerte Zustand der eigenen Truppen und die andauernde Trockenzeit weckten die Befürchtung, dass man die Herero »ja sowieso nicht mehr« zu fassen bekommen würde.[105]

Der Krieg, der sich ursprünglich in »einer Operation im großen« erschöpfen sollte (Lettow-Vorbeck 1957: 77), hatte unter der Hand begonnen, sich Stück um Stück zu ›verkleinern‹. Mit dem Zusammenwirken der verschiedenen Abteilungen in einem großen Gefecht war kaum mehr zu rechnen; vielmehr ›kämpften‹ sie mehr oder weniger für sich, wann und wo sie auf den Gegner stießen, der sich längst in mehrere Gruppen um einzelne Häuptlinge aufgespalten hatte. Hätte das Gefecht vom 1. Oktober stattgefunden, hätten die Verfolger nur einem Teil der ursprünglichen Herero-Streitmacht gegenübergestanden, freilich demjenigen Teil, der von Samuel Maharero angeführt wurde, den zum vorläufigen Abschluss des Feldzuges zu töten oder gefangen zu nehmen, zumindest symbolisch von Bedeutung gewesen wäre. Da es zu keinen größeren Gefechten mehr kam, fragmentierte die Kriegführung und lag spätestens im Oktober, als die größeren Operationen eingestellt worden waren, ganz in den Händen kleiner Detachements und Patrouillen, die sich nun an das machten, was der General vielsagend »Detail-Behandlung« nannte.[106]

Im Zuge der Verfolgung kam es kaum mehr zu Kämpfen im eigentlich Sinne, allenfalls zu kleineren Scharmützeln und Rückzugsgefechten;

104 Trotha vermerkt am 13.8.1904 in seinem Tagebuch (TA 122/17), wie ihm gemeldet wurde, dass die Truppen, die für die Verfolgung vorgesehen waren, »absolut kein Korn Hafer und nichts an Verpflegung haben. Ich denke ich falle auf den Rücken. Und damit diese 30 Kilom. Verfolgung in Scene gesetzt, die nur dann einen Sinn hat, wenn man sie d.h. die H. überholen kann, nachdem sie mindestens 24 St. Vorsprung haben. Das ist mir über den Spaß. Ich dachte sie hätten 3 Tage Hafer und Mundportion«.

105 NAN, Private Accessions, A.109, S.79

106 Trotha an Schlieffen, 4. Oktober 1904, BArch. R1001/2089, S.5.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ansonsten beschränkte sich das Kampfgeschehen auf Überfälle auf versprengte Gruppen, die meist unterschiedslos niedergemacht wurden. Jeder, der den Weg der Schutztruppe kreuzte, war verdächtig. San oder Damara ließ man vielleicht wieder laufen,[107] aufgegriffene Herero wurden im günstigsten Falle einem Verhör unterzogen: Vermochten sie dabei keine genauen Angaben über den Verbleib von Häuptlingen, Kriegern oder Waffen zu machen, oder erschienen ihre Angaben zweifelhaft, wurde – auch mit Frauen und Kindern – kurzer Prozess gemacht.[108] Dies war zwar kein Novum in diesem Krieg, aber etwas hatte sich doch verändert: Unter der Hand wandelte sich die Bedeutung von ›Vernichtung‹, selbst wenn die strategischen Prämissen die gleichen blieben.

Je größer der Umfang einer Operation und der sich gegenüberstehenden Streitmächte ist, desto eher kann sich die Vernichtung auf ein Abstraktum richten, die organisierte Widerstandskraft des Gegners, indem sie dessen ›Moral‹ angreift, in seinen Reihen Panik erzeugt und zentrifugale Kräfte entfesselt, bis so viele nur noch ihre Haut zu retten suchen, dass der koordinierte kollektive Widerstand zusammenbricht (vgl. Collins 2010: 9ff). Erscheint das Weiterkämpfen aussichtlos und gefahrenvoll, werden Kämpfer eher bereit sein, die Waffen zu strecken. In diesem Fall geht Vernichtung nicht zwingend mit hohen Verlusten einher. Mit einem solchen Ausgang rechnete Trotha offenbar am Waterberg und traf deswegen Vorbereitungen wie das Anlegen von Gefangenenlagern.

Je kleiner aber die Operationen sind, desto konkreter kann auch die Bedeutung der Vernichtung werden. Die Gefechtsform, die von der Verfolgung an den Herero-Feldzug prägte, waren Überfälle, die auf beiden Seiten nur geringe Zahlen von Kämpfenden involvierten, aber anteilig zu sehr hohen Verlusten – und zwar einseitig unter den Herero – führten. Von Gefangenen ist oft gar nicht mehr die Rede. Zerfällt der Krieg

107 Trotha vermerkt am 13.9. in seinem Tagebuch: »Am Abend wird eine Kaffernfamilie angebracht und wieder fortgejagt« (TA 122/17).

108 Der Offizier von Frankenberg berichtet beiläufig, wie eine Frau, die den Deutschen in die Hände gefallen war, nach kurzem Verhör »als Spionin, Lügnerin usw. samt Kind erschossen« wurde (Tagebuch von Frankenberg, NAN, AACRLS.070, S. 128). Trotha notiert am 12.8., als er in Gedanken längst bei der Verfolgung der Herero war: »In den gestern genommenen Werften wird ein Hereroweib gegriffen. Sie sagt einiges aus, daß alle Großleute nach dem Omurambo unterwegs seien. Auf meine Ansage, daß sie nun gehängt würde, sagt sie, es ist nicht wahr« (TA 122/17). Es handelt sich dabei möglicherweise um denselben Zwischenfall, den Victor Franke – empört – aus dem Hauptquartier schildert: »Im Lager wird eine Herero-Frau mit Kind erschossen, erstere braucht 2 Schuß, letzteres einen. Gemeine Bande!« (NL Viktor Franke [BArch., Nl. 30/3a], Einträge 12.8.1904, S. 362).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

in viele kleine Kampfhandlungen wie Überfälle oder Hinterhalte, ist er im Ganzen stärker von situativen Dynamiken wie »Vorwärtspaniken« bestimmt, nach Randall Collins (2011: 129) die gefährlichste soziale Situation überhaupt. Wichtiger aber ist, dass die kleinen Einheiten wie Patrouillen, welche die Hauptakteure dieser ›Kämpfe‹ bilden, oft auch gar nicht mehr auf Gefangene eingestellt waren und keine Kapazitäten besaßen, zumal die verfolgenden Abteilungen ebenfalls unter Hunger, Durst und Krankheiten zu leiden hatten. So begründete Trotha auch den »Schießbefehl« vom 2. Oktober 1904, die berüchtigte »Proklamation«, wobei er schon Wochen zuvor, am 13. September, in seinem Tagebuch beklagte, dass sich insbesondere Frauen und Kinder immer wieder den deutschen Posten näherten und um Wasser bäten, weswegen er »erneute Befehle gegeben [habe], alles mit Gewalt zurückzutreiben, da Anhäufung von großer Zahl Gefangener eine Gefahr für Verpflegung und Gesundheit der Truppen bedeuten«.[109] Am 18. September vermerkt Leutnant von Frankenberg den Eingang eines entsprechenden Befehls: »Überlaufendes Gesindel ist des mangelnden Proviantes wegen zurückzuweisen, Männer sind zu entwaffnen, zu verhören und dann nach Kriegsrecht zu behandeln«.[110]

Zusammenfassend lässt sich sagen: Je geringer die Aussicht, ›die Herero‹ noch zu fassen und entscheidend zu schlagen, desto mehr richtete sich die Gewalt kategorisch gegen *jeden* Herero.

Die Proklamation

Am 2. Oktober 1904 verfasste Lothar von Trotha die berüchtigte Proklamation an die Herero.[111] Isabel Hull (2005: 57) hat nachdrücklich darauf

109 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 13.9.1904.

110 Frankenberg, NAN, AACRLS.070, S. 116.

111 Der Text des »Aufruf[s] an das Volk der Herero« lautet: »Ich, der große General der deutschen Soldaten, sende diesen Brief an das Volk der Herero. Die Hereros sind nicht mehr deutsche Untertanen. Sie haben gemordet und gestohlen, haben verwundeten Soldaten Ohren und Nasen und andere Körperteile abgeschnitten, und wollen jetzt aus Feigheit nicht mehr kämpfen. Ich sage dem Volk: Jeder der einen der Kapitäne an eine meiner Stationen als Gefangenen abliefert, erhält 1000 Mark, wer Samuel Maharero bringt, erhält 5000 Mark. Das Volk der Herero muß jedoch das Land verlassen. Wenn das Volk dies nicht tut, so werde ich es mit dem Groot Rohr dazu zwingen. Innerhalb der Deutschen Grenze wird jeder Herero mit und ohne Gewehr, mit oder ohne Vieh erschossen, ich nehme keine Weiber und Kinder mehr auf, treibe sie zu ihrem Volke zurück oder lasse auf sie schießen. Dies sind meine Worte an das Volk der Hereros. Der große General des mächtigen deutschen Kaisers.« Nach der Verlesung der Proklamation sollte

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

hingewiesen, dass Vieles von dem, was die Proklamation ankündigt, zu dem Zeitpunkt ihres Erlasses bereits gängige Praxis war. Dies darf aber nicht dazu verleiten zu übersehen, dass Trotha darin eine neue Strategie niedergelegt hat, die eine neue Phase des Feldzuges einläutete. Insofern bildet die Proklamation eine Zäsur.

Zu allererst ist festzuhalten, was die Proklamation *nicht* ist. Sie fügt sich nicht bruchlos in den Gewaltprozess und bildet auch nicht die vorprogrammierte Klimax von Trothas Feldzug. Manch eine Darstellung legt dies insofern nahe, als sie in wenigen Sätzen von der Schlacht am Waterberg Mitte August zur Proklamation von Anfang Oktober 1904 fortschreitet, als hätte sich in diesen Wochen nichts für den weiteren Verlauf Wesentliches ereignet (z.B. Zimmerer 2004a: 38f.; Gewald 2004: 70ff). Joël Kotek (2008: 181) stellt die Proklamation gleichsam als die logisch zwingende Vollendung des vorhergehenden Kriegsverlaufs dar. Dabei bleibt unberücksichtigt, dass der Strategiewechsel auf ein fundamentales Scheitern reagierte.

Die Militärs wähnten sich nicht unbedingt in einer Position der Stärke. Sie waren sich nur allzu sehr der Grenzen bewusst, die ihrer Macht gesetzt waren. Daher erscheint es mir auch zweifelhaft, dass Trotha in der Erwartung zur »Versieglung« des westlichen Saums der Omaheke schritt, noch die letzten Reste eines längst geschlagenen Gegners zu beseitigen und sein Vernichtungswerk zu vollenden (so beispielsweise Bridgman/Worley 1995: 17). Auf deutscher Seite scheint keineswegs so klar gewesen zu sein, wie schwer die Herero bereits getroffen waren. Immerhin rechnete man, wie gesehen, Ende September mit einem entscheidenden Gefecht gegen tausende Herero. In seinem anschließenden Schreiben vom 4. Oktober an Schlieffen geht Trotha immer noch davon aus, dass sich das Gros der Herero in der Omaheke würde behaupten oder in englisches Gebiet würde retten können.[112]

Anfang Oktober war nicht viel erreicht. Trotha musste nun einen Strategie-Wechsel vollziehen, weil seine Truppen nicht mehr weiterkonnten. Die Herero befanden sich außerhalb der Reichweite der eigenen Truppen,

> den eigenen Truppen noch der folgende Zusatz eröffnet werden: »Dieser Erlaß ist bei den Appells der Truppen mitzuteilen mit dem Hinzufügen, daß auch der Truppe, die einen der Kapitänen fängt, die entsprechende Belohnung zuteil wird und das Schießen auf Weiber und Kinder so zu verstehen ist, daß über sie hinweggeschossen wird, um sie zum Laufen zu zwingen. Ich nehme mit Bestimmtheit an, daß dieser Erlaß dazu führen wird, keine männlichen Gefangenen mehr zu machen, aber nicht zu Grausamkeiten gegen Weiber und Kinder ausartet. Diese werden schon fortlaufen, wenn zweimal über sie hinweggeschossen wird. Die Truppe wird sich des guten Rufes des Deutschen Soldaten bewußt bleiben. Der Kommandeur gez. v. Trotha, Generalleutnant.«

112 BArch. R1001/2089, Bl. 5f..

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

so dass man auch nur wenig Bestimmtes über sie wusste. Im schlimmsten Fall war mit einem Gegner zu rechnen, der nicht entscheidend geschlagen war und sich nun ungefährdet in einem unzugänglichen Gebiet aufhielt, aus dem er jederzeit würde zurückkehren und den Krieg wieder würde aufnehmen können. Genau diese Bedenken machte Schlieffen noch in einem Schreiben an Bülow vom 23. November geltend, als er betonte, die Herero würden »vom Betschuanaland aus eine beständige Bedrohung« darstellen, falls die Kapregierung nicht gegen sie vorgehen würde, und deswegen mit einem »dauernden« Krieg rechnen zu müssen glaubte.[113]

Besonders schwer wog wohl, dass man das Heft des Handelns aus der Hand gegeben hatte und nur noch zuwarten konnte, was die Herero tun würden, dass man also nur reagieren konnte. Um die Sicherheit des rückwärtigen Schutzgebietes zu gewährleisten, musste man Truppen in ausreichender Stärke in ein entlegenes Gebiet entsenden und für unbestimmte Zeit dort unterhalten, wobei selbst dann die Sicherheitsfrage angesichts der Ausdehnung der Grenzen und der Weite des Landes stets prekär bleiben würde.

Die Proklamation entstand, was die Wahrnehmung der Militärs anbelangte, eher aus einer Position der Schwäche. Ungeachtet seiner martialischen, allgewaltig scheinenden Rhetorik konnte Trotha nicht viel mehr tun, als den Herero gegenüber eine *Drohung* auszusprechen, die darauf zielte, dasjenige zu verhindern, was er mit seinen Truppen nicht verhindern konnte: ihre Rückkehr in das Schutzgebiet.[114] Für Zeitgenossen wie Epp war die hohle »Theatralik«, die der Proklamation und den Umständen ihres Erlasses anhaftete, nicht zu übersehen (z.B. Eckl 2005: 284). Schlieffen stellte im Dezember wohl auf der Grundlage von Trothas Bericht vom 4. Oktober 1904 fest:

> »Wir sind gegenwärtig völlig außer Stande, den Hereros irgend ein Leid zu tun. Wenn sie nicht mutwillig unsere Linien zu durchbrechen suchen, kann ihnen nicht das Mindeste unsererseits geschehen. Die entsetzlichen Drohungen der Trothaschen Proklamation vom 2. Oktober müssen den Hereros lächerlich erscheinen.«[115]

Indem die Literatur mit Blick auf die Proklamation meist von einem »Vernichtungs-«, »Schieß-« (Zimmerer 2005a: 31) oder »Genozid*befehl*« (Schaller 2004b) spricht, wird leicht übersehen, dass dieser Text in erster Linie den *Herero* etwas kundtun sollte, sie zu etwas bewegen

113 BArch. R1001/2089, Bl. 4.

114 Die *Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* durchschaute Trothas Strategie als den Versuch, »aus der Not eine Tugend« zu machen (»Der Aufstand«, in: *DSWAZ*, 14.12.1904, S.2).

115 Chef des Großen Generalstabes an Reichskanzler, Berlin, 16.12.1904, BArch., R1001/2089. Bl. 108.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sollte, und erst in zweiter Linie an die eigenen Truppen gerichtet war (Eckl 2005: 35).[116] Hierin liegt auch das Neue der Proklamation.

Der Proklamation eignete von Anfang an ein genozidaler Zug, aber zunächst war ein anderes Moment bestimmend. Zur Zeit ihrer Entstehung stand sie im Zeichen des Terrors und zielte auf Maßnahmen, die sich mit Sémelin als »unterwerfende Vernichtungspraktiken« begreifen lassen, auch wenn es sich dabei um einen Grenzfall handeln dürfte.[117] »Unterwerfende Vernichtungspraktiken« schließen zwar die Tötung von Zivilisten ein, stellen aber nicht auf deren systematische Vernichtung ab; sie zielen in erster Linie auf die Durchsetzung politischer Herrschaft über die Überlebenden (Sémelin 2007: 357f.). Es lässt sich kaum sagen, dass der »Terrorismus« gegen die Herero (Marchand-Volz 1998: 211) – auch Trotha selbst gebrauchte diesen Begriff – auf die Durchsetzung politischer Herrschaft über die überlebenden Herero zielte, wie Trotha rückblickend behauptete (Trotha 1909: 1); schließlich wähnte man das Gros der Herero außerhalb der Reichweite der eigenen Truppen und hob die Drohung darauf ab, sie dem ›deutschen‹ Herrschaftsgebiet auch künftig fernzuhalten. Die Proklamation stellte klar, dass die Herero »nicht mehr deutsche Untertanen« waren und »[i]nnerhalb der Deutschen Grenze« nicht mehr geduldet werden würden. Der Terror hatte vielmehr zum Ziel, die nunmehr eingetreten Verhältnisse möglichst auf Dauer zu stellen und die Herero endgültig aus dem eigenen Herrschaftsbereich zu verbannen. Der »Terrorismus« sollte die jenseits des eigenen Einflussbereichs vermeinten Überlebenden dazu veranlassen, sich Trothas Willen zu beugen und jeden Gedanken an eine Rückkehr ins Schutzgebiet aufzugeben. Um einen *Grenzfall* »unterwerfender Vernichtungspraktiken« handelt es sich insofern, als die Unterwerfung nicht auf Beherrschung, sondern auf Vertreibung zielte.[118]

116 Dass die Proklamation zugleich eine Handlungsanweisung an die Truppen darstellte, belegt nicht zuletzt der Umstand, dass sich Trotha bemüßigt sah, die aus der Proklamation sich für die Truppen ergebenden Aufgaben in einem Zusatzbefehl zu spezifizieren.

117 Isabel Hulls Darstellung (2005) trägt dem Prozesscharakter der Gewaltentgrenzung viel stärker Rechnung als die meisten anderen Studien, geht aber noch nicht weit genug. Sie geht davon aus, dass die Proklamation unmittelbar genozidale Bedeutung besessen habe. Die Annahme, dass die Proklamation Praktiken sanktioniert habe, die längst Usus gewesen seien (Hull 2005: 57), verlegt den Beginn der genozidalen Phase sogar noch weiter in den September 1904. Die näheren Umstände des Erlasses der Proklamation aber sprechen dafür, dass sie zunächst im Zeichen des »Terrorismus« stand. Diesen Zwischenschritt lässt Hull aus.

118 In Parenthese sei angemerkt, dass die Vertreibung resp. die Mittel, mit denen sie erreicht werden sollte, *juristisch* gesehen wohl bereits den Tatbestand eines Verbrechens gegen die Menschheit (vgl. Barth 2006: 13) und auch des

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Im gegenwärtigen Kontext ist entscheidend, dass Trotha zum Zeitpunkt des Abfassens der Proklamation – gleichviel ob zu Recht oder nicht – mit der Möglichkeit rechnete, dass sich ein relevanter Teil der Herero *jenseits* des eigenen Einflussbereichs aufhielt und dass diesem nur *indirekt* durch exemplarische Terrorakte beizukommen war. Insofern ließe sich sagen, dass in der Proklamation *zur Zeit ihrer Entstehung* das Moment der *Drohung* bestimmend war – was nicht zuletzt Schlieffens Einschätzung entsprach.[119] Wenn dem so ist, setzte Trothas zweite Strategie nicht unmittelbar auf Ausrottung, sondern auf Vertreibung, und vervollständigte so Selous' Dreiklang. Die Vertreibung, die in der Proklamation ausgesprochen ist, ist damit mehr als nur »Camouflage« (so Zimmerer 2005b: 32).

Unbeschadet der gemachten Einschränkungen eignete der Proklamation jedoch auch von Grund auf ein genozidaler Zug. Der Zusatzbefehl forderte die Soldaten auf, jeden männlichen Herero direkt zu töten. Selbst wenn Frauen und Kinder von dieser Maßnahme ausgenommen geblieben wären, hätte die konsequente Durchführung des Befehls früher oder später zur Vernichtung der Herero insgesamt führen müssen. In der Drohung, dass »jeder Herero mit und ohne Gewehr, mit oder ohne Vieh«, getötet werden würde, steckt jedoch etwas Kategorisches, das für Terrorpraktiken untypisch ist und eher der Logik »ausrottender Vernichtungspraktiken« entspricht. Auch Terrorakte treffen nicht zufällig, sondern *gerade* die Unschuldigen, aber meist nur Wenige, gewissermaßen stellvertretend für das Kollektiv, dem die Drohung gilt. Trotha jedoch kündigte in seiner Proklamation an (und befahl somit auch seinen Truppen), *alle* (männlichen) Herero niederzumachen, die unglücklich genug waren, die Wege der deutschen Patrouillen zu kreuzen.

Hinzu kommt, dass mit der Proklamation die letzte Exit-Option, die vielleicht noch in Frage gekommen wäre, die bedingungslose Unterwerfung auf »Gnade und Ungnade«, endgültig wegfiel.[120] Mochte ein solches

Völkermordes erfüllt. Es wirft sich außerdem die Frage auf, ob ein kommandierender General überhaupt das Recht besaß, »Untertanen« des Reiches – was auch immer dies mit Blick auf die »Eingeborenen« bedeuten mochte – zu expatriieren, wie er es tatsächlich tat.

119 Chef des Großen Generalstabes an Reichskanzler, Berlin, 16.12.1904, BArch., R1001/2089. Bl. 108.

120 In diesem Zusammenhang ist folgender Tagebucheintrag Trothas instruktiv: »Ich glaube, daß sie [die Herero, MH] in Kürze mit Friedensanträgen kommen werden. Wenn ich nur die mögliche Form fände, noch die weiße Flagge zu schießen. Sie müssen vernichtet werden. Vielleicht kommt es aber noch ganz anders« (Tagebuch Trotha, TA 122/15, Eintrag 20.6.1904). Der Eintrag verweist einmal mehr auf die Ruchlosigkeit des Generals, der am liebsten auf die Herero schösse, wenn sie sich ergäben. Der Eintrag macht aber auch deutlich, dass dies nicht ohne weiteres möglich wäre und Trotha erst

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ergeben zuvor bereits hoch riskant gewesen sein, bedeutete es nunmehr den sicheren Tod, da auf jede Person geschossen wurde, die sich innerhalb der Grenzen des Schutzgebietes aufhielt. Auch weil die Proklamation die letzte Exit-Option aufhebt, markiert sie einen Wendepunkt des Gewaltprozesses, denn sie führt zur endgültigen Entfesselung »autotelischer« Gewalt: Es geht nur noch darum, den Gegner ›verschwinden zu machen‹. Von der Vertreibung zur Ausrottung ist es dann auch nur noch ein sehr kurzer Schritt.

Bereits im August 1904 hatte Trotha für den Fall des endgültigen Scheiterns seines ›konventionellen‹ Vernichtungsplans eine neue Strategie ins Auge gefasst, die darin bestand, die Herero »in englisches Gebiet zu drängen, und dann dort eine starke Grenzbesetzung zu lassen«.[121] Diese Strategie trat erst im Oktober in Kraft, aber reichte in eine Phase des Krieges zurück, in der die Lage der Herero wohl noch nicht so verzweifelt war und sich die Deutschen noch weniger ein klares Bild davon machen konnten. Dass das Hauptquartier alle diplomatischen Beziehungen zu den Herero abgebrochen hatte (resp. nie welche aufgenommen hatte), dass es im Grunde keinerlei Beziehung zu dem Gegner hatte,[122] die Zeichen nicht zu deuten verstand und auch nicht auf die Ratschläge der »alten Afrikaner« hören wollte,[123] erschwerte die Beurteilung der Lage erheblich, zumal offenbar niemand die Omaheke wirklich kannte.[124] Das

Vorwände finden müsste, um dies tun zu können. Die Unterwerfung von Herero hätte in eigene Bedrängnis gebracht, denn er hätte sie unter Umständen annehmen müssen. Der Weg war also nicht grundsätzlich verstellt (wenn er auch riskant war, wie der Eintrag zeigt). Auch ein anderes Beispiel weist darauf hin. Den Erwartungen Trothas entsprechend, wies Major von Estorff den kriegsmüden Herero-Führer Salatiel Kambazembi an, fortan keine Boten mehr zu ihm zu schicken, es sei denn, sie meldeten: »Salatiel unterwirft sich«. Verhandlungen waren ausgeschlossen, eine bedingungslose Unterwerfung aber offenbar nicht (Abschrift einer Botschaft vom 18.7.1904, BArch., R1001/2089, Bl. 134).

121 In einem großen Bogen, der von Otjituuo in südwestlicher Richtung den Omuramba Omatako entlang bis zum Waterberg, in östliche Richtung bis zu dem Eiseb und den Epukiro entlang reichte, besetzten resp. kontrollierten deutsche Truppen die bekannten Wasserstellen.

122 Auch Franz Epp (2005: 289) war ein Neuankömmling; er hielt – im Unterschied zu Offizieren wie Estorff – Trothas neue Strategie für »ganz sachgemäß«: »Erledigt sind die H[erero] noch nicht […]«.

123 Estorff hatte Trotha im September darauf hingewiesen, dass sich die Herero am Rande der Ausrottung befanden (Estorff 1979: 117), aber die »alten Afrikaner« wurden im Hauptquartier, wie viele Kriegsteilnehmer übereinstimmend berichten, »bespöttelt« (Eckl 2005: 294).

124 Wie der Feldgeistliche P.A. Ziegenfuß bemerkte, wussten selbst die »alten Afrikaner« nichts über die Omaheke. Die Umstände, die man dort vorfand,

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Hauptquartier neigte außerdem dazu, von für es selbst ungünstigeren Einschätzungen auszugehen.

Man darf dabei nicht vergessen, dass die deutschen Militärs sich mit einem Gegner konfrontiert sahen, der sich evasiver Strategien zu bedienen wusste und eine gelungene Flucht unter Umständen als operativen Erfolg verbuchte. Hinzu kam, dass den Herero aufgrund ihrer teilweise nomadischen Lebensweise die Bewältigung langwieriger und beschwerlicher Migrationsbewegungen zuzutrauen war. Nicht nur verstanden sie es, »Feldkost«[125] aufzuspüren, sondern sie kannten auch die alten Handelsrouten, die durch die Omaheke führten, und damit – im Unterschied zu ihren Verfolgern – die Lage von Wasser- und Weidestellen (vgl. Lindholm 2006).

Wenn Trotha gegenüber Schlieffen die Möglichkeit nicht ausschließen wollte, dass sich die Herero in der Omaheke würden behaupten oder auf englisches Gebiet würden zurückweichen können, dürfte er aufrichtig gewesen sein. Immerhin musste er damit sein Scheitern einräumen, was ihm angesichts des angespannten Verhältnisses zu Schlieffen nicht leichtgefallen sein kann.[126] Deswegen ist es möglich, dass Trotha, als er die Proklamation erließ, von einer Lage ausging, in der er sich von seinen Maßnahmen nicht mehr erhoffen konnte, als die Herero durch

überraschten: »Das allgemein als wasserlos, oder doch als recht wasserarm bezeichnete Sandfeld wies […] zuweilen sehr reichhaltige, gute Quellen, selbst größere Wasserstellen auf und diese besetzte und behauptete aufs hartnäckigste der mit einer großen Menge Vieh geflohene Feind« (»Aus meinen Kriegserlebnissen. Vortrag, gehalten von P.A. Ziegenfuß«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 1.6.1905, 1. Beilage). Noch am 14.12.1904 führte die *DSWAZ* (»Der Aufstand«, S.1) aus: »Es ist erfahrungsgemäß zu erwarten, dass, wenn man den versprengten Feind jetzt in Ruhe lassen würde, er sich während der Regenzeit erholt und Vieh zusammenraubt, um nachher die Feindseligkeiten, wenn auch in kleinerem Maßstabe, wieder zu eröffnen, denn er hat jetzt erst recht nichts mehr zu verlieren.«

125 Dabei handelte es sich vorwiegend um Wurzeln und Knollen wildwachsender Pflanzen.

126 Einmal geht aus dem Bericht des bayerischen Militärbevollmächtigten Nikolaus Ritter von Endres hervor, dass Schlieffen gegen die Ernennung von Trothas war (vgl. Kuß 2010: 83 [Anm. 1]); offenbar entsandte Schlieffen mit Bedacht einen Abteilungschef aus dem Großen Generalstab als Stabschef Trothas, Martin Chales de Beaulieu, der hinter dem Rücken Trothas an ihn berichtete und sich mit ihm austauschte, bis es darüber zum Konflikt mit Trotha kam (vgl. Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 22.7.1904) und Chales de Beaulieu wahrscheinlich unter einem Vorwand das »Schutzgebiet« verließ (NL Viktor Franke [BArch., Nl. 30/3a], Einträge 1. und 13.9.1904). Wie noch zu sehen wird, nahmen die Spannungen mit Schlieffen immer weiter zu.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Einschüchterung von einer künftigen Rückkehr ins Schutzgebiet abzubringen.

Dies änderte sich in der Folgezeit – während wohl auch Trothas Bericht vom 4. Oktober Schlieffen erreichte und zum Handeln bewog. Für Trotha wurde in den weiteren Wochen immer klarer, dass die Herero den Truppen nichts mehr entgegenzusetzen hatten, dass sie sich im Sandfeld kaum würden halten und große Teile von ihnen auch nicht englisches Gebiet würden erreichen können; vielmehr wurde deutlich, dass ein großer Teil derer, die nicht den deutschen Kugeln zum Opfer fielen, Krankheiten, Hunger und Durst erlagen. Trotha schrieb am 26. Oktober an Schlieffen: »Die eingehenden Meldungen [von] Mühlenfels bestätigen die Nachricht von dem allmählichen Untergang der Nation der Herero in der Omaheke.«[127] Als sich somit herauszustellen begann, dass der »Terrorismus« dazu angetan war, den Gegner auszurotten, als also die mörderischen Folgen des deutschen Vorgehens immer deutlicher zutage traten,[128] aber unverändert daran festgehalten wurde, wurde die Schwelle zum Genozidalen endgültig überschritten. Mit Dirk Moses (2004) zu reden, war in der Entwicklung der »genozidale Moment« dann erreicht, als sich Trotha der Folgen seines Handelns bewusst wurde, es bejahte und entschied, daran festzuhalten.[129]

Die Dynamik der Entgrenzung

Isabel Hull (2005: 45ff) geht davon aus, dass die Gewalt während der Verfolgungsoperationen Schritt um Schritt entgrenzte. Dabei nimmt sie an, dass sich die genozidale Eskalation mehr oder weniger aus der sturen Befolgung des Standardprocedere der preußisch-deutschen Militärdoktrin und der besonderen Rolle des Militarismus ergab. Allerdings lässt sie so

127 Trotha an Schlieffen, 26.10.1904, Abschrift in: TA 315, 2a, Anlage 20/1f..

128 Nach der Darstellung des Großen Generalstabs wurden die Konsequenzen der deutschen Maßnahmen erst nach Beginn der Regenzeit evident (Großer Generalstab 1906: 218), und die Niederschläge können frühestens im November 1904 ein Niveau erreicht haben, das es den Truppen ermöglichte, bis zur östlichen Grenze des Schutzgebiets vorzustoßen und sich des ›Erfolgs‹ der bisherigen Operationen zu vergewissern.

129 Helen Fein hat in *Genocide. A Sociological Perspective* (1993) – in pointierter Abkehr vom alltagssprachlichen und juristischen Verständnis von Intentionalität und im Rekurs auf Robert Merton – einen Begriff intentionalen Handelns entwickelt, der besagt, dass dieses sich nicht nur auf die unmittelbar bezweckten, sondern auch auf die lediglich vorhersehbaren Konsequenzen des eigenen Tuns erstreckt (Fein 1993: 19). Insofern bilden auch die hier vorgenommenen Einschränkungen kein Hindernis, mit Blick auf die Geschehnisse in DSW von Genozid zu sprechen.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

unberücksichtigt, dass Trothas Kurs unter Militärs alles andere als unumstritten war und dass man in Berlin den Eindruck gewann, dass in Südwest manches aus dem Ruder lief. Offenbar trieb es Trotha zwar nicht so weit, dass Schlieffen oder Bülow in Erwägung zogen, ihn seines Kommandos zu entheben, aber die durch die Proklamation geschaffene Lage – von der sie wohl erst in der zweiten Novemberhälfte erfuhren – schien ihnen doch so ernst, dass sie einschreiten und eine Kurskorrektur durchsetzen zu müssen meinten. Wie gravierend dieser Eingriff in die Kommandogewalt Trothas bereits war, wird an der Heftigkeit seiner Reaktionen deutlich.

Nachdem die Chronologie des Geschehens geklärt ist, können wir uns der von George Steinmetz (2007: 180) aufgeworfenen, entscheidenden Frage zuwenden, wie das Umschlagen eines über weite Strecken begrenzten in einen genozidalen Feldzug zu erklären ist. Offensichtlich führt die Annahme eines eliminatorischen Rassismus auf Seiten Trothas allein nicht weiter, denn obwohl Trotha durch Verhängung des Kriegsrechts schon bei seiner Ankunft in Südwest mit weitreichenden Vollmachten ausgestattet war, beließ er es lange Zeit bei einer ›konventionellen‹ Kriegführung. Was brachte den General schließlich dazu, diesen Weg zu verlassen, die Gewaltschraube immer weiter anzuziehen und gegen alle Widerstände einen Kurs einzuschlagen, der kaum Aussichten auf Erfolg gewährte, dabei die eigenen Truppen aufzureiben drohte und immer deutlicher auf die Ausrottung der Reste der Herero abhob?

Die Gewaltentgrenzung wird aus dem Scheitern der ursprünglichen Pläne resp. daraus erklärlich, was dieses nicht für möglich gehaltene Scheitern für Trotha bedeutete. Die hier vorgeschlagene Erklärung greift auf den erstmals von der Psychologin Helen B. Lewis (1971, 1987) beschriebenen und von Thomas J. Scheff sowie Suzanne M. Retzinger in die gewaltsoziologische Debatte eingeführten »Scham-Wut-Mechanismus« zurück (Scheff/ Retzinger 2001; Scheff 2000). Zunächst will ich darlegen, was ich unter Scham verstehe, um in weiteren Schritten die übrigen Komponenten dieses Mechanismus offenzulegen und zu erläutern.

Scham und Wut

Scham entsteht aus der Erfahrung der Diskrepanz von Ich-Ideal und realem Selbstbild (vgl. Piers/Singer 1971: 70; Lewis 1971: 40ff), die sich typischerweise unter den Augen ›der Anderen‹ abspielt, immer aber zumindest einschließt, dass sich das seiner schämende Selbst mit den Augen ›der Anderen‹ betrachtet (Katz 1999: 148). Dies macht die Scham zu einem eminent sozialen Affekt, wenn nicht zu *dem* »gesellschaftlichen Affekt par excellence« (Heller 1980: 111). Wie Sighard Neckel im Anschluss an Georg Simmel feststellt, betrifft die erfahrene – oder genauer: offenbarte – Inkompetenz keine bloß akzidentelle Fertigkeit, die

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

das Selbst beherrschen oder auch nicht beherrschen kann, ohne dass dies sein ›Wesen‹ affizierte; vielmehr enthüllt dieses Unvermögen in der Wahrnehmung des betroffenen Selbst immer auch eine Unvollkommenheit der Person ›an sich‹ (Simmel 1995: 142f.; Neckel 1991: 85). Deswegen wird die Schamerfahrung auch oft als so gravierend empfunden, wie Neckel (1991: 25) unterstreicht: »Wer sich schämt, verachtet sich, der ist sich fremd geworden, und Fremdheit schlägt ihm entgegen, wurde er von und vor anderen beschämt«. Dies verdeutlicht zugleich, wie eng das Gefühl der Scham mit dem zusammenhängt, was Sigmund Freud »soziale Angst« nannte, und dabei die Angst vor dem Liebesverlust im Blick hatte, den die negative, missbilligende Aufmerksamkeit ›der Anderen‹ nach sich zu ziehen droht (Freud 1999b: 484). Daher schreiben Scheff und Retzinger (2001: 5) dem Affekt der Scham die Funktion zu, dem Selbst den Stand seiner sozialen Beziehungen anzuzeigen resp. diesem zu signalisieren, wann sie gefährdet sind. Nach Retzinger (1987: 155) stellen Emotionen immer auch Reaktionen auf Krisen (»crisis responses«) dar und besitzen eine Signalfunktion, indem sie das Selbst innerlich warnen, wenn etwas nicht ›richtig läuft‹.[130] So nimmt Retzinger weiter an, dass Scham eine regulative Bedeutung besitzt, indem sie das Selbst in die Lage versetzt, sich im Umgang mit Anderen so zu verhalten, dass es die ihm wichtigen Beziehungen aufrechterhalten kann. Diese Überlegung macht deutlich, dass Scham nicht etwa per se pathologisch oder dysfunktional ist, sondern ein Affekt, der Menschen in die Lage versetzt, soziale Beziehungen zu erhalten.

Dennoch fordert sie einen hohen Preis. Scham selbst ist schambehaftet: Man schämt sich ihrer (Wurmser 2007: 82), und deswegen verbindet sich damit auch so oft der Drang, davonlaufen, sich verstecken oder gar ›sterben‹ zu wollen – aber eben auch der Impuls, Scham zu verleugnen und zu verdrängen (Lewis 1971: 37f.). Denn in der Scham erfährt sich das Selbst, wie Jean-Paul Sartre bemerkt hat, als *Objekt* der Aufmerksamkeit Anderer. Von der Scham überwältigt und paralysiert, erlebt es sich in einer passiven Rolle (Lewis 1971: 41, 198). Schließlich konfrontiert diese das Selbst mit seiner strukturellen Anerkennungsbedürftigkeit sowie mit der Tatsache, dass es trotz aller Selbständigkeit, die es in Anspruch nimmt, sich selbst nicht ganz genügt. Vor allem aber ist es wichtig zu sehen, dass wenn die Scham auch in die Lage versetzt, soziale Beziehungen wiederherzustellen und zu erhalten, dies nicht bedeutet, dass sie die Rückkehr zu dem ursprünglichen Zustand dieser Beziehungen ermöglicht. Man mag sich durch die Scham auch erfolgreich gegen die Typisierungen durch Andere wenden und vermittels dieser

130 Wie Angst eine Bedrohung für das physische Selbst signalisiere, zeige Scham eine Bedrohung für das soziale Selbst an, wie Scheff (2000: 51) sinngemäß festhält.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Reaktion zu erkennen geben, dass das, wessen man sich schämt, nicht repräsentativ für die Person ›an sich‹ sei; aber indem man sich schämt, bekennt man, gefehlt zu haben, und ordnet sich so dem Urteil der Anderen unter. Dies beeinträchtigt aber die weitere Interaktionsmächtigkeit der Person: Sie kann nicht mehr ohne weiteres Normgeltung einklagen, nachdem sie sich zuvor selbst darüber hinweggesetzt hatte. Vielmehr steht sie selbst unter Beobachtung und ist zu demonstrativer Konformität genötigt (vgl. Neckel 1991: 99f., 106). Insgesamt ist Scham wenig mit dem Anspruch auf Autonomie und Würde verträglich. Diejenigen Kulturen, in denen diese Werte eine maßgebliche Rolle spielen – Scheff (2000: 43) hat dabei besonders »nicht-traditionale«, »westliche« Kulturen im Sinne – sind besonders disponiert, Scham zu perhorreszieren und zu verleugnen.

In ihrer therapeutischen Praxis bemerkte Lewis, dass Scham generell meist verleugnet wird. Sie unterscheidet zwei Formen des ›Verstellens‹: zum einen die offene, nichtidentifizierte Scham, die heruntergespielt, falsch benannt oder verfremdet wird, aber immerhin nicht ganz und gar verkannt wird, zum anderen die »umgangene« (»bypassed«) Scham. Die »Umgehung« ist eine besondere Form von Abwehr, welche die Entwicklung von Schamgefühlen und das Aufkommen des damit verbundenen Schmerzes verhindert (Lewis 1971: 38), dabei aber auch dem Auflösen oder Abführen der Scham im Wege steht. »Umgangene« Scham ist gewissermaßen »rekursiv«, sie nährt sich aus sich selbst und kehrt so immer wieder (Scheff 2000: 61). Da sie nicht zugelassen wird, kommen auch ihre eigentlichen Ursachen nicht in den Blick, und deswegen kann sie auch nicht abgebaut werden. Stattdessen setzt sie Sequenzen von Emotionen frei, von denen eine Abfolge besonders zerstörerisch und in diesem Kontext von entscheidender Bedeutung ist: Gemeint ist die Sequenz, in der sich die »umgangene« Scham in Wut übersetzt und schließlich in Gewalt münden kann. Generell kann Ärger durchaus gerechtfertigt sein, und wenn er sich nicht mit Scham vermengt, rasch verfliegen und maßvoll bleiben; somit versetzt er in die Lage, in den betreffenden sozialen Beziehungen notwendige Justierungen vorzunehmen. Jedoch neigt er in Verbindung mit »umgangener« Scham dazu, sich zu blinder Wut, zu Hass und Ressentiment zu steigern und zu verstetigen. Dann dient Ärger vor allem dazu, Scham zu verbergen und die nicht zugelassenen Gefühle auf die Außenwelt zu projizieren (Scheff 2000: 113). Da sich Wut, Hass und Ressentiment nicht gegen ihre eigentlichen Ursachen richten und daher auch keinen adäquaten Bewältigungshandlungen darstellen, erneuern sie sich beständig; damit verstrickt sich das Selbst in einer Spirale, aus der es nicht mehr ohne weiteres herausfindet. Sein weiteres Handeln nimmt in der Folge obsessive und zwanghafte Züge an.

Meine These lautet, dass sich Trotha nach dem Fehlschlag am Waterberg immer tiefer in einer solchen »Scham-Wut-Spirale« verfing

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und dass sein Handeln davon bestimmt war. Somit ist in dieser Spirale der Mechanismus zu erblicken, der für die stete Entgrenzung der Gewalt sorgte.

Der Untersuchung eines historischen Falles sind unweigerlich Einschränkungen auferlegt. Lewis etwa saß ihren Patienten gegenüber, konnte ihre Mimik und Gestik beobachten und dabei auf die Lautstärke oder den Tonfall ihrer Äußerungen achten. Scham drückt sich in aller Regel leiblich – etwa durch das Senken des Blicks, die Vermeidung von Augenkontakt oder das Schließen der Augen – aus, und das sogar ausschließlich, wenn es sich um »umgangene« Scham handelt. Die Fotostrecken, die Retzinger (1987) zur Analyse dieser Schamvariante heranzieht, unterstreichen dies. Auch konnte Lewis gegebenenfalls gezielt nachfragen. Dies alles liegt hinsichtlich eines historischen Falles nicht vor resp. ist dabei offensichtlich nicht möglich. Mehr noch, die Texte, die zur Verfügung stehen, unterliegen bisweilen mehrfacher Bearbeitung. Bisweilen werden darin Emotionen zur Sprache gebracht, die in bestimmten Situationen aufkamen und diese prägten, aber auch die handschriftlichen Tagebücher und Briefe entstanden durchweg zeitversetzt, typischerweise am Ende des Tages, wenn das Ego die Ruhe und Muße fand, das Erlebte zusammenzufassen und gegebenenfalls zu versuchen, sich auch auf die eigenen Reaktionen und Handlungen erst einen Reim zu machen. Oft liegen die Texte in maschinengetippter oder gar in edierter, mehrfach überarbeiteter Form vor. Erst recht dann stellen die Texte immer wieder zugleich Rationalisierungen des Geschilderten dar. Der Bearbeitung eines historischen Falles sind diese Einschränkungen unweigerlich auferlegt. Allerdings darf nicht unerwähnt bleiben, dass Scheff – teilweise gemeinsam mit Retzinger (Scheff 2000, Scheff / Retzinger 2001) – selbst auch den »Scham-Wut-Mechanismus« an einem historischen Fall erprobte. Seine Analysen des Aufstiegs und der Politik des Nationalsozialismus mit besonderer Berücksichtigung der Person Adolf Hitlers stützen sich auf einschlägige historische Darstellungen sowie edierte Memoiren, kommen aber dessen ungeachtet zu Ergebnissen, die durchaus ernst zu nehmen sind. Jüngst haben noch einmal die Soziologen Sabine Haring und Helmut Kuzmics in der eindrucksvollen Studie »Emotion, Habitus und Erster Weltkrieg« die Validität von Scheffs Analysen hervorgehoben (Kuzmics / Haring 2013: 34). Im Unterschied zu Scheffs Studien stützt sich die vorliegende Arbeit auf eine ungleich breitere Quellenbasis der vorliegenden Arbeit und liefert eine deutlich ausführlichere Rekonstruktion des Kontexts.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Verleugnung

Da die Kolonialherren den Aufstand auch als Angriff auf das Prestige des Deutschen Reiches betrachteten, war der Konflikt von Beginn an in besonderer Weise aufgeladen.[131] Schon die bloße Tatsache dieses großflächigen Aufstandes war schmachvoll, weil sie vor den Augen der Weltöffentlichkeit die Kolonisierungsfähigkeit der jungen Großmacht Deutschland in Frage stellte.[132] Wohl auch deswegen reagierte Trotha kurz nach seiner Ankunft in DSW so erbost auf den in einer Kolonialzeitung abgedruckten Brief eines

131 Im Zuge der Reichstagswahlen von 1907, den sogenannten »Hottentottenwahlen«, wurde dies einmal mehr deutlich. »Hier steht nur die deutsche Ehre auf dem Spiel«, lautete die stets wiederkehrende Formel der »national Gesinnten« (StaBiB, RTW 1903–1912, Nr. 76: »Kameraden des Deutschen Kriegerbundes!«), die auch dazu neigten (wie für die Scham und Schamangst typisch), sich resp. das Deutsche Reich mit den Augen seiner Rivalen zu betrachten: »Die ganze Welt sieht jetzt auf uns« (StaBiB, RTW 1903–1912, Nr. 74: »Für die Kämpfer in Südwestafrika!«). Man befürchtete, dass wenn man es verpasste, »[a]lles freudig an die Ehre« zu setzen, sich mit Gewalt Achtung zu verschaffen und »gefürchtet« zu werden, man »unsere Feinde geradezu auffordern [würde], den Schlag zu führen« (StaBiB, RTW 1903–1912, Nr. 67: »Das ist Wahrheit!«, S. 3). Aus dieser Sicht nahmen die Kämpfe in Südwest eine Tragweite an, die weit über die Herrschaftsinteressen in Afrika hinauswies: Die junge Großmacht war auf die Probe gestellt, und ob sie diese Prüfung unter den Augen ihrer europäischen Rivalen annahm, sie meisterte und unbedingte Stärke bewies, schien für ihre Fortexistenz von Belang.

132 Beschämend war diese Tatsache auch aus der vergleichsweise moderaten paternalistischen Sicht. Wenn den indigenen ›Mündeln‹ die Autonomie abgesprochen wurde und die Kolonialherren zu ihrem Besten zu handeln vorgaben, warf die Auflehnung der ›Mündel‹ unangenehme Fragen auf und stellte die Fähigkeit der Kolonialherren, ihrem Anspruch zu genügen, nachdrücklich in Frage. Vollends wenn ein Aufstand – wie in DSW – die Kolonialherren wie aus heiterem Himmel traf und damit offenlegte, wie wenig sie von den Nöten und Bedürfnissen ihrer ›Schutzbefohlenen‹ tatsächlich wussten, zeigte der Aufstand in unerbittlicher Weise die Diskrepanz auf, die zwischen dem verblasenen Ich-Ideal der Kolonisatoren und realem Selbst klaffte. Eine Strategie der Verleugnung bestand darin, die Indigenen zu hinterhältigen, heuchlerischen »Bestien«, zu grausamen »Wilden« und Feinden jeder Ordnung zu stilisieren. Die Immunität dieser Deutungsmuster gegen ihre Widerlegungen – die Aufständischen hätten sich mit der staatlichen Ordnung selbst arrangieren können und gingen im Krieg keinesfalls wie »Bestien« vor – verweist auf die Bedeutung, die sie für die Kolonisatoren hatten: Sie stützten ihr Selbstbild. Allerdings taten sie es um den Preis dessen, was sich mit Scheff (2000: 98) als »vilification of enemies« bezeichnen lässt. Diese fiel so extrem aus, dass die Kluft, welche die Parteien trennte, erst recht als unüberbrückbar angesehen wurde.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Engländers, der behauptete, »England sei das einzige Land, das was davon versteht [, zu kolonisieren]«.[133] Als junge Großmacht war sich das Deutsche Reich seiner selbst nicht sicher – und war stets versucht, diese seine Unsicherheit mit Gewalt zu überspielen. Das Problem verschärfte sich, als sich Rückschlag an Rückschlag reihte und Trotha sich als unfähig erwies, den Feldzug zu dem gewünschten Ende zu bringen, denn damit litt nun auch das *militärische* Prestige der »Victory Culture«. Wie Scheff (2000: 96) bemerkt, ist ›Prestige‹ ein Codewort für die Vermeidung von Scham.

Scham selbst wird als beschämend empfunden. Bestimmte Kulturen und Milieus sind ihr allerdings in besonderer Weise abhold; dazu zählt das Wilhelminische Deutschland und seine »gute Gesellschaft« im Speziellen. Deren primäres integratives Element war das Ethos des Militäradels, was nicht zuletzt mit den besonderen Umständen zusammenhing, unter denen sich die deutsche Einigung als »Revolution von oben« (Erich Ludendorff) vollzogen hatte.[134] Nicht zufällig bestand das wohl auffälligste Kennzeichen der sozialen Herausgehobenheit der Oberschichten in einer Form privatisierter Gewalt von unzweideutig militäraristokratischer Provenienz: dem Duell. Die liberalen und humanistischen Traditionen traten mehr und mehr in den Hintergrund und machten einem militäraristokratisch gefärbten »Kult der Unerbittlichkeit« Platz (Elias 1992: 272). Nach dieser Ideologie, von Friedrich Nietzsche in eine philosophische Fassung gebracht, war das Leben ein einziger »ständige[r] Kampf aller mit allen«, angesichts dessen die Schwachen nichts galten und alles Mitleid verpönt war (ebd.: 237, 144f.). Eine Ideologie, die solchermaßen jegliche Schwäche perhorreszierte, verwarf auch jedes

133 Tagebuch Trotha, TA 122/15, Eintrag 1.7.1904.

134 Ich stütze mich im Weiteren auf Norbert Elias' Analyse in den *Studien über die Deutschen* (1992). Elias weist darauf hin, wie sehr das deutsche Bürgertum zum Ende des 19. Jahrhunderts seine liberalen und ›humanitären‹ Tradition vergaß. Schließlich war das Bürgertum in seinem Ansinnen, 1848/49 die nationale Einigung – und Demokratisierung – hervorzubringen, gescheitert; die Einheit wurde stattdessen unter der Regie der traditionellen Eliten, der Fürsten und Militärs unter der Vorherrschaft des Adels, hergestellt, und zwar im Zuge von Kriegen (1866–1871). Dies brachte es mit sich, dass das Kriegerethos des Militäradels zum Modell für die Oberschicht wurde, an dem sich das Bürgertum orientierte. Das Militär war ein »wichtiger Motor innerer Nationsbildung unter konservativ-obrigkeitlichen Vorzeichen« (Frevert 1997: 45). Die »gute Gesellschaft« war damit die »satisfaktionsfähige Gesellschaft«, und das Duell ihre charakteristische Institution. Auf dem militärischen Sektor waren es Kadettenanstalten und Kriegsschulen, auf dem zivilistischen Sektor vor allem schlagende Verbindungen, welche die Integration und Vereinheitlichung der Oberschicht sicherten. Kurzum, das Bürgertum absorbierte den ihm zunächst fremden Kanon und assimilierte sich an den Militäradel.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Eingeständnis von Schwäche, wie es die Scham war, als ›würdelos‹ und ›anstößig‹. Die »Ehre«[135], die gewissermaßen überdeterminiert und zugleich die Ehre des Offiziers wie des Mannes war, ließ ein solches Eingeständnis nicht zu.[136]

Wie kaum ein anderer stand Trotha für die Wilhelminische Oberschicht und deren Ethos. Er entstammte dem Schwertadel, war selbst Offizierssohn und hatte seine militärische Laufbahn in einem der prestigereichen Garderegimenter[137] begonnen. Wie sehr er das Standesethos verinnerlicht hatte, wird nicht zuletzt an der Strategie deutlich, für die er stand und von der er – vor allem – nicht mehr lassen wollte. Sein Beharren auf dem »Prius der Gewalt« lässt sich als eine eindimensionale militärstrategische Konkretion dieses Standesethos verstehen, der es in allererster Linie darauf ankam, immerzu und ohne Kompromisse Stärke sowie unbedingte Überlegenheit zu demonstrieren und jegliche Anwandlung von Schwäche zu unterdrücken. Lehnte Wilhelm II. Leutwein als Kommandeur ab, weil er beispielsweise dem Gegner ein gewisses Maß an Verständnis und Empathie entgegenbrachte, das Losschlagen hinauszögerte oder schließlich die nötige Entschlossenheit sowie Härte vermissen ließ, und wünschte sich stattdessen einen Offizier, dem derlei Skrupel und Kautelen fremd waren und der nur allzu gerne bereit war, den

135 Ehre sei hier als »symbolisch generierte Interaktionsfähigkeit« verstanden (Luhmann 2010: 96). Als »*symbolisch* generierte« deswegen, weil sie in der Meinung der Anderen besteht, der ›Peers‹, und deswegen auch das »schlechthin Verletzliche« ist (Hegel 1985: 538). Das Haben oder Nicht-Haben von Ehre entscheidet allerdings darüber, wer in einem Sozialverband ›zählt‹. Sie markiert die Unterwerfung unter die Normen einer Gruppe und konstituiert so die Interaktionsfähigkeit des Einzelnen, denn Ehre ist immer partikular (anders Vogt 1997), immer die Ehre einer bestimmten Gruppe oder eines bestimmten Verbandes (vgl. Weber 1990: 534; Simmel 1992: 486).

136 Die Ehre des Bürgers war ihrem Ursprunge nach die in das bürgerliche Leben transponierte Ehre des Offiziers. Die militärischen Ehrbegriffe aber formten auch die Geschlechtsidentität des Mannes und die damit verbundenen Rollenerwartungen. Wie Ute Frevert (2008: 58, 1997b: 146ff) gezeigt hat, fungierte das Militär im Kaiserreich als »Schule der Männlichkeit« und erzeugte resp. verbreitete die »hegemoniale[n] Männlichkeitsbilder« jener Tage. Sabina Brändli (1997: 203) hat diesen Prozess näher beleuchtet: Der zivile Begriff der Geschlechterzugehörigkeit geriet in den militärischen Diskurs, prägte das militärische Leitbild und kehrte dann als militärisch aufgeladener Begriff in den zivilen Diskurs zurück. Fortan wurde »Männlichkeit […] auch im zivilen Leben vornehmlich an militärischen Tugenden gemessen«.

137 Diese zeigte sich nicht zuletzt daran, dass die Adelsquote des Offizierskorps besonders hoch war (vgl. Endres 1927: 296, 316).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Aufstand »mit allen Mitteln« niederzuschlagen, fand er in Trotha zweifellos die richtige Besetzung.[138]

Das Problem war, dass Trotha dieses Ethos, an dem es Leutwein offenbar hatte vermissen lassen, in einem Maße erfüllte, dass es sich verheerend auszuwirken begann, als der Feldzug nicht die gewünschten Erfolge zeitigte. Der Feldzug gegen die Herero bestätigt die Beobachtung, dass der überzogene, »ritterliche« Militarismus jener Tage, wie ihn Trotha verkörperte, der militärischen Leistung nicht nur nicht förderlich, sondern sogar abträglich sein konnte (Endres 1927: 294). Wegen seiner Versessenheit auf Stärke tat sich Trotha schwer einzugestehen, dass seine Strategie gescheitert war, die Prämissen seines Vorgehens zu überdenken und den Feldzug neu auszurichten. Schon im Vorfeld der Schlacht am Waterberg hatte es nicht an Stimmen gefehlt, die vor den Schwierigkeiten warnten, denen sich eine operative Kriegführung in Südwest gegenübersah; je deutlicher sich zeigte, dass die kritischen Stimmen Recht behalten hatten, desto verbissener hielt Trotha jedoch an seinem Vorgehen fest.[139] Jede Korrektur wäre einem Eingeständnis der Fehlbarkeit und Schwäche gleichgekommen. Trotha fand sich dazu nicht bereit und lehnte alternative Wege wie Verhandlungen ab, und zwar umso kategorischer, je unausweichlicher sie schienen. Im Dezember 1904 wies er einmal mehr den Vorschlag eines Offiziers zurück, mit den Herero in Verhandlungen einzutreten. Gerade *weil* die Einwände gegen seinen Kurs *zutrafen*, dass nämlich die Truppen im Süden des Schutzgebietes gebraucht würden, wo die Nama (-Oorlam) die Waffen erhoben hatten, oder dass die Lage der Truppen am Westrande der Omaheke infolge von Hunger, Durst und Krankheiten längst unhaltbar geworden war, schien es ihm der »schlechteste Moment für Unterhandlungen« zu sein, da er befürchtete, dass sich die Herero sagen würden, »die Deutschen werden mit den Witboi und Morenga nicht fertig, deshalb unterhandeln sie mit uns«.[140] Fatalerweise war sein Feldzug ein einziger »Feldzug der Enttäuschungen« (Montague 2006: 114), so dass sich ein – aus Trothas Sicht – günstiger Moment für Unterhandlungen nicht mehr einstellen wollte.

138 Diese Strategie knüpfte auch nahtlos an Trothas rassistische Vorstellungen an. Wenn er schrieb, er »kenne genug Stämme in Afrika. Sie gleichen sich alle in dem Gedankengang, dass sie nur der Gewalt weichen«, zeugte dies – entgegen seiner Absicht – nicht von seiner Kennerschaft afrikanischer Völker, sondern von seiner völligen Beziehungslosigkeit. Da keinerlei Dialog bestand oder auch nur möglich war, weil Trotha ihn verweigerte, blieb nur die Gewalt, die es an Eindeutigkeit nicht vermissen ließ (vgl. Trotha an Leutwein, 5.11.1904, BArch., R1001/2089, Bl. 101).

139 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 23.9.1904.

140 Trotha an Hülsen-Häseler, 10.12.1904, Abschrift in: TA 315, 2a, Anlage 33/2.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Entgrenzung der Gewalt war nicht so sehr Ausdruck einer ursprünglichen, während ihres Vollzugs nur immer klarer zutage tretenden eliminatorisch-rassistischen Vernichtungsabsicht. Sie erwuchs vielmehr aus Trothas Angst, als schwach dazustehen, speiste sich aus der Scham ob der wiederholten Fehlschläge sowie der Unfähigkeit, diese Scham zuzulassen, und bildete den unmittelbaren Niederschlag der Wut, in welche die unterdrückte Scham schließlich umschlug. Von einer Korrektur seines Kurses wollte Trotha nichts wissen. Monoton beantwortete er jeden neuerlichen Rückschlag mit Wut und noch mehr Gewalt. Sein Handeln war nicht so sehr Ausfluss einer rational erwogenen Strategie, sondern – je länger sich der Krieg hinzog, desto mehr – Niederschlag von Emotionen wie Wut und schließlich Hass. Unter der Hand mutierte der Feldzug zum Selbstweck und degenerierte zu einem Abreagieren von Aggressionen.

Verschiedene Faktoren, die Trotha zur Unterdrückung der Scham disponierten, kamen in diesem Falle zusammen. Zum einen stellte Trotha einen veritablen, seiner selbst bewussten Repräsentanten der Oberschicht dar. Der Kontrast zu Leutwein hätte kaum schärfer ausfallen können. Leutwein legte einfach nicht das »emotionale Skript« an den Tag, das den Offizier und »Ehrenmann« jener Tage auszeichnete: Er forschte nach Ursachen, als es zu handeln galt, er suchte den Kontakt zu den Häuptlingen, als es galt, nur die Waffen sprechen zu lassen, und er plädierte für eine »gnadenreiche Kriegführung«[141], als es darauf ankam, überlegene Stärke zu demonstrieren. Vollends unverständlich erschien es Trotha, dass Leutwein auch nach seiner Entmachtung »die Thüre nicht finden« konnte.[142] Trotha war aus anderem Holz geschnitzt: Er handelte nach dem »power script« und reagierte auf negative Emotionen mit Ärger resp. Wut (vgl. Oatley 2004: 107), erst recht dann, wenn es geboten schien, Härte zu beweisen.

Hinzu kam, dass der Krieg von deutscher Seite aus grundsätzlich im Zeichen »einer dogmatisch behaupteten rassischen (oder ethnischen) und kulturellen Überlegenheit« stand (Balandier 1970: 121). Die Kolonialherren betrachteten die Herero als »Wilde«, die auf kurz oder lang unterliegen *mussten*. Rückschläge erschienen kaum vorstellbar, und dies umso weniger, als das Deutsche Reich eine militärische »Victory Culture« darstellte. Eine derart gut ausgebildete Armee, die auf dem europäischen Kontinent glanzvolle Siege gegen andere Großmächte errungen hatte, musste, so wollte es scheinen, diese »rückständigen«, teilweise nur wenige hundert Mann zählenden Gegner im Handstreich schlagen.[143] In

141 Tagebuch Trotha, TA 122/15, Eintrag 22.6.1904.
142 Tagebuch Trotha, TA 122/16, Eintrag 17.11.1904.
143 Z.B. Otto Busch, »Deutschlands Kleinkrieg«, Kapstadt, den 27. Januar 1906 (Nr. 14), NAN, A.0529, Bl. 6ff.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

diesem »kleine[n] verachtete[n] Kaffernkrieg« (Marchand-Volz 1998: 137) schien alles andere als ein Totalsieg unannehmbar. Dass Leutwein mit den Verhältnissen vor Ort vertraut war und sich so eine realistischere Vorstellung von der Stärke des Gegners und den Unwägbarkeiten des Szenarios machte, wurde ihm bezeichnenderweise als Zauderhaftigkeit und Schwäche ausgelegt. In seiner ostentativen Ignoranz und seinem unbedingten Überlegenheitsgefühl, die einen Rassismus offenbarten, der Leutwein in dieser Form fremd gewesen war, entsprach Trotha viel eher dem Selbstbild der fernen Metropole.

Trotha war mit dem expliziten Ziel angetreten, den erwarteten Totalsieg zu erringen. Im Rausch seines Überlegenheitswahns ließ er sich zu vollmundigen Versprechungen hinreißen und tönte etwa immer wieder, den Aufstand »in Strömen von Blut und Strömen von Geld« ertränken zu wollen.[144] Bevor der erste Schuss am Waterberg fiel, hat er zumindest letztere bereits in reichlichem Maße vergossen. Die Vorbereitungen der Schlacht verschlangen Monate; mit enormem Aufwand ließ der General die Etappenlinie ausbauen, um den Grund für die von ihm beabsichtigte operative Kriegführung zu legen. Zugleich ließ er kaum eine Gelegenheit aus, die eingesessenen Kolonialmilitärs seine Geringschätzung spüren zu lassen. Er machte keinen Hehl daraus, dass die von ihnen bevorzugte Kleinkriegsführung für ihn keine »ernsthafte Kriegführung« darstellte,[145] und im Hauptquartier wurden die »alten Afrikaner« im Allgemeinen nur »bespöttelt« (Eckl 2005: 279). Trotha hatte sich, wie man sagt, sehr weit aus dem Fenster gelehnt, und dies in jeder erdenklichen Hinsicht, so dass er jetzt umso weniger zurückkonnte, ohne dabei sein Gesicht zu verlieren. Auch aus Unbedacht hatte er seine Spielräume künstlich eingeengt.

An dieser Stelle werden die Pfadabhängigkeit des Geschehens und ihre näheren Gründe deutlich: Der einmal eingeschlagene Weg ließ sich auch dann nicht mehr ohne weiteres korrigieren, als immer klarer wurde, dass er nicht zum erwünschten Ziel führte, weil die Korrektur – wenigstens nach dem Dafürhalten der Verantwortlichen – einen zu hohen Preis gefordert, d.h. einen Prestigeverlust bedeutet, hätte: Trotha zog es vor, an einem verfehlten, opferreichen und mörderischen Kurs festzuhalten, als einen Fehler, und damit Fehlbarkeit, einzugestehen. Wenn es galt, überlegene Stärke zu demonstrieren, kam dies nicht in Frage. Durch großspurige Ankündigungen hatte er sich zusätzlich – scheinbar unentrinnbar – auf den einmal eingeschlagenen Kurs festgelegt, von dem abzuweichen somit auch einen persönlichen Gesichtsverlust bedeutet hätte.

144 Trotha an Leutwein, 5.11.1904, BArch. R1001/2089, Bl. 101.
145 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 20.7.1904.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

»Feldzug der Enttäuschungen«

Man muss sich vergegenwärtigen, dass die Gefechte am Waterberg – zumindest an den überzogenen Erwartungen Trothas gemessen – in einen grandiosen Fehlschlag mündeten. Es gelang den vermeintlich »minderwertigen Eingeborenen«, den Plan Trothas zu durchkreuzen und ihrer Einschließung zu entgehen. Dabei überrannten sie deutsche Abteilungen und brachen nach Osten durch; von deutscher Seite konnte in der Folge nur noch ihr Abzug in nordöstliche Richtung verhindert werden. Stauffenberg schilderte seine Eindrücke von der Schlacht in folgenden Worten (Marchand-Volz 1998: 144):

> »Und von einer Abteilung glaubte niemand mehr aus der Umzingelung zu entkommen. Alle fühlten sich vollkommen geschlagen und waren es auch, so daß die Hereros, die Buschkämpfer mit Hurra und Viktoriageschrei und unter lauten Spottreden sogar anstürmten.«[146]

Manch eine Abteilung geriet in so arge Bedrängnis, dass zwischenzeitlich zu befürchten stand, dass sie völlig aufgerieben werden würde; die Soldaten jedenfalls fühlten sich nicht nur »vollkommen geschlagen«, sondern auch von dem Gegner verhöhnt. Franke vermerkte in seinem Tagebuch: »Der Sieger hat vor dem Besiegten gezittert. Schmach über Schmach!«[147]

Noch im September notierte Hardenberg in seinem Tagebuch:

> »Von einer Bestrafung, wie sie geplant und wie sie [die Herero, MH] sie verdient hätten, nämlich, sie zu töten, kann keine Rede sei. Sie sind noch am Leben und das was ihnen am teuersten ist, ihr Vieh, haben sie noch, abgesehen von einer geringen Anzahl, die ihnen abgetrieben ist.«[148]

Nicht nur war der Nachweis der überlegenen Stärke nicht erbracht, es schien sogar im Gegenteil die eigene Schwäche offengelegt, und dies immer klarer, je länger sich der Feldzug hinzog, ohne zu sichtbaren Erfolgen zu führen. Wenige Wochen nach Hardenbergs Eintrag musste die Verfolgung – mehr oder weniger ergebnislos – eingestellt werden, weil die deutschen Truppen nicht mehr weiterkonnten; selbst die statische »Absperrung« der Omaheke, zu der Trotha dann griff, stellte die Truppe vor so massive Schwierigkeiten, dass zu befürchten stand, dass sie sich nicht lange würde aufrechterhalten lassen. Dieser Umstand machte nochmals vor aller Augen deutlich, dass die Macht der deutschen Kolonialherren

146 Am 15.8. notiert auch Trotha in seinem Tagebuch (TA 122/17), dass eine Patrouille »in der Nacht vom 11–12 die Hereros hat Siegestänze tanzen sehen. Bon! Nicht verbreiten!«

147 BArch., Nl. 30/3a, Eintrag vom 12.8.1904, Bl. 362.

148 NAN, Private Accessions, A.151, No. 2, II, Bl. 6 (Eintrag 2.9.1904)

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

auch unter den äußersten Anstrengungen nicht einmal an die eigenen Grenzen reichte.

Unmittelbar nach der Schlacht am Waterberg und dem Abzug der Herero ordnete Trotha die Verfolgung an, aber erfuhr bald von seinem Stabschef, dass Deimling, der mit der Aufgabe betraut war, »absolut kein Korn Hafer und nichts an Verpflegung« hatte. Wie zu erwarten war, musste Deimling dann auch die Verfolgung nach wenigen Stunden abbrechen; mit Mühe und Not erreichten seine Truppen ihre Ausgangsstellungen. Trotha notierte in seinem Tagebuch am 13. August weiter:

> »Ich denke ich falle auf den Rücken. Und damit diese 30 Kilom[eter] Verfolgung in Scene gesetzt, die nur dann einen Sinn hat, wenn man sie d.h. die H[erero] überholen kann, nachdem sie mindestens 24 St[unden] Vorsprung haben. Das ist mir über den Spaß. Ich dachte sie hätten 3 Tage Hafer und Mundportion, damit hätte ich es 4 Tage gemacht und wäre dann nach [Name unleserlich, MH] gegangen. So war es geradezu 48 St[unden] um die Ohren geschlagen [sic!]. Bloß um zu Hause zu melden, wir haben 30 Kil[ometer] verfolgt und konnten nicht mehr. Ha. Er war sehr piquirt, ist mir egal. Nun können oder müssen wir von vorn anfangen resp. es ist vorbei. Jetzt muß noch höchstens verhindert werden, daß sie sich noch einmal im Gebiet setzen. Einkreisen ist nicht mehr möglich. […] Aber gut! Es sieht so aus, als ob es mir zu viel wird.«[149]

Die Passage ist in vielfacher Hinsicht aufschlussreich. Einmal machen Trothas Worte (»es ist vorbei«) deutlich, als wie gravierend der Zusammenbruch der unmittelbaren Verfolgung empfunden wurde. Es schien dem General, als sei sein Plan endgültig gescheitert und an eine Fortsetzung des Feldzuges wie bisher nicht mehr zu denken. Zugleich gewähren seine Sätze Einblick in die Emotionen, die dieser erneute Rückschlag in ihm hervorrief. Besondere Aufmerksamkeit verdient dabei die Äußerung: »Ich denke ich falle auf den Rücken«. ›Auf den Rücken fallen‹ besagt so viel wie ›bass erstaunt‹ oder ›schockiert sein‹. Im vorliegenden Kontext unterstreicht dieser Ausdruck, dass der Feldzug eine ungünstige Wendung genommen hatte, mit der Trotha nicht gerechnet hatte und die seine Planungen durchkreuzte. Trotha war von der Entwicklung völlig überrascht und wollte dies in seinem Tagebuch so festgehalten wissen. Jedoch wählte er unter allen möglichen – und vielleicht näherliegenden – Ausdrücken einen eher ungebräuchlichen wie ›auf den Rücken fallen‹, dessen konkrete Bildlichkeit noch eine weitere Konnotation in sich trägt: Sie drückt auch die »Implosion des Selbst« aus, d.h. das »Kleinwerden« oder »Im-Boden-Versinken«, das für das Gefühl der Scham charakteristisch ist (Lewis 1971: 37). Freilich handelt es sich bei ›auf den Rücken fallen‹ allenfalls um einen Ausdruck »nicht-identifizierter« Scham im

149 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 13.8.1904.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Sinne von Helen Lewis (1971) oder um ein »Codewort«, welches das Schamgefühl zwar festhält, aber zugleich maskiert und herunterspielt. Trotha ist aus den genannten Gründen wenig disponiert, Scham offen einzugestehen, und greift deshalb zu einer unverfänglichen Wendung, um sie festzuhalten. Er schließt seine Gedanken zum 13. August mit dem Satz: »Es sieht so aus, als ob es mir zu viel wird«, und gesteht damit ein Gefühl der Überforderung ein, das auf die Schwere der Inkompetenz-Erfahrung, die den Kern der Schamempfindung ausmacht, verweist.

Auch an anderer Stelle scheint Scham, oder besser: Schamangst, auf, wenn Trotha antizipiert, nach Hause melden zu müssen, »wir haben 30 Kil[ometer] verfolgt und konnten nicht mehr«; aber er weist ein solches gleichsam offizielles Eingeständnis seines Scheiterns mit einem trotzigen »Ha« von sich. Was er seinem Tagebuch anvertraut, war eine Sache, eine andere jedoch, was er den vorgesetzten Stellen in Berlin gegenüber zugab. Diese Reaktion, das Scheitern nicht wahrhaben, geschweige denn eingestehen zu wollen, weist in bezeichnender Weise auf die folgenden Wochen des Feldzuges voraus. Tatsächlich fasste sich Trotha sehr rasch wieder und drahtete sogar eine Siegesmeldung nach Berlin,[150] die bei Mitkämpfern regelrechte Empörung hervorrief. Zutiefst verstört ob der Schamlosigkeit dieser Meldung schrieb Stauffenberg (Marchand-Volz 1998: 144):

> »Wie ist doch bei uns so vieles hohl und feige und erbärmlich. Hättet Ihr doch die Gesichter der Mitkämpfer gesehen, als sie das Siegestelegramm Trothas über die Waterberggefechte lasen.«

Trotha verleugnete die Scham. Diese Tendenz sollte sich durchhalten und den Feldzug nachhaltig prägen. So heilsam es sein kann, Scham zuzulassen, sich mit den Augen der Anderen zu betrachten, das eigene Handeln zu überdenken und zu korrigieren, was nicht ›richtig läuft‹, so zerstörerisch kann sich unterdrückte Scham auswirken, die untergründig weiterschwelt, sich mit Wut verbindet und immerfort erneuert. Denn dann vermag das Selbst keine adäquate Bewältigungshandlung zustande zu bringen. Die Wut, die von unterdrückter Scham ausgelöst wird, ist typischerweise maßlos und trifft Unschuldige, anstatt sich gegen ihre eigentliche Ursache zu wenden. Das Tun nimmt dabei zwanghafte und obsessive Züge an (Scheff 2000: 50).

Wie bereits gesehen, blieb es nicht bei dem einzelnen Fehlschlag am Waterberg. Vielmehr schuf dieser eine Fehlschlag eine Lage, die sich nicht mehr wettmachen ließ und auch alle weiteren Operationen zum Scheitern verurteilte. Tatsächlich reihte sich fortan Rückschlag an Rückschlag und zerschlugen sich die Hoffnungen auf ein größeres, entscheidendes Gefecht immer wieder aufs Neue. Obwohl kaum ein Kriegsteilnehmer an

150 Trotha an Bülow, 16.8.1904, BArch., R1001/2115, Bl. 172.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der Vergeblichkeit der Verfolgungsoperationen zweifelte, wurden diese erst dann eingestellt, als die Truppen nicht mehr weiterkonnten. Je aussichtsloser aber sein Trachten erschien, desto verbissener beharrte Trotha darauf und desto weniger Skrupel empfand er gegenüber den Herero.

Denn diese traf seine Wut in erster Linie und am schwersten. »Es wird alles totgeschossen«, befahl er Estorff im September 1904, der einmal mehr für Friedensverhandlungen eingetreten war.[151] Trotha bedient sich damit, erstmals in seinem Tagebuch und in dieser Deutlichkeit, einer Diktion, die eher einer Logik der Exekution als einer Logik des Kampfes entspricht – und damit getreu den Charakter abbildet, den der Feldzug inzwischen angenommen hatte. Zwar hatte der General die Hoffnung auf ein größeres Gefecht noch nicht aufgegeben, aber diese Hoffnung war illusorisch und der Feldzug bereits zum aufreibenden Kleinkrieg »degeneriert«, um einen Ausdruck von Martin Shaw (2007: 111) aufzunehmen. Schlieffen störte sich an der Diktion, deren sich Trotha schließlich auch in offiziellen Meldungen bediente. Am 30. Dezember 1904 vermerkte Trotha ärgerlich, Schlieffen habe ihn darüber belehrt, dass »wenn Herero zurück schössen, […] telegr[aphiert] werden [solle,] 10 Herero gefallen, nicht erschossen«, und bezeichnete diese Rüge als »[k]indisch«. Diese Zurechtweisung verärgerte Trotha so sehr, dass er umgehend ein erneutes Abschiedsgesuch aufsetzte.[152]

Schlieffens Kritik bezieht sich zwar auf Trothas Sprachgebrauch, hält aber nichtsdestotrotz eine bedeutsame Verschiebung fest, die sie zugleich moniert. Kriege im Allgemeinen, Kolonialkriege im Speziellen und ganz besonders der Herero-Feldzug stehen im Zeichen der Entgrenzung der Gewalt (Trotha 1999: 72f.), deren Hauptakteure in aller Regel Militärs sind. Die Ausübung dieser Gewalt schließt typischerweise das »Totschießen« von Gegnern ein. Aber auch wenn das Kriegsgeschehen im Schatten dieser Entgrenzung steht, bedeutet dies noch lange nicht, dass deswegen alles erlaubt oder Töten gleich Töten sei – nicht einmal in einem Kleinkrieg in den Kolonien.

Eine Beobachtung des Historikers Jakob Vogel (1997: 249f.) mag diesen Sachverhalt veranschaulichen. Militärparaden als Residuen der Linearaktik mochten um 1900 mit Blick auf das Antlitz des industrialisierten Krieges längst obsolet geworden sein; dennoch spiegelten sie auch das soldatische Ideal jener Tage wieder: Sie stellten eine »Domestizierung und Stärkung der physischen und psychischen Kraft der Soldaten« zur Schau und wiesen so die Selbstbeherrschung als eine Kardinaltugend des Soldaten aus. Diese bildete das Kriterium, wodurch sich die ideale gewalttätige Männlichkeit von »roher« männlicher Gewalttätigkeit unterscheiden ließ, die verpönt war. Dies lässt sich auch am Duell beobachten. Die

151 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 23.9.1904.
152 Tagebuch Trotha, TA 122/16, Eintrag 30.12.1904.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

private Gewalt der »guten Gesellschaft« war im hohen Maße formalisiert und ritualisiert. Das ›Wie?‹ war alles andere als nebensächlich: Wichtiger als der Sieg über den Kontrahenten war es, im Angesicht des Todes seine Affekte zu kontrollieren und nicht die Beherrschung zu verlieren (Frevert 1991: 193, 195, 213). Keinesfalls galt, dass alles erlaubt war, solange man nur obsiegte. Die Duellanten bewährten sich vielmehr dadurch als »Ehrenmänner«, dass sie im Augenblick größter Gefahr für Leib und Leben ›Haltung bewahrten‹. Kurzum: Duelle und Paraden waren zwar gewaltsame Praktiken oder zumindest auf solche hingeordnet, aber ihre Akteure waren Regeln und Beschränkungen unterworfen. »Rohe« Gewalt war verpönt, während Selbstbeherrschung und Affektkontrolle als Kennzeichen einer Gewaltausübung angesehen wurden, die sich für einen Soldaten geziemte. Nun gilt mit Blick auf die Herero zwar, dass sie von Anfang nicht (wie etwa Duellanten) als ebenbürtige Gegner wahrgenommen wurden, die etwa unter dem Schutz des Kriegsvölkerrechts standen, aber Trotha war immer noch ein kaiserlicher General und die Schutztruppe immer noch eine deutsche Armee – und deswegen erwartete man von ihnen trotz aller Abstriche, die man mit Blick auf die schweren Bedingungen in Übersee zu machen bereit war, eine bestimmte Führung. Trotha aber hatte erkennbar Grenzen überschritten, ließ sich von Affekten sowie Aggressionen leiten und schreckte kaum mehr vor etwas zurück,[153] um den Aufstand nur endgültig niederzuschlagen.[154] Die Kontroverse mit Schlieffen beleuchtet

153 Dies soll nicht bedeuten, dass Trotha vor *nichts* mehr zurückschreckte, denn dem ist nicht so. Eine Episode verdeutlicht dies. Im November 1904 wurde bekannt, dass Hauptmann Joachim von Heydebreck, ein »alter Afrikaner«, Verhandlungen mit einer Gruppe Herero anzuknüpfen versucht hatte, und dass sich ein Oberleutnant von Beesten »auf die Lauer gelegt […] und die Leute niedergeschossen« hat, wie Trotha am 21.11. notiert. Nach Gewald (1999: 182) handelte Beesten im Sinne Trothas und führte nur dessen Vernichtungsbefehl aus; doch irrt Gewald an dieser Stelle. Zwar sagt der General, Heydebreck »den Hals um[drehen]« zu wollen, »weil er meinem ausdrücklichen Befehl entgegen, den Herero hat sagen lassen, sie möchten kommen sich ergeben« – weil Heydebreck also dem Vernichtungsbefehl zuwiderhandelte. Aber er betont, »beiden« den Hals umdrehen zu wollen, also auch Beesten, weil dieser durch das heimtückische Niederschießen der Herero, die sich arglos und im Vertrauen auf das Wort Heydebrecks nährten, »ja eine Gemeinheit 1. Ranges« begangen hatte (TA 122/16, Eintrag 21.11.1904). Trotha strengte gegen beide Offiziere eine kriegsgerichtliche Untersuchung an. Dies zeigt, dass selbst aus seiner Sicht nicht alles zulässig war.

154 In Parenthese sei angemerkt, dass die Tatsache, dass Trotha den Aufstand von Anfang an zu einem »Rassenkampf« überhöhte, den es aus seiner Sicht unter allen Umständen und ein für alle Mal auszufechten galt – selbst wenn es bedeutete, dass die Kolonisierten dabei zugrunde gingen –, ihm

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

diesen Umstand auf beredte Weise.

Die Verfolgungsoperationen missglückten, Rückschlag reihte sich an Rückschlag und Schmach folgte auf Schmach. Das vergebliche Trachten Trothas nährte und radikalisierte sich aus sich selbst, da es immer wieder neue Anlässe für Scham und Wut schuf, die in einem weiteren Mehr an Gewalt mündeten. Ihren traurigen Höhepunkt erreichte diese Entwicklung in der »Proklamation« vom 2. Oktober 1904, die auf das endgültige Scheitern der Verfolgung reagierte: In aller Form befahl sie den Truppen, fortan auf jeden Herero zu schießen.

»Proklamation« und »Absperrung« waren, wie weiter oben erörtert, aus der Schwäche geborene Maßnahmen, mit denen der General versuchte, sich als handlungsmächtig zu inszenieren und mit einer Lage umzugehen, die alles andere als befriedigend war. Das Stehenbleiben am Westrand der Omaheke bedeutete, dass man nur noch abwarten und gegebenenfalls reagieren konnte, und dies auf unbestimmte Zeit, zumal man nicht imstande war, den Krieg aus eigener Kraft zu entscheiden. Diese Ohnmacht, zu der die Deutschen verurteilt waren, war schmachvoll. »I'm so tired«, notierte der General am 30. September kriegsmüde in seinem Tagebuch und bekannte damit abermals, dass er sich der Situation nicht mehr ganz gewachsen fühlte.[155] Als sich in den folgenden Wochen allerdings immer klarer abzuzeichnen begann, dass die ergriffenen Maßnahmen dazu angetan waren, das Gros der Herero auszulöschen und die Lage endgültig ›bereinigen‹ zu können, war Trotha nur zu begierig, daran festzuhalten. Da der Feldzug so grandios gescheitert war, dass auch bei aller Opferbereitschaft und Skrupellosigkeit nichts mehr auszurichten und das Heft des Handelns ein für alle Mal aus der Hand gegeben schien, so dass gar zu befürchten stand, dass die Kämpfe mit der nächsten Regenzeit wieder aufflammen könnten, war Trotha die Endlösung recht, zumal sie von Dauer war und die Spuren des Versagens zu tilgen erlaubte. Er ließ sich nicht mehr dazu bewegen, von den einmal angeordneten Maßnahmen abzurücken. Erst das Einschreiten Berlins lockerte den Vernichtungsdruck auf die Herero.

Auch Mitstreiter bekamen Trothas Wut zu spüren, wenn auch freilich in ganz anderem Maße als die Herero. Die Konflikte waren zahlreich. Trotha machte vor allem einen Kommandeur für den Fehlschlag am Waterberg verantwortlich: Hermann von der Heyde. In seinem Tagebuch beschimpfte er diesen als »Scheißkerl«[156] und spielte mit dem Gedanken, ihn sofort seines Kommandos zu entheben und einer kriegsgerichtlichen

eine Rationalisierung für sein Verhalten lieferte und so ein Übriges tat, eine Selbstzensur und Kurskorrektur zu verhindern.

155 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 30.9.1904.

156 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 12.8.1904.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Untersuchung zu unterziehen.[157] Immer wieder kam es zu Auseinandersetzungen mit Estorff und, im November, mit dem Kommandeur der Absperrungsabteilung, Mühlenfels, der schließlich um seine Entlassung ersuchte.[158] Derweil überwarf sich Trotha mit seinem Stabschef, Martin Chales de Beaulieu,[159] der Ende August, angeblich herzkrank, seinen Abschied nahm, und bald auch mit Major Quade aus seinem Stab.[160] Das schwere Zerwürfnis mit Leutwein ist hinreichend bekannt.[161] Trotha

157 Vieles spricht dafür, dass Heyde zwar Fehler beging, dass diese Fehler aber nicht ursächlich für den Fehlschlag waren. Estorff etwa sprach Heyde rückblickend von jeder Verantwortung frei (Godedorff 2006). Heyde hatte frühzeitig auf die Schwachstellen von Trothas Plan aufmerksam gemacht. Trotha selbst vermerkte in seinem Tagebuch, Heyde habe die – sich schließlich ja auch voll bewahrheitende – Befürchtung geäußert, »von den Hereros beim Ausbruche über den Haufen gerannt zu werden«. Obwohl Trotha den Einwänden in gewisser Weise stattgab, indem er bestätigte: »Allzu stark ist er ja nicht«, änderte er die Dispositionen jedoch nicht (TA 122/17, Eintrag 6.8.1904). Dies lässt die Annahme zu, dass Trotha vor allem einen Sündenbock suchte.

158 TA 122/17, Eintrag 23.9.1904. Die Sache um Mühlenfels wird weiter unten noch beschäftigen.

159 Trotha notierte (TA 122/17, Eintrag 24.8.1904): »Um 11 erklärt mir Beaulieu, daß er nicht mehr im Stande sei, die Sache hier zu machen. Er sei so herzleidend, daß er nach Ansicht des Arztes sofort fort müsse. Bon! Ich bin froh, wenn er fort ist. […] Ich glaube nicht, daß es Krankheit ist, ist mir aber egal.« An verschiedenen Stellen zuvor deutet er heftige Auseinandersetzungen an (z.B. TA 122/17, Eintrag 13.8.1904).

160 Trotha schildert selbst eine »heftige[…] Auseinandersetzung mit Quade. Immer höflich, immer glatt, Generalstabserziehung. Hier helfen nur brutale Mittel. Ebenso wie mit Leutwein, an den ich heute geschrieben, daß das Zusammenarbeiten nicht mehr geht« (TA 122/16, Eintrag 2.11.1904).

161 Der Streit erreichte solche Ausmaße, dass in Berlin schließlich sogar eine eigene »Geheimakte Leutwein/ Trotha« angelegt wurde (vgl. BArch., R1001/2089, Bl. 46). Bereits in dem ersten Eintrag des »Kriegstagebuchs« Trothas (TA 122/15, Eintrag 20.5.1904) zeichnet sich der spätere Konflikt ab: »Eine direkte Unterstellung des Gouvernements findet sich nicht darin [in der kaiserlichen Ordre, die ihn zum Kommandeur der Schutztruppe in DSW ernennt] vor. Die Entscheidung darüber herbeizuführen soll meines ersten Befehls Sorge sein.« Am 25.10.1904 vermerkte Trotha in seinem Tagebuch (TA 122/16): »Außerdem schreibt mir Leutw[ein] daß er an [das] A[uswärtige] A[mt] gemeldet habe, er sei bei den Unterwerfungsanträgen, von deren Existenz er sicher unterrichtet sei, als Gouverneur nicht zu Rate gezogen und deshalb könne er nicht mehr mitmachen oder d[e]rgl[eichen]. Ich kabele sofort an Generalstab, daß diese Meldung Leutw[eins] erlogen sei, jetzt ginge es nicht mehr, entweder er oder ich.« Trotha setzte in diesem Streit auch gezielt auf Demütigungen. Am 10.11.1904 (TA 122/16) gibt er ein Telegramm an Leutwein wieder: »Ich verbiete Ihnen, Telegramme vom

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

legte sich außerdem mit der kolonialen Presse an, die seine Kriegführung scharf kritisierte und schließlich gar den Vorwurf der Zensur erhob.[162]

Im Umgang mit den vorgesetzten Stellen in Berlin trat die Scham-Komponente als solche stärker in Erscheinung, während sich die Wut-Komponente zumindest mit Blick auf den Kaiser, seinen »Obersten Kriegsherrn«, deutlich abschwächte. Gleichsam hypervigilant suchte er, aus den kleinsten Nuancen der kaiserlichen Telegramme herauszulesen, ob der »Oberste Kriegsherr« mit seinen Leistungen zufrieden war oder nicht. In allem vermutete er den Ausdruck von Geringschätzung und Abkehr.[163] Tatsächlich dürfte Trotha damit nicht einmal falsch gelegen haben. Beschämt ob des Versagens seiner Armee, reagierte auch der Kaiser mit Verleugnung. Selbst wenn Offiziere aus der Kolonie zu Besuch waren, durfte die militärische Lage in der Kolonie mit keinem Wort erwähnt werden (Vierhaus 1979: 221). Die Entwicklung der Operationen verstimmte den Kaiser offenbar derart, dass sie in seiner Anwesenheit nicht mehr angesprochen werden durften.[164] Nachdem der Kaiser Trotha für die Kommandostelle ausersehen und persönlich auf die Aufgabe eingeschworen hatte, bestand nun überhaupt kein Kontakt mehr. Trotha beklagte sich jedenfalls bitter darüber, dass man ihn »rücksichtslos behandel[te]« und dass das »gänzliche Nichtbeachten« seiner Bitten mit seiner Stellung nicht zu vereinbaren war.[165]

Seine Wut traf Schlieffen, über den auch der Kontakt zum Kaiser lief. Oft genug bedachte er den – wie er ihn nannte – »traurigen Krieger« in

Kriegsschauplatz nach Hause gelangen zu lassen.« Sogleich fügt er hinzu: »Ich bin neugierig, ob er nun abmarschiert.« Am 11.11.1904 notiert Trotha erleichtert (TA 122/16): »Am Abend geht ein Telegramm von Bülow ein, daß ich gesiegt habe, für die nächste Zeit omnis potens bin, und daß dann Lindequist Gouverneur wird.«

162 Conrad Rust klagte in den *Windhuker Nachrichten* einen Erlass Trothas an, der die Zeitung wegen ihrer kritischen Haltung gegenüber den Militärbehörden abstrafte, indem ihr fortan keine amtlichen Mitteilungen mehr zugänglich gemacht werden sollten. Dieser Erlass sei, so Rust, »ein Produkt der Verhältnisse, wie sie eine Kriegführung und in Verbindung hiermit eine Politik geschaffen, die nach Ansicht afrikanischer Kenner nicht ganz einwandfrei ist, – er ist ein charakteristischer Ausfluß der sich gegen die freie Meinungsäußerung *richtenden diktatorischen Gewalt« (»Ein Ukas«, in: Windhuker Nachrichten* vom 1.7.1905, S. 1f.).

163 Am 17.8.1904 erwähnt Trotha in seinem Tagebuch (TA 122/17) »viele zum Teil sehr alte Telegramme. Eins vom Kaiser. Schluß: ›Sprechen Sie Ihren Offizieren und Mannschaften meinen kaiserl[ichen] Dank aus‹. Von mir kein Wort. Bon!«

164 Tagebuch Stuhlmann, NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 271.

165 Am 8.11.1904 klagte Trotha in seinem Tagebuch: »Von Berlin immer noch keine Antwort. Es ist doch geradezu unverständlich. Wollen sie einen

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

seinen Tagebucheinträgen mit beißendem Spott.[166] Besonders empfindlich reagierte Trotha, als er sich mit Schlieffens Vorwurf einer »farblosen Berichterstattung« konfrontiert sah, den er sogleich als eine Kritik an der Ereignis- und Ergebnislosigkeit seiner Kriegführung wertete.[167]

Eine außerordentliche Schärfe lag in dem Konflikt mit Bülow. Die letztlich ungeklärten Unterordnungsverhältnisse von militärischen Behörden einer- und zivilen Instanzen andererseits lieferten immer wieder Anlässe für Auseinandersetzungen. Gegen Leutwein, der zwar des Kommandos der Schutztruppe enthoben worden, aber bis Ende 1904 als ziviler Gouverneur im Lande verblieben war, setzte Trotha seinen Primatsanspruch durch, aber gegen Bülow, der sich, wie noch zu sehen wird, mit Schlieffen einig war und schließlich auch den Kaiser von seiner Position überzeugte, kam er nicht an. Ostentativ ignorierte Trotha Weisungen Bülows im Hinweis darauf, dass der Kaiser ihm, Trotha, zugesichert hatte, keiner zivilen Behörde unterstellt zu sein, und dass es für ihn so lange dabei bleibe, wie er keine anderslautende Ordre vom Kaiser erhielt. Dieser Trotz dürfte den Kaiser verärgert haben, zumal völlig klar sein musste, dass sich Bülow nicht eigenmächtig eingeschaltet haben konnte.[168]

Conflict herbeiführen! Wenn sie den L[eutwein] schonen wollen, mögen sie mich doch abberufen, worum ich sie ausdrücklich gebeten habe. Ich huste ihnen was auf die ganze Pastete. Um mich hier rücksichtslos behandeln zu lassen, gebe ich die letzten Jahre meines Lebens dahin.«

166 Er nennt Schlieffen den »traurigen Krieger« (TA 122/18, Eintrag 20.1.1905). Zu einem Telegramm vom Generalstab vom 4.1.1905 (TA 315, Anlage 2a, Bl. 48), das die mögliche Präsenz von Herero bei Namutoni anzeigt, bemerkt Trotha: »Großartig! Nachrichten über den Feind aus Berlin! Wer ist denn der Esel?!« Wenige Tage später notiert er in seinem Tagebuch: »Heute Mittag eine Telegramm von Alfred [Schlieffen, MH]. Sicheren Nachrichten zufolge wäre starke Bande im Kaokofeld. Alfred Alfred! Geh in ein Kloster oder ein Kaltwasserbad. Das ist ja geradezu kindisch. Nachrichten über den Feind aus Berlin. Risum teneatis amici!« (TA 122/16, Eintrag 10.1.1905).

167 Am 18.11.1904 notiert Trotha (TA 122/16): »Heute ein Brief von Beaulieu an Quade, worin er sagt, Schlieffen habe nur die farblose Berichterstattung bemängelt. Dafür hat er doch seine Pressebengels. Mag er doch schreiben, was er will. Ich berichte nur Tatsachen. Ich kann keine Heldentaten melden, die keiner begangen. Was sind das für Ansichten. Ich habe doch kein Pressebüro hier. Außerdem will ich es nicht. Das ist auch nur eine Redensart von Schl[ieffen] um seine Verlegenheit zu verbergen, daß er nichts getan, um mich vor dem Beschimpftwerden zu bewahren.«

168 Am 10.12.1904, also einen Tag nach dem Erhalt des Befehls, den freiwillig sich ergebenden Herero fortan Pardon zu gewähren, wendet sich Trotha an Hülsen-Haeseler. Trotha beklagt sich, dass er »in der beweglichsten und deutlichsten Form« um die Zusicherung »von irgend einer Seite« gebeten, »daß Seine Majestät der Kaiser und König mit der Weiterführung des

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Seinen Höhepunkt erreichte der Konflikt, als Trotha eine Äußerung Bülows vor dem Reichstag zum Anlass nehmen wollte, diesen zum Duell zu fordern; nur das Veto des Kaisers verhinderte dies.[169] Spätestens an dieser Stelle zeigt sich, wie zerstörerisch, ja dysfunktional das Verhalten des

Krieges, so wie ich es vorhabe, einverstanden ist«, aber er habe keine Antwort erhalten; obwohl er mittlerweile auch von der Presse auf schärfste Weise angegriffen werde, würde ihn keiner verteidigen. Der Kaiser habe ihm in Straßburg vor der Abreise versprochen, er würde mit dem Reichskanzler nichts zu tun haben, nun erhalte er eine Ordre vom Kanzler, dass dieser ihn mit den Gouvernementsgeschäften beauftrage; auf die Bitte um eine Ordre von Schlieffen erhalte er Bescheid vom Kanzler, der ihm erklärt, dass der Generalstab nicht zuständig sei, sondern er. Trotha wollte vom Kanzler wissen, wer politisch verantwortlich sei, während der scheidende Leutwein noch im Lande sei, aber auch darauf habe er keine Antwort erhalten; außerdem habe er den Kanzler gefragt, ob er ihm Berichte militärisch-politischen Inhaltes direkt zukommen lassen sollte, aber er habe wieder keine Antwort erhalten. »Das ist zu viel«, bemerkt Trotha und pocht darauf, dass er sich der Behörde, welcher ihn der Kaiser explizit nicht unterstellt hatte, nur mit einer ausdrücklichen, allerhöchsten Ordre unterstellen könne. Er verlangt außerdem die Billigung seiner Politik durch den Kaiser (2a, Anlage 33/1). Dieses »gänzliche Nichtbeachten« seiner Bitten, sogar ohne ablehnende Antwort, sei mit seiner Stellung nicht zu vereinbaren. Die Quintessenz des Schreibens ist die Bitte, beim Kaiser um die förmliche Bestätigung der Übertragung des Gouverneursamtes zu ersuchen; der Kaiser bestätigt in einem Telegramm vom 3.2.1905, den Kanzler ermächtigt zu haben, Trotha mit der Leitung der Gouvernementsgeschäfte zu beauftragen (Wilhelm an Trotha, 3.2.1905, 2a, Anlage 53).

169 Den Stein des Anstoßes bildete eine Passage der Reichstagsrede Bülows vom 5.12.1904 (StBR, 105. Sitzung vom 5.12.1904, S. 3376a): »Wir sind weder so grausam, noch sind wir so töricht, die einzige Möglichkeit der Wiederherstellung geordneter Zustände darin zu erblicken, daß die jetzt aus den Wüsten des Sandfeldes hervorströmenden, halb verhungerten und verdursteten Hererobanden erbarmungslos niedergeknallt werden.« Wie Trotha dem Chef des Militärkabinetts, dem Grafen Hülsen-Haeseler, am 15.1.1905 schrieb, erblickte er in den Worten »so töricht« eine »persönliche Beleidigung«, die zu übergehen, mit den »Ehrbegriffen meines Standes und meiner Person nicht vereinbar« war, weswegen er sich eine »Erledigung« vorbehielt. Er erklärte, die »Sakrosanktheit des Reichstagsredners« in Bezug auf seine Person nicht anerkennen zu können (2a, Anlage 51/1). Hülsen-Haeseler antwortete am 23.2.1905 (2a, Anlage 57), dass der Kaiser in der Äußerung Bülows keine »persönliche Beleidigung« und damit auch keinen Anlass zu einem »persönlichen Vorgehen« erblicke. Trotha beließ es dabei, bat aber, dem Kaiser auszurichten, dass er um die Enthebung seines Kommandos zu bitten gedenke, sowie der Kaiser den Augenblick für gekommen hielt (Replik vom 12.4.1905, ebd.)

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Generals geworden war, denn ein solches Duell hätte ein merkwürdiges Licht auf das Deutsche Reich und seine Handlungsfähigkeit geworfen.

Manche der Konflikte Trothas schwelten schon länger und besaßen – wie die Auseinandersetzung mit Leutwein – auch strukturelle Gründe, aber sie eskalierten erst in der Phase nach der verpassten Entscheidung am Waterberg. Der General investierte sehr viel Energie in diese Auseinandersetzungen, aber diese Energie war insofern fehlgeleitet, als sie immer weitere ›Nebenkriegsschauplätze‹ aufmachte und zu den eigentlichen Problemen nicht vordrang. Oft genug lösten diese Konflikte nichts, und mit der Zeit wurden es eher mehr als weniger. Insofern mögen die *Windhuker Nachrichten* manch einem Zeitgenossen aus dem Herzen gesprochen haben, wenn sie nach dem Abschied Trothas erklärten, diesem »keine Träne« nachzuweinen.[170]

Die obsessiven und zwanghaften Züge von Trothas Handeln sind kaum zu übersehen. Dass die operative Kriegführung nicht von Erfolg gekrönt war, stellte für viele Zeitgenossen keine Überraschung dar. Unermüdlich hatte etwa bereits Leutwein dargelegt, welchen Schwierigkeiten sie sich in DSW ausgesetzt sah.[171] Dessen ungeachtet hielt Trotha an ihr fest, und auch alle Rückschläge, die er hinnehmen musste, vermochten ihn davon nicht abzubringen. In einigen seltenen Augenblicken beschlich ihn zwar eine Ahnung von der Vergeblichkeit seines Trachtens,[172] aber schnell überwand er seine Zweifel wieder und fasste neuen Mut, ›die Herero‹ doch nochmal zu fassen und zu schlagen. So zogen die deutschen Truppen von Mitte August bis Ende September von imaginiertem Schlachtfeld zu imaginiertem Schlachtfeld, wobei manch ein Soldat »keinen bewaffneten, lebendigen Herero« zu Gesicht bekam (Kroemer 2009: 97). In der Truppe gab man sich kaum irgendwelchen Illusionen über die Verfolgungsoperationen resp. ihre Sinnlosigkeit hin. »Die Hereros kriegen wir ja sowieso nicht mehr«, vermerkte Stuhlmann bereits Anfang September 1904.[173]

Die Operationen erschienen nicht nur vergeblich, sondern forderten einen hohen Preis. Vor allem der grassierende Typhus lichtete unerbittlich die Reihen der Soldaten. »Grab reihte sich an Grab zu unendlichen Reihen, die Lazarettzelte waren überfüllt, an richtiger Pflege und Proviant mangelte es«, notiert Malzahn.[174] War die Verpflegung der Truppe

170 »Das Interregnum von Trotha – und sein Ende«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 2.11.1905.

171 Leutwein an Kolonialabteilung, 19.3.1904, BArch. R1001/2114, Bl. 158f..

172 Es sei in diesem Zusammenhang an die Sätze aus dem Tagebucheintrag vom 13.8.1904 erinnert (TA 122/17): »Einkreisen ist nicht mehr möglich. […] Aber gut! Es sieht so aus, als ob es mir zu viel wird.«

173 NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 65.

174 Tagebuch Malzahn, NAN, Private Accessions, A.510, Bl. 26.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

so fernab der Bahnlinie von Anfang an »miserabel«, wie Hardenberg im September bemerkte, wurde sie mit der Zeit »immer schlechter«.[175]

Auch im rückwärtigen Schutzgebiet wurde die Kritik an Trothas Kriegführung immer lauter. Die Herero konnten nicht recht als geschlagen und ihr ehemaliges Land immer noch nicht als »pazifiziert« gelten; derweil ging die Kriegführung Trothas immer deutlicher »auf unsere eigenen Kosten«, wie die *Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* klagte; Vertreibung und Vernichtung zerstörten den ganzen »Besitz« der Kolonie, die »eingeborenen« Arbeitskräfte und das Vieh.[176] Trothas Kriegführung – für Kritiker wie Paul Rohrbach der »furchtbare Ausfluß des starren, militärisch-doktrinären Prinzips« (Rohrbach 1909: 195) – drohte, die Kolonie gänzlich in den Ruin zu stürzen (ebd.: 233).

Derweil wurden auch Maßlosigkeit und Grausamkeit der Trotha'schen Kriegführung gegenüber den Herero immer offensichtlicher. Adolf Fischer (1914: 94), der die Verfolgung mitgemacht hatte, bemerkte rückblickend, dass keinem, der an diesen Operationen teilgenommen hatte, verborgen geblieben war, »dass hier zuviel geschehen war«: »Wer zu den Gehetzten des Sandfeldes gehört hat«, so Fischer (ebd.: 95) weiter, »wird den Glauben verloren haben, dass auf Erden Recht noch gilt.« Kurz nachdem der Soldat Malzahn die seit September überhandnehmenden Hinrichtungen von Herero geschildert hat, vermerkt er: »Nun hielten wir es nicht länger aus in diesem grauenvollem [sic] Lande«,[177] und begründete so den Entschluss, seinen Abschied von der Schutztruppe zu nehmen. Höherrangige Kriegsteilnehmer indes erhoben gegen die grausame Kriegführung ihre Stimme. Estorff etwa sprach sich wiederholt für die Aufnahme von Verhandlungen aus, doch wollte Trotha davon nichts wissen: »Großer Vortrag von Estorff über die Operation. Er will verhandeln. Nein, mein Freund, daraus wird nichts. Es wird gefochten, so lange es geht.«[178]

Das Leid der Herero war Trotha gleichgültig. Als er seinen Kurs im Hinweis darauf verteidigte, dass sich »der Neger« ohnehin »nur der rohen Gewalt beugt«, machte er einmal mehr die unüberwindliche Distanz und völlige Indifferenz gegenüber den Herero deutlich.[179] Dieser sein Rassismus hatte bereits dazu beigetragen, die ›Fronten‹ zu verhärten und den Feldzug in eine Sackgasse einmünden zu lassen; nun bot er Rationalisierungen und Rechtfertigungen dafür, an einem verfehlten Kurs festzuhalten.

175 NAN, Private Accessions, A.151, No. 2, II, Bl. 12f. (Eintrag 15.–29. [?] 9.1904).
176 »Der Aufstand«, in: *DSWAZ*, 14.12.1904, S.2.
177 NAN, Private Accessions, A.510, S. 26.
178 TA 122/17, Eintrag 23.9.1904.
179 Trotha an Schlieffen, 4.10.1904, BArch., R1001/2089, Bl. 6.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Krampfhaft hielt der General an seinem Kurs fest. Letzterer war zwar schon seit geraumer Zeit in Kraft, aber die Umstände hatten sich in der Zwischenzeit in so grundlegender Weise geändert, dass immer mehr dagegen sprach, wie bis dahin weiterzumachen. Bis die Verfolgung buchstäblich im Sande stecken blieb, rückte Trotha dennoch nicht von ihr ab; er konnte sich einfach nicht dazu durchringen, das Scheitern der Operationen einzugestehen, das für alle übrigen Kriegsteilnehmer mehr oder weniger auf der Hand lag. Seine Tagebucheinträge weisen darauf hin, dass er tatsächlich immer wieder neue Zuversicht schöpfte, den fliehenden Gegner noch einmal zu fassen zu bekommen. So notierte er am 28. September hoffnungsfroh in seinem Tagebuch: »Es wird erkundet und dann führe ich am 1. X. den letzten Schlag nach Osten gegen Samuel«.[180]

Es erübrigt sich, daran zu erinnern, dass auch dieses Gefecht nicht zustande kam. Dieser neuerliche »Luftstoß« markierte allerdings das Ende der Verfolgungsoperationen. Im direkten Anschluss verfasste Trotha die Proklamation und verfügte die »Absperrung« des Westrandes der Omaheke, in der sich, wie erwähnt, eben auch dokumentierte, dass die effektive deutsche Macht nicht einmal bis an die eigenen Grenzen reichte. Angesichts dieser Umstände war Trothas Wut offenbar so groß, dass er sie auch in der Proklamation selbst nicht ganz verbergen konnte. Es handelt sich wohl nicht so sehr um Rechtfertigungen seiner Maßnahmen vor den Herero, als um Vorwürfe an dieselben, wenn er erklärt: »Sie [die Herero, MH] haben gemordet und gestohlen, haben verwundeten Soldaten Ohren und Nasen und andere Körperteile abgeschnitten, und *wollen jetzt aus Feigheit nicht mehr kämpfen*«.

Ungeachtet ihres passiven und statischen Charakters überstieg aber selbst die »Absperrung« fernab der Bahnlinie die Kräfte der Truppe deutlich. Ein Ende dieser Maßnahme ließ sich nicht absehen, zumal der »Schießbefehl« ein Übriges tat, die ›Fronten‹ zu verhärten und den Zustand auf Dauer zu stellen. Kaum zwei Wochen nach dem Inkrafttreten der Proklamation und der Aufnahme der »Absperrung« notierte Stuhlmann in seinem Tagebuch: »Das Vernünftigste wäre es bald offiziell Frieden zu schliessen.«[181]

Wegen der Absperrung kam es auch zum Zerwürfnis zwischen Trotha und dem Kommandeur der Absperrungstruppen, Mühlenfels (Großer Generalstab 1906: 213). Am 16. November vermerkt Trotha in seinem Tagebuch, Mühlenfels habe ihm telegraphiert, »er hätte keine Verpflegung mehr. Alles ist kriegsmüde«,[182] und dass er, Trotha, den Befehl erneuert habe, den »Krieg […] ohne Rücksicht weiter durchzuführen«.[183]

180 TA 122/17, Eintrag 28.9.1904
181 NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 86 (Eintrag 16.10.1904).
182 TA 122/16, Eintrag 16.11.1904.
183 TA 122/16, Eintrag 17.11.1904.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Da sich die Missstände in der Folge immer weiter verschärften und Trotha sich weigerte, den Klagen Gehör zu schenken, geschweige denn nachzugeben, zog Mühlenfels die Konsequenz, um seine Ablösung zu bitten, »weil er die Verantwortung für die Truppe der Verpflegung und Krankheit wegen nicht mehr übernehmen könne. Scorbut griffe stark um sich und Typhus höre nicht auf«; Trotha überließ Mühlenfels die letzte Entscheidung, ob er bleiben wollte oder nicht, stellte aber unmissverständlich klar: »Es bleibt bei meinen Befehlen und damit basta!«[184] Mühlenfels entschied, das Kommando abzugeben, zog sein Abschiedsgesuch aber umgehend zurück, als er von der Intervention Berlins vom 8. Dezember erfuhr, die Trotha anwies, die »Proklamation« zurückzunehmen und fortan allen freiwillig sich ergebenden Herero Pardon zu gewähren.[185] Am 11. Dezember notierte Trotha in seinem Tagebuch: »Mühlenfels will nach Erhalt der Nachricht, daß mit der Bande pactiert werden soll, auf einmal wieder dortbleiben. Merkwürdig!«[186] Ob Mühlenfels' Sorge nur den eigenen Soldaten, die sich den Strapazen der »Absperrung« kaum gewachsen zeigten, oder nicht auch den Herero galt, lässt sich kaum sagen. Fest dürfte aber stehen, dass Mühlenfels mit Trothas Kurs nicht einverstanden war und die Verantwortung für dessen Durchführung nicht zu tragen bereit war.[187] Wie Frankenberg berichtet, herrschte nach Bekanntwerden der Intervention Berlins unter den Offizieren »natürlich große Freude. Fiedler spendiert 2 Flaschen Rotwein«.[188] Es machte sich allgemein Erleichterung, wenn nicht Freude über die Rücknahme der »Proklamation« und der darin niedergelegten Strategie breit. Aus Sicht manch eines Offiziers war dieser Schritt überfällig gewesen, und dennoch: Allen Schwierigkeiten und Klagen der eigenen Offiziere und Truppen zum Trotz war es erst ein Befehl aus Berlin, der diesem offenkundig verfehlten, mörderischen und auch selbstzerstörerischen Kurs Einhalt gebot.

Zusammenfassung und Folgerungen

Bei allen Einschränkungen, die mit Blick auf Kolonialkriege insgesamt zu machen sind, lässt sich festhalten, dass der Feldzug über weite Strecken

184 TA 122/16, Eintrag 7.12.1904.
185 TA 122/16, Eintrag 8.12.1904.
186 TA 122/16, Eintrag 11.12.1904.
187 Am 23. Dezember erwähnt Trotha eine weitere Meinungsverschiedenheit. Mühlenfels meldet, dass sich Zacharias von Otjimbingwe ergeben wolle. »Er fürchtet, daß wenn nicht angenommen, sich alles zerstreue«, aber Trotha besteht auf der »bedingungslose[n] Übergabe« sowie dem »Heruntertransport [in] Kette[n]« (TA 122/16, Eintrag 23.12.1904).
188 Tagebuch v. Frankenberg, NAN, AACRLS.070, S. 123 (Eintrag 10.12.1904).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

begrenzt geblieben war und die Vernichtung, auf die er gerichtet war, eine ›konventionelle‹ Bedeutung beibehalten hatte. Zunächst hatte Trotha nachholen wollen, was Leutwein zuvor verpasst hatte: Die Operationen am Fuße des Waterbergs und in den Wochen danach zielten auf die *militärische* Vernichtung der Herero.

Obschon die Eskalation offenkundig mit der Person Lothar von Trothas zusammenhing, lässt sich nicht sagen, dass der Kommandowechsel *per se* den genozidalen Wendepunkt des Feldzuges markierte. Die Entgrenzung der Gewalt war keinesfalls vorprogrammiert, sondern resultierte aus dem Scheitern der ursprünglichen Planungen, mit dem die Kolonialherren in ihrem maßlosen Überlegenheitsgefühl nicht gerechnet hatten, und den Versuchen Trothas, mit diesem Scheitern umzugehen. Was die Militärs als Scheitern ansehen mochten (obgleich der Gegner längst am Boden lag), erschien umso weniger hinnehmbar, als sie sich als Vertreter einer ausgesprochenen »Victory Culture« wähnten. Ohne Not hatte sich Trotha zuvor zu vollmundigen Ankündigungen hinreißen lassen, die ihm nun ein Abrücken von den ursprünglichen Zielsetzungen umso schwerer machten. Gemessen an den Erwartungen, die er selbst geschürt hatte, war die Lage nach den Gefechten am Waterberg nachgerade beschämend, aber Scham war ein Eingeständnis von Schwäche, zu dem er nicht bereit war. Stattdessen drahtete er Siegesmeldungen in die Heimat und flüchtete sich in die illusorische Hoffnung auf weitere große Gefechte. »Es wird gefochten, so lange es geht«, lautete seine Devise.[189] Die unterdrückte Scham verband sich unterschwellig mit Wut und entlud sich in einer Gewalt, die sich immer weiter hochschaukelte, als sich ein ums andere Mal wieder kein Erfolg erzwingen ließ. Verheerend wirkte sich folgender Umstand aus: Je prekärer die Lage der Deutschen war – was insofern zutrifft, als die Verfolgung auch die eigenen Kräfte aufrieb und ihnen die Grenzen der eigenen Macht aufzeigte –, desto weniger sah sich der General in der Lage, von seinen Maximalzielen abzurücken; denn aus einer Position der Schwäche, so wollte es ihm scheinen, konnte nur ein ›fauler Friede‹ hervorgehen. Umso intransigenter und unerbittlicher war die Haltung, die er hervorkehrte. Die dauerhafte Vertreibung, auf die nach dem endgültigen Scheitern der ›konventionellen‹ Vernichtungsstrategie setzte, ließ sich auch durch den entschlossensten »Terrorismus« nicht gewährleisten, zumal die »Absperrung« die eigenen Kräfte auf Dauer überforderte. Wie noch zu sehen wird, billigte Schlieffen zwar den Gedanken der Vertreibung, erkannte aber auch, dass Trotha »nicht die Macht [besaß], sie durchzuführen«.[190] Ohnmachtserfahrungen wie

189 Trotha fährt an dieser Stelle (TA 122/17) mit dem Vorwurf fort, Estorff wolle nur verhandeln, um Gouverneur zu werden, und hält dagegen: »Es wird alles totgeschossen! – Basta!«

190 Bericht Schlieffens vom 23.11.1904, BArch., R1001/2089, Bl. 5.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

diese, zumal unter den Blicken der metropolitanen Standesgenossen, waren es, die Scham und Wut erzeugten. Als sich abzuzeichnen begann, dass der »Terrorismus« dazu angetan war, noch die Reste der Herero in der Omaheke auszulöschen, war Trotha auch nicht mehr bereit, davon abzurücken.[191]

Obgleich die offizielle Strategie lange Zeit unverändert in Kraft blieb, kam es in den Wochen der Verfolgung untergründig zu bedeutsamen Verschiebungen. Die »eine Operation im großen« (Lettow-Vorbeck 1957: 77) zerfaserte und degenerierte zu einem Kleinkrieg, in dem bald niemand mehr geschont wurde. Dies lässt sich auch an dem Wandel von Trothas Diktion ablesen. Je offener die Vergeblichkeit seines Trachtens zutage trat, desto blutrünstiger und roher wurde auch die Sprache.

Zunächst hatte sich Trothas Rassismus vor allem noch in einer schier unüberbrückbaren Distanz zu den Herero niedergeschlagen, die sich insofern bereits verheerend auf das Kriegsgeschehen auswirkte, als sie die Entfremdung der Kriegsparteien besiegelte und auf Dauer stellte. Trotha verbot allen sonst üblichen diplomatischen Verkehr und ignorierte die Herero vollkommen. Nachdem er das Kommando übernommen hatte, fühlte er sich zu stark, als dass er sich hätte mit dem Gegner arrangieren müssen, einige Monate später hingegen als in gewissen Hinsichten zu schwach, um dies noch tun zu dürfen. So oder so kam in dieser Verweigerung von Verkehr und Austausch die Distanz zum Ausdruck, die er im Unterschied zu seinem Vorgänger den Herero gegenüber an den Tag legte.

Von Anfang an aber lag auch noch ein gewisses, keineswegs ganz indifferentes ›Mehr‹ in seiner Haltung, und zwar ein Antun- und Bestrafen-Wollen, das etwa in dem Insistieren auf dem »Prius der Gewalt« oder der Logik des »Denkzettels« zum Ausdruck kommt und das Leutwein in dieser Form fremd war. Allerdings war dieser Überschuss anfangs noch einigermaßen militärisch domestiziert, da ein überwältigender ›konventioneller‹ Sieg Trotha hätte genügen können, um den Aufstand als niedergeschlagen und die deutsche »Ehre« als wiederhergestellt anzusehen. Als dieser Sieg aber ausgeblieben war, entfernte sich Trotha immer weiter von den offiziellen militärischen Codes und legte gleichsam alle Fesseln ab, die diese ihm zuvor noch anlegen mochten, ließ seiner Wut und Aggression nunmehr ungehemmt ihren Lauf und bediente sich auch einer

191 Die Genozidforscherin Helen Fein hat in *Genocide. A Sociological Perspective* (1993) – in pointierter Abkehr vom alltagssprachlichen und juristischen Verständnis von Intentionalität und im Rekurs auf Robert Merton – einen Begriff intentionalen Handelns entwickelt wird, der besagt, dass dieses sich nicht nur auf die unmittelbar bezweckten, sondern auch auf die lediglich vorhersehbaren Konsequenzen des eigenen Tuns erstreckt (Fein 1993: 19). Insofern besteht also keinerlei Hindernis, mit Blick auf die Geschehnisse in DSW von Genozid zu reden.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Sprache der Exekution, die offen aussprach, wie wenig der Feldzug noch mit ›Kampf‹ im eigentlichen Sinne zu tun hatte.

Die Diktion radikalisierte sich Hand in Hand mit dem Vorgehen, das sich in Abhängigkeit von einer Konstellation entwickelte, die nicht einseitig nur von den Deutschen bestimmt wurde. In dem Dreiklang von Unterwerfung, Vertreibung und Ausrottung, der die Abfolge von Trothas Strategien beschreibt, liegt ein Crescendo der rassistischen Distanzierung. Zu Anfang *ignorierte* Trotha die Herero als Gegenüber schlichtweg, tat so, als stellten sie keine Kriegspartei dar, und verwehrte ihnen auch jeden Anspruch, als solche aufzutreten und behandelt zu werden. Auch ein schneller Sieg hätte wohl keine Rückkehr zu früheren Verhältnissen bedeutet. Der Umstand, dass Trotha gefangene Herero in Ketten legen lassen wollte, weist vielmehr darauf hin, dass die völlige Niederwerfung eine aktive Politik der Desozialisierung und Dekulturierung der Herero, ihrer ›sozialen Tötung‹, nach sich gezogen hätte (Hund 2007: 84ff). Zwar hätte unter diesen Umständen ein größerer Teil der Herero mit dem nackten Leben davonkommen können, viel mehr aber wohl auch nicht. Die zweite Strategie, die Vertreibung, zielte bereits auf ein umfassendes Verschwinden-Machen der Herero, die das ›deutsche‹ Territorium für immer verlassen sollten. Das Mittel, welches dieses dauerhafte Verschwinden-Machen gewährleisten sollte, bildete der »Terrorismus«, der gleichsam nahtlos zur dritten Strategie, zu der Ausrottung, hinüberführte. »Terrorismus« bedeutete schließlich, dass diejenigen Herero, die unglücklich genug waren, den Weg deutscher Einheiten zu kreuzen, niedergemacht wurden, während der Rest von ihnen elendig jenseits der deutschen Linien sterben sollte: So wollte Trotha die Herero schließlich in ultimativer Weise verschwinden machen. Das Crescendo zeichnete sich durch die Radikalisierung des Moments des Antun-Wollens aus, das immer weiter in den Vordergrund trat und den Modus der Distanzierung bestimmte, die in der Ausrottung ihren unüberbietbaren Kulminationspunkt erreichte.

Es verhält sich nicht nur so, dass Trotha nicht von seinem Vorgehen abrücken wollte, als er sich der verheerenden Folgen bewusst wurde, die dieses für die Herero zeitigte. Zu diesem Zeitpunkt *wollte* er die Ausrottung der Herero und betrieb sie mit aller Macht, auch weil deren Fortexistenz jenseits der deutschen Linien Zeugnis von seinem Scheitern ablegte: Wenn sie ein für alle Mal verschwanden und endgültig zugrunde gingen, waren auch alle bisherigen Rückschläge wie ausgelöscht, schon weil sie folgenlos bleiben würden.

Wie jede Darstellung setzt sich auch die vorliegende der Gefahr aus, Gewalt und Grausamkeit zu rationalisieren und ihnen Instrumentalität zu unterlegen. Tatsächlich war der Vernichtungswille zuvörderst Ausdruck von Affekten wie Wut und Hass, und die damit zusammenhängenden Bewältigungshandlungen waren nicht so sehr auf die Erreichung

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

darüber hinausliegender Ziele gerichtet, als vielmehr darauf, diesen Affekten Luft zu machen. Der Umstand, dass Wut und Hass aus *unterdrückter* Scham hervorgingen, weist zusätzlich darauf hin, wie wenig von einem bewussten Kalkül auszugehen ist. Man darf sich nicht von den Rationalisierungen täuschen lassen, die Trotha selbst für sein Handeln anzuführen wusste. Zweck-Mittel-Überlegungen bewogen ihn nicht, zur Ausrottung der Herero zu schreiten, sondern kamen wohl erst nachträglich ins Spiel, um diesen Schritt zu rechtfertigen.

Festzuhalten ist, dass unabhängig davon, ob man die genozidale Phase mit der Proklamation, davor oder danach anheben lässt, mit der Scham-Wut ein Mechanismus namhaft gemacht ist, der das Umschlagen der ursprünglich ›konventionellen‹ Operationen in einen genozidalen Vernichtungsfeldzug zu erklären vermag.

Soweit ich sehen kann, handelt es sich bei dem Genozid an den Herero um den einzigen seiner Art, der im Großen und Ganzen von einer staatlichen Organisation, einer regulären Armee, durchgeführt wurde. Insofern kann dieser Genozid in einem umfassenden Sinne als Staatsverbrechen gelten. Allerdings: Dass die Gewalt eskalierte und genozidale Ausmaße annahm, hatte nicht so sehr mit der »Kultur des Militarismus«, und damit mit der Organisation und ihren Routinen zu tun, wie Hull (2005) nahelegt, als mit der Person des Oberkommandierenden und dem Milieu, dem er zugehörte.[192] Dass Trotha als Militärdiktator so lange

192 Hulls Beschäftigung mit dem Fall DSW steht sachlich wie zeitlich in einem weiteren Zusammenhang: dem Militarismus des Wilhelminischen Deutschlands. Sie hebt darauf ab, dass das Militär im Zuge der Einigung Deutschlands, die sich in Kriegen herstellte, eine unvergleichliche Stellung erlangte und geradezu zum Inbegriff der Nation wurde. Die beachtlichen operativen Erfolge, die 1866 und 1870 unter der Führung des Großen Generalstabes erzielt worden waren, förderten eine gewisse »Betriebsblindheit«. Diese äußerte sich nicht nur in der Festlegung auf eine bestimmte operative Doktrin, das »Dogma der Vernichtungsschlacht« (Jehuda Wallach), sondern zugleich als die einseitige Betonung des Taktisch-Operativen auf Kosten von Strategie, Diplomatie und Politik. Auch und gerade in jenen Tagen war kaum ein Militärapparat imstande oder bereit, seine Praxis und deren Prämissen einer grundlegenden Kritik zu unterziehen, wie Hull betont (2005: 182), so dass es umso wichtiger war, dass der Apparat ein robustes Gegengewicht an nichtmilitärischen Institutionen fand, die im Zweifelsfalle seinen bisweilen extremistischen Anwandlungen Grenzen zu setzen vermochte. Hinsichtlich des Deutschen Reiches lag die Crux darin, dass die politische Kultur einschließlich der Organe der offiziellen Politik *und* der Zivilgesellschaft von einem ausgeprägten Militarismus erfasst war und deswegen kein robustes Gegengewicht darstellte. In der politischen Arena begünstigte dies das Ergreifen vorwiegend militärischer Lösungen, das schnell in eine Spirale der Gewalt führen konnte, wenn sich ein schneller Erfolg nicht erzielen ließ. Auch ein wiederholtes Scheitern des einmal eingeschlagenen

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nach eigenem Ermessen und von politischen Instanzen unbehelligt walten konnte, ergab sich zwar auch aus den Verhältnisbestimmungen zwischen militärischen und zivilen Instanzen, die in der preußisch-deutschen Militärkultur angelegt waren; aber letztere bildeten lediglich den Rahmen einer Kommandoführung, die sich in sehr unterschiedlicher Weise hätte ausfüllen lassen. Ungeachtet der größeren Verantwortung und der Handlungszwänge, welche das Amt mit sich brachte, ist schwerlich davon auszugehen, dass die Gewalt unter dem Kommando eines Leutwein oder Estorff die Dimensionen angenommen hätte wie unter Trotha. Unverständlich wie sein Handeln selbst erscheint der Sachverhalt, dass er seines Kommandos nicht enthoben wurde, obwohl sich in Berlin die Auffassung durchgesetzt hatte, dass er zu weit gegangen war. Offenbar war er nicht so weit gegangen, dass man sein Handeln als ›abnorm‹ und seine Ablösung als unvermeidlich angesehen hätte. Meine These lautet, dass er ungeachtet seiner Idiosynkrasien noch erkennbar als Vertreter eines bestimmten Milieus und Ethos agierte, und dass diese Angemessenheit von

> Kurses bewog die Verantwortlichen nicht unbedingt, die Prämissen des eigenen Vorgehens zu überdenken und gegebenenfalls einen alternativen Kurs in Betracht zu ziehen, sondern wurde – monoton – mit einem steten Mehr an Gewalt beantwortet, was auch insofern nicht verwunderlich ist, als letztlich die Schemata von Militärs, und das bedeutet: von Gewaltspezialisten, ausschlaggebend waren. Hull formuliert damit fraglos wichtige Bedingungen der Gewalteskalation in DSW, sie kann diese aber nicht ganz zufriedenstellend erklären. Stattdessen legt sie nahe, dass sich die Routinen der metropolitanen Militär- resp. der militarisierten politischen Kultur in Südwestafrika fortsetzten, oder umgekehrt, dass sich die Vorgänge in Übersee in den eingeschliffenen Bahnen heimischer Routinen bewegten, was bei näherem Hinsehen sehr fraglich erscheint, zumal manches allzu offensichtlich aus dem Ruder lief: Ein kommandierender General, der sich brüstete, die Reste eines fliehenden Gegners »totzuschießen«, der sich anmaßte, ein ganzes Volk zu expatriieren, oder es schließlich wagte, den Reichskanzler ob einer Lappalie zum Duell zu fordern, nahm sich selbst noch in Zeiten des vorherrschenden Militarismus ungewöhnlich aus. Zwar trieb es Trotha nicht so weit, dass Berlin erwogen hätte, ihn aus dem Amte zu entfernen, aber er verspielte schließlich die Gunst des Kaisers. Sein Handeln mochte Standesgenossen im Großen und Ganzen vielleicht noch als ›normal‹ erscheinen, aber deswegen noch lange nicht als selbstverständlich oder gar alternativenlos. Jedoch kommen solche Varianzen gewissermaßen im toten Winkel von Hulls Erklärungsansatz zu stehen, dessen Augenmerk auf der Organisation ›Militär‹ liegt. Die konkreten Akteure und ihre Antriebe ›unterhalb‹ der Routinen gleichsam mesosozialer Aggregate finden keine hinreichende Berücksichtigung. Hulls Darstellung kann nicht erklären, welche die Motivation war, die Trotha antrieb, die Gewalt immer weiter zu entgrenzen und alle Alternativen auszuschlagen, auch als die meisten Peers die Vergeblichkeit, ja Grausamkeit dieses Trachtens erkannten und mitunter offen ansprachen.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

den vorgesetzten Stellen anerkannt wurde.[193] Dies erscheint vorderhand umso erstaunlicher, als das Handeln des Oberkommandierenden von einer ›staatsfernen‹, ständischen Logik bestimmt war, die in bestimmten Hinsichten zu den Rollenerwartungen querstand, die an einen kommandierenden General in einer modernen staatlichen Armee gestellt sein mochten. Die außerordentliche emotionale Energie, die Trothas Amtsführung und Auseinandersetzungen prägte, rührte m.E. nicht so sehr von einem kolonialpolitischen Standpunkt, sondern daher, dass er in dem

193 Dies mag auch eine weitere Merkwürdigkeit erklären: Wie gesehen, trug Deimling nicht minder als Heyde zum Scheitern der Schlacht am Waterberg bei (sofern freilich nicht bereits der Schlachtplan selbst schon zum Scheitern verurteilt war), indem er sich über seine eigentlichen Befehle hinwegsetzte und viel zu ungestüm und rasch vorstürmte, damit die Herero in die Flucht schlagend, die in der Folge Heydes Abteilung überrannten. Dennoch wurde gegen Deimling, soweit ich sehe, kein kriegsgerichtliches Verfahren angestrengt, ja offenbar nicht einmal erwogen. Während Trotha Heyde offenkundig verabscheute, fand er für Deimling kaum kritische Worte. Beide Kommandeure, Deimling wie Heyde, hatten sich über Trothas Befehle hinweggesetzt, aber nur letzterer musste sich für seine Eigenmächtigkeiten verantworten, während Deimling weiterhin wichtige Kommandos erhielt und später sogar an die Spitze der südwestafrikanischen Schutztruppe rückte. Eigenmächtigkeiten und selbst Fehler wurden also durchaus verziehen; offenbar waren die Umstände entscheidend für die Bewertung: Während Deimling übereifrig vorpreschte, im Jargon jener Zeit: ›schneidig‹ und ›forsch‹, und damit ungeachtet aller Fehler die Haltung an den Tag legte, die von einem höheren Offizier erwartet wurde, führten Heydes Eigenmächtigkeiten – ob nun willentlich oder nicht – dazu, dass er die Gefechte verpasste und sich schließlich nur noch, zu einer passiven Rolle verdammt, der eigenen Haut zu erwehren suchen konnte, als er vom fliehenden Gegner überrannt wurde. Obwohl es vor allem die schlechte Planung des Hauptquartiers war, die Heyde und seine Abteilung erst in diese Situation gebracht hatte, stand Heyde nun – zumindest in Trothas Augen – als inkompetent und zauderhaft dar und bot sich somit als Sündenbock an. Die Bedeutung der Person des kommandierenden Generals herauszustreichen, läuft nicht darauf hinaus, die ganze Betrachtung individualpsychologisch einzuengen. Trotha kommt vielmehr als typischer Vertreter eines bestimmten Milieus, der »guten«, »satisfaktionsfähigen« Gesellschaft mit ihren spezifischen Ehrvorstellungen, in den Blick. Schließlich ist auch zu bedenken, dass »Ehre« als Handlungsregulativ Gesellschaftsformen zugehört, in denen der Individuierung der einzelnen Mitglieder charakteristische Grenzen gesetzt sind. Sie ist stets die »Ehre« einer partikularen Gruppe (Weber 1990: 534; Simmel 1992: 486), und nur die Person besitzt »Ehre«, die sich dessen immer bewusst bleibt, sich den Normen dieser Gruppe unterwirft und Verhaltenskonformität beweist. »Ehre« dient insofern immer auch der Unterdrückung »illegitimer Individualität« (Neckel 1991: 65).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Bewusstsein handelte, das Ethos seines Standes – eines sich zunehmend bedroht wähnenden Standes – zu verteidigen.

Die ›Staatsferne‹ der ständischen Logik wird schon daran deutlich, dass den Anspruch auf »Ehre«[194] zu behaupten, in aller Regel über gewaltsame Selbsthilfe führt. Dies galt auch für die »satisfaktionsfähigen« Oberschichten, gleichwohl das Recht resp. die Pflicht zur Selbsthilfe auf genau definierte Situationen beschränkt war und unter strengen Regeln zu erfolgen hatte. So galten grundsätzlich nur Standesgenossen als »satisfaktionsfähig«, und die Gewaltausübung war im hohen Maße ritualisiert. Auf die eigene »Ehre« zu halten und nichts »auf sich sitzen zu lassen«, liegt eine unbestreitbare Rationalität zugrunde, wie Pierre Bourdieu am Beispiel einer kabylischen Gesellschaft zeigt: Wer nach dieser Maxime handelt, erwirbt sich eine entsprechende Reputation, die einen »Schutzwall vor Herausforderungen« darstellt und etwaige Angreifer abschreckt, indem sie ihnen Furcht einflößt (Bourdieu 1976: 30, 34). Allerdings gilt dies nur für Gesellschaften eines bestimmten Typs. Den sozialen Raum der »Ehre« bilden Gesellschaften ohne Zentralgewalt, in denen soziale Akteure selbständig zur Gewalt schreiten müssen, um sich Recht zu verschaffen, und selbst in der Pflicht sind, ihre Mitglieder und Habe vor feindlichen Übergriffen zu schützen. Die deutschen Oberschichten befanden sich um 1900 in keiner solchen Situation mehr. Im Gegenteil durchbrachen ihre »Ehrenhändel« das etablierte staatliche Gewaltmonopol, wie die zahlreichen zeitgenössischen Kritiker nicht müde wurden zu wiederholen (Frevert 1991: 233ff), und hatten den Landesherren seit jeher als Form der Fehde gegolten, die zu unterbinden war, um den Landfrieden herzustellen (Demeter 1962: 113).

Zweifellos war die Staatlichkeit im Kaiserreich in vielen Belangen hoch entwickelt, aber es barg und duldete Elemente einer früheren, vorstaatlichen Ordnung. Das Duell bildete ursprünglich ein Privileg der Militäraristokratie, deren herausragende politische Rolle es unterstrich,[195] indem es ihre Mitglieder in bestimmten Beziehungen über das Gesetz

194 Grundsätzlich entscheidet, ob eine Person oder Familie »Ehre« besitzt (oder eben nicht), darüber, ob sie in ihrem Sozialverband »zählt«, ob andere Mitglieder mit ihr Umgang pflegen, mit ihr Geschäfte tätigen oder ihr Kredit gewähren, und zeigt an, mit wem zu »rechnen« ist und womit.

195 Die Herrschaft des Monarchen ruhte wesentlich auf der Armee auf, die nicht nur der Abwehr äußerer, sondern auch innerer Feinde diente (Hull 2005: 103). Zu Recht weist auch Franz Carl Endres (1927: 283) darauf hin, dass das deutsche Heer von 1914 und vorher primär ein »dynastisches Instrument« und kein »Volksheer« gewesen sei, auch wenn es so genannt wurde. Nicht zuletzt soziale Vorbehalte gegenüber dem urban-proletarischen Milieu, das politisch als unzuverlässig angesehen wurde, bewogen die politische Führung, die formell bestehende allgemeine Wehrpflicht nicht annähernd auszuschöpfen (Förster 1985: 21).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

stellte.[196] Dem Militär besonders zugewandte Monarchen wie Wilhelm I. oder dessen Enkel Wilhelm II. schützten und kultivierten diese Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen.[197] Bis zum Ende des Kaiserreichs bestand die Institution des Duells ungebrochen fort, ja erfasste immer weitere bürgerliche Kreise. Wie Niklas Luhmann (2010: 96f.) bemerkt hat, zeigt allerdings gerade dieses Überhandnehmen an, dass die »Ordnung bereits überschritten war«, was daran sichtbar wurde, dass oft genug »das Mittel zum Zweck gemacht« und »Duelle gesucht, provoziert oder außer Proportion zum Anlass erzwungen« wurden. Weil die Oberschichtinteraktion bereits an gesellschaftsstruktureller Bedeutung verloren hatte, machte sich die Tendenz breit, »Interaktionsfähigkeit als Selbstzweck zu zelebrieren« (ebd.: 97). »Ehrenhändel« bildeten ein symbolisches Surrogat für die Stellung und Bedeutung, die der Adel als eigentlicher Träger dieses Privilegs einst innehatte, nun aber einzubüßen drohte. Angesichts der unwiderstehlichen Dynamik des gesellschaftlichen Wandels, dem die Wilhelminische Gesellschaft unterworfen war, konnten sich die traditionellen Eliten ihrer Stellung auf Dauer nicht mehr sicher sein.

Trotha war ein typischer Vertreter der überkommenen Ordnung, und dazu ein solcher, der sie verbissen verteidigte. Vergegenwärtigen wir uns die näheren Umstände seiner Ernennung! Wie der bayerische Militärbevollmächtigte Nikolaus Ritter von Endres zu berichten wusste, war Trotha der persönliche Favorit des Kaisers und wurde sowohl von dem Chef des Generalstabes, als auch dem Reichskanzler, dem Kriegsminister und dem Kolonialdirektor abgelehnt (Kuss 2010: 83). Gegen alle Widerstände entschied Wilhelm dennoch zugunsten Trothas. Was mag ihn zu dieser einsamen Entscheidung bewogen haben? Nicht ohne Sarkasmus charakterisiert Bülow Trotha rückblickend als einen »schneidige[n] Gardeinfanterist[en]« (1930, Bd. 2: 21). Nach dem Urteil Estorffs (1979: 117) war Trotha »eine schöne, stattliche Soldatenerscheinung und machte durch sein selbstbewusstes Auftreten den Eindruck, dass er viel könne. Er war jedoch ein Mensch der Oberflächlichkeit und des Scheins«.

196 Das Duell-Privileg stellte seine Nutznießer über das Gesetz und depotenzierte den Zwangsapparat des Staates zu einem Mittel, um die »Massen« im Zaum zu halten (Elias 1992: 70). Es schien zu besagen: »Wir sind die Herren des Staates. Wir leben nach unseren eigenen Regeln, die wir uns selber geben. Für uns gelten diese Staatsgesetze nicht« (ebd.: 71).

197 Ute Frevert spricht in dieser Beziehung von »Doppelmoral« (Frevert 1991: 110). Nach zwischenzeitlichen Versuchen, »Ehrenhändel« einzudämmen, machte Wilhelm I. klar, dass er keinen Offizier dulden würde, der seine Ehre nicht zu verteidigen wüsste, und etablierte damit der Sache nach den Duellzwang (ebd.: 113). Auch sein Enkel, Wilhelm II., schritt nicht energisch gegen die »Ehrenhändel« ein, sondern verlangte im Gegenteil »energisches Handeln« (ebd.: 115ff).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Von großgewachsener, imposanter Gestalt, besaß Trotha allem Anschein nach vor allem, was man seinerzeit als »Schneid« bezeichnete, und erfüllte damit eines der maßgeblichen militärisch-aristokratischen Kriterien der Menschenbeurteilung (Elias 1992: 115). Für die »mannmännliche Erotik«, die Trotha verkörperte, war Wilhelm II. offenbar empfänglich (Sombart 1996: 147f.). »Schneid« bewies Trotha auch in seiner martialischen Rhetorik. Da der Kaiser einen Offizier suchte, der entschlossen genug war, den Aufstand »mit allen Mitteln« niederzuschlagen, mochte Trotha als der geeignete Mann erscheinen.

Mit dem wohl wichtigsten Kommando jener Tage betraute der Kaiser einen Offizier, der als kommandierender General bereits etwas aus dem Rahmen fiel: Selbst im Unterschied zu Leutwein oder Estorff hatte Trotha niemals die Kriegsakademie[198] besucht und besaß keinerlei Stabserfahrung. Er hat seinen Dienst immer bei der Truppe versehen und hatte stets nur Kommandoposten inne; er verkörperte gerade nicht den (seinem Sozialcharakter nach: bürgerlichen) Fachmenschen, zu dem der Stabsdienst schulte, sondern den ›Haudegen‹, der seine Feuertaufe als Fähnrich in den Einigungskriegen erlebt hatte. Dies unterstreicht auch, dass Trotha nach heutigem Verständnis viel eher ein ›Alpha-Tier‹ als ein ›Teamplayer‹ war, was Hermann von Wissmann möglicherweise im Sinne hatte, als er ihn rückblickend als einen »schlechte[n] Kamerad[en]« bezeichnete (Estorff 1979: 117). Trotha hatte im Unterschied zu den meisten Standesgenossen auch nie eine Kadettenanstalt besucht, wo die Jugendlichen schon früh zum Leben in »Kameradschaft«, der »Tugend des Mitmachens und der Unterordnung« (Kühne 2006: 84), erzogen wurden. Trotha verkörperte ganz und gar das Ideal »starker, kraftvoller, autonomer Männlichkeit«, das sich in der »modernen Gesellschaft allmählich überlebt« hatte (Frevert 1991: 216), und dies manifestierte sich vor allem in seinem Beharren auf Stärke bis zur Unerbittlichkeit, auch und gerade dann, wenn sich die Lage schwierig gestaltete, sowie in seinem Streben nach Unabhängigkeit, die er sich vor der Annahme des Kommandos vom Kaiser selbst ausbedungen hatte. Es war wohl dieselbe kompromisslose Unbeugsamkeit, durch die er die Gunst des Kaisers erworben hatte, die ihn nun auch darauf beharren ließ, ›seinen‹ Krieg nach seinen Vorstellungen (zu Ende) zu führen und zunächst jegliche Unterordnung abzulehnen, erst recht unter eine zivile Instanz.

198 Die Kriegsakademie wurde 1859 zu Berlin gegründet und diente dem Zweck, die Elite des Offizierskorps heranzuziehen. Bereits in den 1880er Jahre wurden fast nur noch Absolventen der Kriegsakademie zum Großen Generalstab kommandiert (Michels 2008: 52). Ihr eignete ein spezifisch bürgerlicher Charakter, zumal über die Aufnahme allein das Abschneiden in anonymisierten Prüfungen entschied. Als eine militärtechnische Fachschule formte sie die Offiziere zu »Militärtechnokraten« (ebd.: 53).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Bülow und Schlieffen waren zwar Standesgenossen, denen das Ethos, das Trotha verkörperte, keineswegs fremd gewesen sein konnte. Aber die zahlreichen Kautelen und Skrupel, die sie geltend machten, zogen ihnen den Argwohn und Unmut des Generals zu. Was sie von ihm unterschied, war ihre Gewohnheit, als Rollenträger einer ausdifferenzierten politischen resp. militärischen Macht zu handeln: Bülow beispielsweise verlor die außenpolitische Wirkung der deutschen Kriegführung nie aus den Augen und verlangte von einem Oberkommandierenden ein Minimum an ›Compliance‹ (1930, Bd. 2: 21), während Schlieffen – wiewohl selbst auch Militär – durchaus Mittel und Zwecke gegeneinander abzuwägen bereit war und schließlich auch für eine Revision des vorgängigen Kurses plädierte.[199] Trotha war zu derlei Kompromissen nicht bereit, denn er kannte nur *einen* Weg, den Krieg zu führen und zu beenden. Paradoxerweise gab es für ihn am wenigsten dann ein Zurück, wenn der eingeschlagene Weg *nicht* zum Ziel führte.

Als er die erwarteten Erfolge schuldig blieb, befand sich Trotha mehr und mehr auf verlorenem Posten, aber er fügte sich nicht in sein Schicksal, sondern bäumte sich dagegen auf. So versuchte er, den Konflikt mit Bülow, der ursprünglich einen sachlichen Kern hatte, auf seine Ebene zu ziehen und, unter ostentativem Verzicht auf alle »formale Rationalität«, mit den Mitteln auszufechten, die dieser Ebene zugehörten: Er suchte sein Heil im »alte[n] Gottesurteil des Zweikampfes« (Endres 1927: 306), in dem der Stärkere die Chance hat, dem (physisch) Schwächeren seinen Willen aufzudrängen (Elias 1992: 69). Doch der Kaiser ließ dies nicht zu und entschied den ›Richtungsstreit‹, indem er das Duell untersagte. Genauer gesagt, setzte er der Logik, für die Trotha einstand, lediglich eine Grenze, erklärte sie aber nicht für ungültig. Weder wurde der General abberufen, noch wurden ihm in der Folge Maßnahmen auferlegt, deren Umsetzung einen radikalen Kurswechsel und Gesichtsverlust bedeutet hätte, wie noch zu sehen wird. Trotha mochte aus Sicht Berlins über die Stränge geschlagen haben, aber sein Handeln und dessen Motive bewegten sich offenbar noch in den Bahnen dessen, was als normal und tolerierbar galt, eben weil es Ausfluss eines Ethos war, das vielleicht in bestimmten Hinsichten antiquiert scheinen mochte, das sich grundsätzlich aber immer noch einer gewissen Wertschätzung erfreute. So wird erklärlich, warum Trotha trotz aller Rückschläge und Schwierigkeiten sein Kommando bis Ende 1905 behalten durfte. Was Berlin ihm vorzuwerfen hatte, reichte offenbar nicht hin, um ihm eine entehrende Abberufung anzutun.

George Steinmetz hat zu Recht betont, dass Trothas Hinwendung zu der genozidalen Strategie überdeterminiert war und eine soziale

199 Trotha erblickte darin nur ein ›Einknicken‹, das für ihn unannehmbar war. Möglicherweise war eine solche Unterscheidung von Rolle und Person für ihn auch gar nicht vorstellbar.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Dimension besaß.[200] Tatsächlich spricht manches dafür, dass die beträchtliche emotionale Energie, die Trotha in die Verteidigung seines Kurses und in die zahlreichen Konflikte, die sich daraus ergaben, investierte, mit Fragen zusammenhing, die mit Südwestafrika nichts zu tun hatten und Trotha in persönlicher Weise affizierten. Er kämpfte nicht so sehr um den Erhalt der überseeischen Besitzungen als den seiner Lebenswelt, die er zu Recht bedroht wähnte, und scheiterte auch in dieser Beziehung.

200 George Steinmetz (2007: 198) spricht von einem »symbolischen Klassenkampf« zwischen Trotha und Leutwein, worin er eine der Bedingungen erblickt, die zur genozidalen Eskalation führten. Auf der einen Seite steht Trotha, der als spezielles kulturelles Kapital seines Standes die Expertise in Techniken der Herrschafts- und Gewaltausübung einbringt (ebd.: 200), auf der anderen Seite der kultiviertere Bildungsbürger Leutwein (ebd.: 199). Sieht man davon ab, dass Steinmetz bei der Analyse des Konflikts nicht immer akkurat verfährt und beispielsweise den noch nicht in den Adelsstand erhobenen Berthold Deimling ohne weiteres dem Adel zurechnet (z.B. ebd.: 198), verlaufen die entscheidenden Konfliktlinien möglicherweise anders. Trotha fordert Bülow, nicht Leutwein zum Duell, und seine Aversion gegen Schlieffen ist kaum geringer. Was diesen Konflikten die Schärfe verleiht, ist gerade der Umstand, dass es sich um einen ›Richtungsstreit‹ handelt, der quer durch die Oberschicht geht, wobei Trotha das militäraristokratische Ethos in Reinform gegen alle Aufweichungen verteidigt.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

5. Dynamiken des Kleinen Krieges und Brutalisierung

> »Der Krieg verwandelt dich, ja, er verwandelt dich. Nimmt dir all deine Überzeugungen, deine Religion, nimmt dir die Würde, du wirst zum Tier. Doch Tiere können in diesem Sinne nichts Böses tun, das weiß ich. Es ist unglaublich, was Menschen einander antun können.«
>
> Jonathan Shay, *Achill in Vietnam*, S. 70

Der Umgang der Weißen mit den »Eingeborenen« in Südwestafrika war bereits zu ›Friedenszeiten‹ von Willkür, Gewalt und Grausamkeit bestimmt. Mit dem Ausbruch der Aufstände radikalisierten sich die Gewaltverhältnisse und verstetigten sich über den Kriegszustand hinaus. Wie Bley (1968: 214) festgestellt hat, brachten die Kriege in DSW dahingehend keine Normalisierung, im Gegenteil. Krieg überhaupt ist durch reduzierte Normierung und Sanktionierung bestimmt, was an der »Aufhebung jenes Verbots, das wie kein anderes das Zeichen dafür ist, dass gegenüber dem anderen *nicht* ›alles erlaubt‹ ist, das Tötungsverbot«, sichtbar wird (Trotha 1999: 72, Herv. i. O.). Der Krieg gegen die Herero, der von Anfang an kein lokaler und begrenzter Konflikt war, brachte eine weitere Entgrenzung weißer Macht- und Herrschaftsphantasien mit sich. Willkür und Gewalt der Siedler waren der Regierung schon früh über den Kopf gewachsen und hatten Anteil daran gehabt, dass die Herero zu den Waffen griffen, aber im Krieg spitzte sich das Problem weiter zu.

Die folgenden Überlegungen richten ihr Augenmerk auf die Brutalisierung der Truppen im Herero-Feldzug. ›Brutalisierung‹ bezeichnet einen Vorgang der Verrohung, in dem sich die Truppenangehörigen immer weniger an soldatische oder rechtliche Normen gebunden fühlen und zu illegitimer Gewalt greifen. Die Gewalt »von unten« bildete eine eigenständige Dimension des Gewaltgeschehens, welche die Beziehungen zwischen Weißen und »Eingeborenen« weit über die genozidale Phase des Feldzuges mitbestimmte. Sie lässt sich im Sinne von Gerlachs »multi*kausalem*« Ansatz der »extrem gewalttätigen Gesellschaften« als eine Ursache sui generis verstehen (vgl. Gerlach 2006: 468), stellt aber insofern immer auch eine Wirkung dar, als sie aus einem vorgängigen Prozess hervorgeht. Sie steht in Zusammenhang mit den sich wandelnden Bedingungen eines Feldzuges, der die deutschen Militärs vor unerwartete Schwierigkeiten stellte und sich insgesamt anders entwickelte, als ursprünglich geplant gewesen war. Diese Brutalisierung konnte allerdings ihrerseits wieder auf den Prozess zurückwirken, indem etwa die Weigerung, dem Gegner Pardon zu gewähren, diesen zu umso erbitterterem

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Widerstand anstachelte. Statt einseitig nur von Ursache oder Wirkung ist daher von einer Wechselwirkung auszugehen.

Lange Zeit haben sich sowohl die Kriegs- als auch die Genozidforschung mit dem Problem der Gewalt »von unten« schwergetan. Durch einen willkürlich verengten Blickwinkel erlegte sich die Geschichtsschreibung Einschränkungen auf und neigte zur Verzerrung ihres Gegenstandes. Indem sie sich vornehmlich als Geschichte großer Schlachten und ihrer Lenker, »weltgeschichtlicher Heroen« und anderer »Übermenschen«, verstand, ließ sie weite Teile des kriegerischen Geschehens unberücksichtigt. Werke wie John Keegans »Face of Battle« (1978) ließen diese Beschränkungen hinter sich und machten deutlich, dass die Perspektive »von unten«, d.h. der Kampftruppen und der sie befehligenden ›subalternen‹ Offiziere, eine eigene Dimension des Krieges darstellt und als solche Aufmerksamkeit verdient.

Mit Blick auf den Fall DSW macht sich bemerkbar, dass die Sicht auf die Kriege in starkem Maße von der Genozidfrage bestimmt ist und damit im Schatten des »Top-down«-Schemas steht, das der herkömmlichen Genozidforschung zugrundeliegt. Demgegenüber läuft die Frage nach der Brutalisierung auf die Untersuchung von Formen der Gewalt hinaus, die nicht nur nicht aus Befehlen »von oben« zurückgehen, sondern sich oft genug über solche hinwegsetzen. Die Akzentuierung der Gewalt »von unten« besagt freilich nichts gegen die Genozidthese per se. Im Gegenteil vermag eine solche Betrachtung unter Umständen zu erklären helfen, wie aus »ganz normalen Männern« (Browning 2007) schließlich Werkzeuge einer genozidalen Kriegführung werden konnten, und damit die herkömmliche Perspektive »von oben« zu ergänzen. Im Folgenden geht es vor allem darum zu verstehen, was die Soldaten motivierte, Befehle auszuführen, die jedes übliche Maß sprengten und zu Werten wie der »Ritterlichkeit« querstanden, und auch immer wieder darüber hinauszugehen. Diese Bereitschaft ist umso erklärungsbedürftiger, als viele der Aktionen militärisch bedeutungslos waren und für die Akteure zusätzliche Risiken mit sich brachten.[1]

Die folgenden Betrachtungen richten sich allenfalls gegen bestimmte Varianten der Genozidthese und ihren Modus Operandi. Immer wieder zieht die Literatur in dem Versuch, die Genozidthese zu untermauern, wahllos einzelne Greueltaten heran, ohne deren näheren Kontext zu berücksichtigen. Mitunter aber trägt dieser Kontext maßgeblich dazu bei,

1 Zu einiger Berühmtheit brachte es der militärisch völlig sinnlose und vielleicht gerade deswegen zur Heldentat verklärte »kühne Verfolgungszug des Hauptmanns Klein bis zur äußersten Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit« Ende Oktober 1904, auf dem sich die gesamte Abteilung aufrieb: Etliche Soldaten, auch Klein selbst, erkrankten und starben an Typhus; 25 Pferde sowie 21 Esel verendeten (Großer Generalstab 1906: 208ff).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dass die Gewalt eskaliert, weswegen sich aus einzelnen Aktionen nicht ohne weiteres auf entsprechende Befehle »von oben« oder gar eine umfassende Strategie zurückschließen lässt. Manch eine Greueltat, von der die Quellen berichten, ist anderen Ursprungs und wurde auch gegen die Befehle von Vorgesetzten verübt. Deswegen ist die Gewalt »von unten« als eigenständige Dimension des Gewaltprozesses zu begreifen.

Dafür spricht nicht zuletzt das Maß, in dem die Kriegführung von kleinen Abteilungen geprägt war und sich auch für den gemeinen Soldaten erhebliche Entscheidungsspielräume auftaten, zumal in der kolonialen Situation noch der »verworfenste« Weiße Herrenrechte beanspruchen und sich mehr oder weniger über dem Gesetz stehend wähnen konnte.[2] In einem solchen Szenario ist es unangemessen, die Soldaten als passive Befehlsempfänger und »willige Vollstrecker« zu betrachten. Die Kleinkriegführung in DSW hing durchweg von der Einsatzbereitschaft und Initiative des einzelnen Soldaten ab, und deswegen ist es auch unausweichlich, die emotionalen Motivationen der Soldaten in den Blick zu nehmen.

Schließlich ist auch zu bedenken, dass in DSW, wie in Kleinen Kriegen überhaupt, manches von dem, was ansonsten solch streng hierarchischen Einrichtungen und einer totalen Institution wie dem Militär im Besonderen eigen ist, leicht zu bloßer Makulatur wurde. Das fängt damit an, dass sich die Angehörigen der »Schutztruppen« insgesamt gerne als »Landsknechte« bezeichneten (z.B. Behr 1891: 20) und diese Truppen organisatorisch zunächst auch nichts anderes als Privatarmeen waren (Bührer 2011: 35–86). Nachdem der erste Begeisterungssturm über den Krieg in der Heimat verflogen war – die »Hunnenbriefe« von Kriegsteilnehmern desavouierten den Kolonialdienst, und die Härten und Tücken des Landes traten zunehmend auch ins öffentliche Bewusstsein –, sahen sich die Behörden im Reich bereits Ende Mai resp. Anfang Juni dazu gezwungen, Reservisten anzuwerben, weil die Zahl der freiwilligen Aktiven nicht mehr ausreichte. Damit wurde die Truppe immer mehr zu einer Truppe von Abenteurern und Vorbestraften,[3] wie es auch in China während des Boxeraufstandes der Fall gewesen war (Wünsche 2008: 188).[4] Die eklatante »Disziplinlosigkeit dieser neuen, jungen Soldaten«

2 Fälle eigenmächtigen Handelns gegen Befehle sind in den Tagebüchern und Memoiren der Kriegsteilnehmer Knoke (NAN, Private Accessions, A.538) oder Lorang (Pape 2003) dokumentiert.

3 »Aus Deutschland«, in: *DSWAZ* vom 15.6.1904, S.2. Die Siedlerpresse bezog sich auf eine entsprechende Meldung der Berliner Börsen-Zeitung.

4 Ein deutscher Militär berichtete in der Zeit der Niederschlagung des Boxeraufstandes aus China über die eigenen Truppen: »Die Disziplin ist in vielen Truppenteilen [...] total verrottet«; schwerste Verbrechen wie Mord, Notzucht oder Plünderung seien »an der Tagesordnung« gewesen. Die betreffenden Truppenteile bestanden oftmals zum größten Teil aus Reservisten,

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

erzürnte eingesessene Offiziere wie Viktor Franke, dessen »Begeisterung für die koloniale Laufbahn [dadurch sogar, MH] stark ins Wanken« geriet.[5] Aber auch Neuankömmlinge wie Oberleutnant Stuhlmann teilten diese Einschätzung der neuen Kräfte und glaubten beobachten zu können, dass der im Laufe des Krieges nachgeführte Ersatz in DSW vor allem Freiheit von militärischem Zwang suchte.[6]

Manch ein Zeitgenosse bemerkte indes, dass der Krieg in DSW die Soldaten veränderte, und zwar nicht zum Guten hin. Immer wieder sah sich die Führung genötigt, gegen das Wuchern der Gewalt »von unten«, gegen eigenmächtige Erschießungen von Frauen und Kindern, einzuschreiten (Hull 2005: 49ff). Auch von den Geistlichen im Lande wurden diese Veränderungen mit wachsender Sorge registriert; schließlich sahen sie sich sogar bemüßigt, »Soldaten-Abende« ins Leben zu rufen, um dieser Entwicklung entgegenzusteuern. In aufschlussreicher Weise legten sie dar, weshalb sie diese Abende ausrichteten und was sie sich davon erhofften:

> »Das ist ein gutes, wenn nicht das beste Zeichen, daß im deutschen Soldaten trotz der Verlockungen und Gefahren, denen er hier beständig ausgesetzt ist, der Trieb zur Selbstzucht und zum Überwasserbleiben stark vorhanden und daß er den Weg durch Sumpf und Moder über die Barre der drohenden Verschlechterung hinweg mit möglichst wenig Schäden zurückzulegen gewillt und bestrebt ist.«[7]

Es ging den Geistlichen um Schadensbegrenzung. Sie begnügten sich damit festzustellen, dass die Soldaten den »Trieb zur Selbstzucht und zum Überwasserbleiben« noch nicht ganz aufgegeben hatten, sondern vielmehr »gewillt und bestrebt« waren, ihren Einsatz mit »möglichst wenig Schäden« zu überstehen. Vermutlich waren die Geistlichen mit den Problemen der Soldaten überfordert. Der zitierte Passus bleibt vage und gibt keine Aufschlüsse darüber, was die Geistlichen alarmiert hatte; man wird aber annehmen können, dass manches davon mit dem zu tun hatte, was in der jüngeren Militärpsychiatrie unter dem »Posttraumatischen Erschöpfungssyndrom« verstanden wird. In DSW lagen die Bedingungen dafür vor, wie zu sehen sein wird.

Wenig hilfreich war, dass das Problem von der Öffentlichkeit nicht richtig erkannt und bisweilen hinwegdiskutiert wurde. Auf Berichte von

»durchweg Abenteurer schlimmster Sorte« (zit. n. Wünsche 2008: 218), die rekrutiert worden waren, weil sich spätestens ab September 1901 kaum mehr Freiwillige aus dem aktiven Dienst für den Einsatz in China rekrutieren ließen (Wünsche 2008: 189).

5 BArch., NL Viktor Franke, Nl. 30/3a, S. 364.

6 NAN, Private Accessions, A.0109, S. 201.

7 »Soldaten-Abende«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 15.8.1905, S.2.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

deutschen Kriegsverbrechen, auch gegen Frauen und Kinder, erklärte der Kolonialdirektor Oskar Stübel vor dem Reichstag, dass der »deutsche Charakter ein solcher ist, der nicht zu Grausamkeit und Roheiten [sic] neigt«. Weite Teile des Reichstags und der Öffentlichkeit gaben sich damit zufrieden.[8] Dass Kommandeure sich genötigt sahen, in den Befehlen an die »Disziplin« oder die »Manneszucht« der Truppe zu appellieren, weist darauf hin, dass die soldatischen Normen ihre Selbstverständlichkeit längst verloren hatten. Hinter dem Ruf nach Disziplin verbarg sich zudem meist die Forderung, die Soldaten noch ›härter ranzunehmen‹ und noch ärgeren Erniedrigungen und Demütigungen zu unterziehen, als der raue Alltag auf dem Kasernenhof ohnehin schon vorsah – nach dem Militärpsychiater Jonathan Shay (1998: 273) gerade keine Lösung, sondern die Perpetuierung des Problems.

Zwar hatten die Folgen langer Kriege die militärischen Eliten im Deutschen Reich – angefangen bei Moltke (dem Älteren) – immer wieder umgetrieben. Die Sorge bezog sich allerdings in erster Linie auf das Szenario eines entgrenzten »Volkskrieges« auf dem europäischen Kontinent, auf die mögliche Radikalisierung durch den Druck der Öffentlichkeit und die subversiven und zentrifugalen gesellschaftlichen Kräfte insgesamt, die ein solcher Krieg freizusetzen drohte (Förster 1986: 101). Was jedoch mit den Soldaten passierte, die einem langen Kampfgeschehen (zumal mit seinen für den Kleinkrieg typischen Merkmalen) ausgesetzt waren, kam kaum in den Blick. Man gab sich allgemein noch dem Glauben hin, »Charakterstärke« reiche aus, dem Druck äußerer Verhältnisse standzuhalten und ›sauber zu bleiben‹ (Shay 1998: 68, 276); dabei handelte es sich um eine Illusion, die im Laufe des weiteren 20. Jahrhunderts gründlich ent-täuscht wurde. In DSW blieb das Problem ungelöst: Die überlieferten deutschen Greuel hängen zumindest in Teilen mit der Brutalisierung der Truppen zusammen.

Im Einklang mit der Annahme von der Prozesshaftigkeit des genozidalen Geschehens in DSW sind die nachfolgenden Überlegungen von Beobachtungen bestimmt, die auf dem Blick auf die Entgrenzung der Gewalt »von unten« beruhen, sich von den Vorstellungen und dem Handeln des einfachen Soldaten leiten lassen. Es war die koloniale Gesellschaft, die dem Krieg in seiner Anfangszeit – und in mancherlei Hinsicht auch noch darüber hinaus – ihren Stempel aufdrückte. Unter dem Signum der Rache prägte sie eine eigene Form der Gewalt »von unten«. Im Folgenden beschäftigt jedoch vor allem der Teil des Krieges, der in immer stärkerem Maße von Kräften aus der Metropole, den Offizieren, Stäben und Mannschaften der regulären Heimatarmee, bestimmt war. Die Schlacht am Waterberg markiert eine wichtige Zäsur im Kriegsgeschehen. Zwei

8 StBR, 60. Sitzung, 17.3.1904, S. 1896B. Ähnlich äußert sich auch der Hauptmann im Generalstab Maximilian Bayer (1909: 190f.).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Phasen lassen sich unterscheiden, denen jeweils dominante Erfahrungsformen der deutschen Soldaten und Weisen der Entgrenzung der Gewalt resp. der Brutalisierung des Krieges entsprechen: Zum einen die Phase, die der Schlacht voranging und von Überfällen sowie von gesteigerter Verletzungs- und Todesangst der Soldaten bestimmt war, zum anderen die Phase nach der (gescheiterten) Schlacht, der Verfolgungsoperationen und Absperrungsmaßnahmen, die von einer tiefen Verbitterung und Frustration gekennzeichnet waren.

Es handelt sich bei Angst und Verbitterung resp. Frustration um Stimmungen, die für die Erfahrungen regulärer Armeen in Kleinen Kriegen insgesamt typisch sein dürften und sich tatsächlich ständig abwechseln: auf der einen Seite das Gefühl des Ausgeliefertseins und die damit verbundene, intensive Erfahrung der Verletzungsoffenheit, die nicht zuletzt in dem »tellurischen Charakter« (Schmitt 1962) und den damit verbundenen Vorteilen der den Truppen gegenüberstehenden ›irregulären‹ Kräfte gründet; auf der anderen Seite die immer wieder sich einstellende Frustration darüber, dass sich die Kontrahenten nur höchst selten auf die Art von Kampf einlassen, auf die reguläre Armeen von Haus aus eingestellt sind. Am Feldzug lassen sie sich als jeweils *dominierende* Erfahrungen zwei verschiedenen Phasen zuordnen, und diese Gegenüberstellung ist keineswegs als privativer Gegensatz zu verstehen.

Diese Erfahrungen nahmen dadurch eine besondere Intensität an, dass sie das Überlegenheitsgefühl der weißen Soldaten in so nachdrücklicher Weise verletzten: Das Gefühl des Ausgeliefertseins, der Ohnmacht oder der Vergeblichkeit des eigenen Trachtens wog besonders schwer angesichts der vermeintlichen Tatsache, dass man es mit »minderwertigen Eingeborenen« oder »Kaffern« zu tun hatte. Der Rassismus lag auch den im Folgenden zu betrachtenden Prozessen der Brutalisierung zugrunde und verlieh ihnen ein besonderes Momentum.

Bevor ich mich mit den Dynamiken der Brutalisierung befasse, will ich darauf eingehen, dass und inwiefern der Kleine Krieg insgesamt von Ungewissheit und Regellosigkeit geprägt ist.

Der Kleine Krieg

Wie Gewalt allgemein konfrontiert der Krieg mit der unaufhebbaren »Verletzungsoffenheit« des Menschen, zerreißt Handlungsketten, situationalisiert die Wirklichkeit und reduziert infolge die Voraussehbarkeit des Handelns (Häussler / Trotha 2012a: 66). Charles E. Callwell unterstreicht in seinem 1896 erstmals erschienenen Standardwerk »Small Wars« (1996: 51f.), dass der *Kleine* Krieg in noch viel stärkerem Maße als der sogenannte ›konventionelle‹ Krieg von »Ungewissheit«

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

geprägt ist. Wie radikal der Bruch mit den Routinen der ›konventionellen‹ Kriegsführung ist, geht aus den Zeilen des Kleinkriegsveteranen und Schriftstellers Tim O'Brien (1991: 78) hervor, der in Vietnam ein Szenario vorfand, auf das ihn die reguläre Armee-Ausbildung in den Vereinigten Staaten nicht vorbereitet hatte, ja in dem alles Gelernte sogar hinfällig erschien: »There is no clarity. Everything swirls. The old rules are no longer binding, the old truths no longer true.« Im Kleinen Krieg fallen noch die letzten Gewissheiten weg, die im ›konventionellen‹ Kriege Bestand haben mögen, und weichen die Grenzziehungen und Kategorisierungen auf, die diesen ausmachen.

Auch für den Herero-Feldzug und seine im Weiteren beschäftigenden Aspekte sind diese Ungewissheit sowie die daraus sich ergebenden Dynamiken von Bedeutung. Es handelte sich letztlich um einen Kleinkrieg, auf den die »alten Afrikaner« von Anfang an eingestellt waren. Obgleich es in den ersten Monaten durchaus zu größeren Gefechten kam, war der Krieg im Ganzen von langen Perioden »ohne i[n] d[ie] Augen springende Erfolge und ›große Ereignisse‹« geprägt (zit. n. Creveld 2009: 112). Seine hauptsächlichen Protagonisten waren kleine Detachements und Patrouillen, die hier und da mal in ein kleineres Scharmützel verwickelt werden mochten. Dass die militärische Führung im Deutschen Reich dies nicht wahrhaben wollte, darf über diesen grundsätzlichen Charakter des Feldzuges nicht hinwegtäuschen. Das fehlende Passungsverhältnis des südwestafrikanischen Kriegsschauplatzes einerseits sowie der von Berlin verordneten Strategie andererseits und die sich aus dieser Diskrepanz ergebenden Folgen werden im Weiteren noch beschäftigen.

In den gegenwärtigen Forschungsdebatten über den Krieg ist eine Vielzahl konkurrierender, teilweise synonym verstandener Begriffe im Gebrauch, die mehr oder weniger um das kreisen, was historisch zunächst als Kleiner Krieg Einzug in das militärische Denken und zahlreiche Sprachen gefunden hat: So finden sich Begriffe wie »Kleiner«, »Neuer«, »wilder«, »neo-hobbesscher«, »asymmetrischer«, »irregulärer Krieg«, »low intensity conflict«, »Bürgerkrieg«, »Guerilla« oder »Partisanenkrieg« (Laqueur 2009; Münkler 2006a, 2006b, 2005, 2002; Sofsky 2002; Waldmann 2003; Kaldor 2000; Daase 1999; Trotha 1999; Creveld 1991). Ihnen gemeinsam sind bestimmte Kampftechniken, die bereits in der Kriegskunst des 18. Jahrhunderts voll ausgebildet und beschrieben waren und in den folgenden Jahrhunderten immer wieder aufgegriffen wurden, ohne »auf grundsätzlicher Ebene [...] weiterentwickelt« zu werden (Hahlweg 1968: 28–31).

Doch zunächst zum ›großen‹ Krieg! Der ›große‹ oder ›konventionelle‹ Krieg ist ein mehr oder weniger symmetrischer Krieg, der von strukturell ähnlichen Kontrahenten mit ähnlichen Mitteln ausgefochten wird. Typischerweise handelt es sich dabei um einen Krieg der großen Truppenkörper und Schlachten, der mit der gewaltbegrenzenden »trinitarischen«

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Unterscheidung (Creveld 1991) von Regierung, Militär und Bevölkerung einherzugehen pflegt. Historisch handelt es sich meist um Staatenkriege; nicht zufällig ging die Entwicklung des Kriegsvölkerrechts Hand in Hand mit der Etablierung der Staatenordnung (vgl. Münkler 2006b).

Von ›Gewissheit‹ lässt sich mit Blick auf den ›konventionellen‹ Krieg in mindestens drei grundlegenden Hinsichten sprechen. *Zum einen* ist mehr oder weniger klar, wer unter welchen Bedingungen als ›Feind‹ anzusehen und wer nicht. Da sich die Parteien strukturell ähneln, besteht, *zweitens*, ein bestimmtes Maß an Gewissheit darüber, wie sich der Feind treffen lässt resp. welche näheren Ziele anzuvisieren sind, um diesen niederzuringen und den Krieg zu einem Ende zu bringen. Aufgrund ihrer relativen Gleichartigkeit sind die Akteure *schließlich* auch den gleichen Gesetzmäßigkeiten unterworfen, und dies macht ihr Handeln in gewissem Maße vorhersehbar. Diesen Sachverhalt hat Clausewitz (1952: 278) im Auge, wenn er bemerkt, dass das Moment der Überraschung vor allem im taktischen Bereich von Bedeutung sei und darüber hinaus kaum eine entscheidende Rolle spielen könne, und dies folgendermaßen begründet:

> »Die Vorbereitungen zum Krieg nehmen gewöhnlich mehrere Monate ein, die Versammlung der Heere in ihren großen Aufstellungspunkten erfordert meistens die Anlage von Magazinen und Depots und beträchtliche Märsche, deren Richtung sich früh genug erraten läßt.«

Clausewitz will auf den trivialen Sachverhalt hinaus, dass sich große Truppenkörper kaum unbemerkt bewegen lassen, weswegen alle Kriegsvorbereitungen und -pläne schnell durchsichtig werden. Dem liegt allerdings zugrunde, dass die anderen Parteien selbst auch mit den gleichen Schwierigkeiten konfrontiert sind und daher auch in der Lage, die Zeichen zu deuten.

Im Kleinen Krieg lösen sich diese Gewissheiten auf. Zu der Zeit seiner doktrinalen Fixierung bildete der Kleine Krieg zunächst noch einen (untergeordneten) Teil der staatlichen Kriegführung. Dennoch war er mehr als nur »Begleiter« und »Vorbereiter« der Entscheidung auf dem Schlachtfeld (Münkler 2006b: 71): Indem er sich eigener Techniken bediente, stellte er einen eigenständigen, irreduziblen Teil der Kriegführung dar, ja bildete er ihr »Komplement« und »Korrektiv« (Warburg 2009: 170). Er zielte auf eine Asymmetrisierung[9] des Kampfes und machte sich dabei die

9 Meist wird der Kleine Krieg per se als asymmetrischer Konflikt begriffen. In »Small Wars« definiert Charles E. Callwell den Kleinen Krieg folgendermaßen: »Practically it may be said to include all campaigns other than those where both the opposing sides consist of regular troops«. Der Begriff bezeichnet asymmetrische Konfliktsituationen, in denen *eine* der Kriegsparteien über keine regulären Truppen verfügt. Er befasst damit auch Aufstandsbekämpfungen (oder nach heutigem Sprachgebrauch: ›Counter-Insurgencies‹) außerhalb

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Beschränkungen zunutze, denen der Große Krieg resp. seine Akteure unterworfen waren.

Die Unbeweglichkeit machte die großen Linien-Formationen verletzbar und erlaubte es den leichten Verbänden, den Protagonisten des Kleinen Krieges, ihre Stärken auszuspielen. Größere Gefechte mieden sie grundsätzlich und zogen sich vor stärkeren Verbänden meist in unwegsames Gelände zurück. Dafür bedienten sie sich im Gegensatz zu den regulären Truppen einer zerstreuten Kampfordnung; sie setzten nicht auf Salven-, sondern auf gezieltes Einzelfeuer und kultivierten somit individuelle Fertigkeiten an der Waffe. Die Kleinkriegsführung verlangte dem einzelnen Mann die Eigeninitiative ab, die der Drill den regulären Liniensoldaten gerade auszutreiben suchte (Heuser 2010: 143f.; Hahlweg 1968: 30; Warburg 2009: 183). Die leichten Verbände suchten den Gegner ohne Unterlass zu verfolgen und zu beunruhigen; dabei agierten sie auch in dessen Rücken und hintertrieben damit die Trennung von Front und Hinterland. Den offenen Kampf verschmähten sie und setzten stattdessen auf Taktiken wie Überfälle und Hinterhalte; sie unterbrachen die gegnerischen Verbindungslinien und störten große Verbände auf dem Marsch, beim Aufschlagen des Lagers oder dem Entfalten der Gefechtsformation. Indem die leichten Verbände auch die Aufgabe hatten, bei der Bevölkerung Informationen über den Gegner einzuholen und Kontributionen einzutreiben (Heuser 2010: 142), hintertrieben sie die strikte Trennung von Kombattanten und Zivilisten. Das Beispiel des Obersten von der Trenck, der im Österreichischen Erbfolgekrieg (1740–1748) eine solche Einheit kommandierte, belegt auf eindrucksvolle Weise, dass mit den Unterscheidungen von Front und Hinterland sowie von Kombattanten und Zivilisten auch die Trennung von legitimer Gewaltanwendung durch eine staatlich organisierte Armee auf der einen und privatisierter, krimineller Gewalt auf der anderen Seite unscharf zu werden drohte.[10] Noch behielt die Zentralgewalt die Oberhand und setzte der

der Kolonien in den Metropolen selbst. Callwell zielt auf alle Szenarien, in denen reguläre Streitkräfte irregulären Verbänden mit deutlich unterlegener Bewaffnung, Organisation und Disziplin gegenüberstehen. Wegen der Asymmetrie, die zwischen den Kriegsparteien besteht, ruht die Kriegführung auf grundlegend anderen Bedingungen als die konventionelle, ausschließlich auf Kämpfe zwischen regulären Armeen abstellende Kriegführung auf (Callwell 1996: 22), und hier liegt die Relevanz von Callwells Untersuchung, die diese Leerstelle der ›konventionellen‹ staatszentrierten Kriegslehre zu füllen sucht.

10 Dem Obersten Franz von der Trenck, Kommandeur einer berüchtigten Panduren-Einheit im Österreichischen Erbfolgekrieg (1740–1748), wurde trotz erheblicher Erfolge nach Kriegsende der Prozess gemacht, weil seine Einheit sich Ausschreitungen hat zuschulden kommen lassen, die der Staat nicht dulden konnte, ohne Gefahr zu laufen, sich zu delegitimieren (Rink 2010: 155f.). Trenck wurde zwar verurteilt, aber die den Kleinen Krieg tragenden

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Gewalt Grenzen, da sie ansonsten befürchten musste, sich in dem bestehenden Staatensystem zu de-legitimieren.

Die leichten Verbände führten in ein Kriegsgeschehen, das ansonsten stark ritualisiert war und nach mehr oder weniger festen Regeln ablief, ein zusätzliches Moment der Unvorhersehbarkeit und Ungewissheit ein. In seiner Abweichung von der ›eigentlichen‹ Kriegführung haftete dem Kleinen Krieg von Haus aus etwas Regelloses an, weswegen es auch nicht weiter erstaunt, dass die ersten spezialisierten Verbände im 18. Jahrhundert – etwa die »kroatischen« Panduren in österreichischen Diensten – aus Gesellschaften der europäischen Peripherie rekrutiert wurden und keine Vertreter der europäischen Militärtradition waren. Dennoch, obwohl sich die Kleinkriegsführung eigener Techniken bediente, die denjenigen des Großen Krieges entgegengesetzt waren, blieb sie zunächst noch auf letzteren bezogen. Nur in Ausnahmefällen erlangte die Kleinkriegsführung strategische Bedeutung.[11] Das änderte sich spätestens mit der großen kolonialen Expansion des 19. Jahrhunderts und den damit einhergehenden Auseinandersetzungen mit autochthonen Gesellschaften, die sich politisch, sozial und kulturell oft erheblich von den europäischen Gesellschaften unterschieden. Der Kleine Krieg, der bis dahin ein Anhängsel des Großen Krieges gewesen war, verselbständigte sich und konnte, je nach Szenario, zur ausschließlichen Kampfform werden. In der kolonialen Peripherie war der asymmetrische Krieg die Regel, auch wenn es, wie der Fall DSW nachdrücklich belegt, den Militärs nicht immer leichtfiel, diese Realität zu akzeptieren und sich der jeweiligen Lage resp. dem Gegner anzupassen. Für General von Trotha – wie wohl auch für weite Teile des militärischen und politischen Establishments im Deutschen Reich – war die Kleinkriegsführung, wie sie die Schutztruppe in DSW bis dahin ausschließlich praktiziert hatte, keine »ernsthafte Kriegführung«.[12] Aber sein vergebliches Trachten führt nur nochmals vor Augen, dass der Kleine Krieg eben kein Krieg der Schlachten war, jedenfalls kein Krieg, der sich ohne weiteres nach den hergebrachten Routinen des europäischen Staatenkrieges führen ließ. ›Asymmetrie‹ soll genauer heißen, dass die europäischen Mächte mit Gegnern konfrontiert waren, die sich strukturell von ihnen unterschieden und ihnen somit oftmals keine der gewohnten Angriffspunkte boten, indem sie beispielsweise keine stehenden Heere kannten, die zu schlagen, oder keine Hauptstädte oder Handelszentren besaßen, die einzunehmen waren

Verbände wurden nicht etwa aus dem Kriegsgeschehen verbannt, sondern institutionalisiert, indem sie einer strengeren Kontrolle unterworfen und endgültig in die reguläre Armee integriert wurden.

11 Friedrich II. musste das 1757 eroberte Prag aufgeben, weil das Umland von leichten österreichischen Truppen beunruhigt wurde.

12 Tagebuch Trotha, TA 122/17, Eintrag 20.7.1904.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

(vgl. Callwell 1996: 34f., 40f.). Die zu verfolgenden strategischen Ziele waren unklar, mithin fehlten die Kriterien, wie ein solcher Krieg überhaupt zu gewinnen war. Daher rührte für Callwell (1996: 51f.) die besondere »Ungewissheit« im Kleinen Krieg.

Die Asymmetrie bot den Kolonialmächten einen Vorwand, sich über die in europäischen Staatenkriegen mehr oder weniger geltenden, gewalthegenden Normen hinwegzusetzen. Ebenso wenig wie andere Kolonialmächte sah sich das Deutsche Reich in Konflikten mit sub- resp. nichtstaatlichen Gegnern an kriegsvölkerrechtliche Beschränkungen gebunden, galten diese Beschränkungen doch nur in Beziehung auf Signatarstaaten (vgl. Großer Generalstab 1902). Selbst ein als gemäßigt geltender Offizier wie Leutwein ging beispielsweise davon aus, dass ein allgemeiner Aufstand gegen die deutsche Kolonialherrschaft »zweifellos die Tötung sämtlicher waffenfähiger Gefangener« nach sich ziehen müsse (zit. n. Schaller 2004b: 210; vgl. Wesseling 1981: 62, 1989: 3f.; Schmidl 1991: 124).

Wenn sich der Staat an keine kriegsvölkerrechtlichen Normen gebunden sieht und nicht auf ihre Einhaltung drängt, hat das auch Rückwirkungen auf das Rollenverständnis des Soldaten, der Mitglied einer ›konventionellen‹, staatlich organisierten Armee ist. So war es in dieser Hinsicht durchaus treffend, wenn sich die Schutztruppler als »Landsknechte« bezeichneten, und nicht verwunderlich, dass sie sich auch so verhielten.[13] Wenn der Offizier von Frankenberg beiläufig erwähnt, wie eine Frau, die den Deutschen in die Hände gefallen war, nach kurzem Verhör »als Spionin, Lügnerin usw. samt Kind erschossen« wurde,[14] ist dies vor allem Ausdruck der Brutalisierung der Truppen, aber eben einer Brutalisierung, die aus Kleinkriegsszenarien und der diese kennzeichnenden Unübersichtlichkeit hervorgeht. Die herkömmliche, mehr oder weniger stabile Unterscheidung von Front und Hinterland bricht zusammen; auf der einen Seite ist der Feind kaum jemals zu fassen, auf der anderen Seite scheint er überall zu lauern. Die »Ungewissheit« schlägt in Angst um, welche die Soldaten auf Schritt und Tritt verfolgt.[15] Angst vor dem Gegner, vor Tod und Verwundung gehören dem

13 Damit hing der Prozess der »Afrikanisierung« der Kriegführung zusammen. Diese umschrieb und rechtfertigte speziell mit Blick auf Ostafrika die Brutalisierung der Kämpfe. Afrika sei »grausam von Grund aus«, schrieb Maercker (1893: 201) über zehn Jahre vor seinem Einsatz in DSW über die Kriegführung in Ostafrika und forderte, dass sich die Europäer an die (angeblichen) Gepflogenheiten vor Ort anpassen sollten, um dort zu bestehen.

14 Tagebuch v. Frankenberg, NAN, AACRLS.070, S. 128.

15 Auch nachts kamen Truppen in solchen Szenarien kaum zur Ruhe. Das galt nicht zuletzt für die britischen Truppen im Zulu-Feldzug 1879, die sich immerhin einem Gegner gegenübersahen, der sich auf größere Gefechte einließ. Ob die nächtlichen Paniken in den Truppenlagern tatsächlich immer

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Krieg grundsätzlich zu, aber nehmen im Kleinen Krieg insbesondere dadurch andere Ausmaße an, dass unklar ist und bleibt, wer überhaupt der Gegner ist, wo und wann er zuschlägt. Sind es die »farbigen« Domestiken und Transportarbeiter oder die San-Familie, die scheinbar zufällig den Weg der Truppe kreuzt?

Die »Stories« über angeblich von Herero-Frauen an deutschen Soldaten verübte Greuel, die in DSW nach dem Kriegsausbruch die Runde machten (vgl. z.B. Krüger 2004), sind typisch für Kleinkriegsszenarien und Ausdruck der »Ungewissheit« und Angst, die sich der Truppen angesichts der unübersichtlichen Lage bemächtigt.[16] Die Schauergeschichten, die Frauen und Kinder zu ihren Protagonisten haben, führen den Soldaten vor Augen, dass im Kleinkrieg niemandem zu trauen ist und sich noch hinter der unscheinbarsten Fassade der Feind verbergen kann (Horne / Kramer 2008: 169).

Für Callwell (1996: 44) lag die hauptsächliche Herausforderung in Kleinen Kriegen in dem Kampf mit einer für europäische Maßstäbe ungewohnten, ja lebensfeindlichen Natur. Mit Blick auf die Literatur, die sich mit den Kriegserfahrungen in vergleichbaren Konflikten auseinandersetzt, lässt sich noch ein Schritt weitergehen. Die »Ungewissheit« ist so umfassend, dass nicht nur Menschen, sondern auch die belebte wie unbelebte Natur mit Angst besetzt werden. »Bei einer solchen Art der

von feindlichen Spähern verursacht waren (Montague 2006: 46, 72f.), bleibe einmal dahingestellt; mit Sicherheit weiß Montague zu berichten, dass unter den Soldaten eine immer größere Nervosität und Erbitterung herrschten (Montague 2006: 88, 104). Tim O'Brien (1991: 59) fasst die Situation treffend zusammen: »No safe ground: enemies everywhere. No front or rear. At night he had trouble sleeping – a skittish feeling – always on guard, hearing strange noises in the dark, imagining a grenade rolling into his foxhole or the tickle of a knife against his ear.«

16 Die Angst vor Frauen und ihrer Mitwirkung an Kampfhandlungen ist ein Topos, der in der neueren deutschen Militärgeschichte immer wiederkehrt, stets freilich in Verbindung mit Szenarien des Kleinkriegs und des »Volkskriegs«, in denen die Trennung von ›Zivilist‹ und ›Kombattant‹ hinfällig zu werden droht. In den Kämpfen der Pariser Kommune traten die »pétroleuses« auf, welche deutsche Soldaten mit siedendem Pech oder Öl übergossen (Horne / Kramer 2008: 166). Bei der Besatzung Frankreichs und Belgiens 1914 erzählte man sich Geschichten von Mädchen, die sich an den Kämpfen beteiligt und Verwundete auf besonders »heimtückische« und »bestialische« Weise gequält und getötet hätten (Horne / Kramer 2008: 168). In den Kämpfen der Freikorps im Baltikum gegen sowjetische Irreguläre wurde die Gefahr der »Flintenweiber« beschworen (Sprenger 2008: 139). Das Auftreten der Frauen in Kampfhandlungen galt den Soldaten, wie Sprenger ausführt, als Ausweis der Amoral, Degeneriertheit und Unmenschlichkeit des Gegners. In kaum einem der genannten Fälle ist das Mitwirken von Frauen an Kampfhandlungen tatsächlich belegt.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Kriegführung trügt der Schein stets; alle Gewissheiten lösen sich auf; feste Wahrheiten verkehren sich ins Gegenteil«, stellt Jonathan Shay (1998: 73) fest. Nichts ist mehr, wie es scheint. Der unbeteiligte Zivilist entpuppt sich als Feind, das friedlich weidende Vieh als tödliche Falle, der passierbare Weg als Hinterhalt, unter hinter jedem Strauch kann der Tod lauern. Noch das unscheinbarste Ding kann sich von einem Augenblick auf den anderen als »Waffe« entpuppen, »die das Opfer mit Vernichtung bedroht« (ebd.).

Indem zentrale Trennungen wie »Front/ Hinterland« oder »Kombattant/ Zivilist« hinfällig werden, spielt die Frage nach der Schuld oder Unschuld der Opfer eine immer geringere Rolle. Weil Kleine Kriege meist kein ›konventionelles‹ Ende kennen, da es keine Armee zu besiegen oder Hauptstadt einzunehmen gibt, besitzen sie eine Affinität zu extremen, ja totalen Lösungen – Zwangsumsiedlung und Deportation in Konzentrationslager entstanden nicht zufällig im Zuge der Kleinen Kriege auf Kuba, den Philippinen oder in Südafrika (vgl. Stucki 2013, 2012; Schumacher 2006; Kreienbaum 2015). Auch der Krieg gegen die Herero traf gleichsam nicht *unglücklicherweise*, sondern *gerade* die »Unschuldigen«. Nachdem der Vernichtungsstrategie Trothas offiziell ein Ende gesetzt worden war, verstetigte, ja institutionalisierte sich die entgrenzte Gewalt gleichsam folgerichtig in den Konzentrationslagern, in denen die »Kriegsgefangenen«, d.h. die Überlebenden der jeweiligen Gruppen, zusammengepfercht und einer kollektiven Bestrafung unterzogen wurden. Wie ein Offizier beklagte, richtete sich die Lagerherrschaft von vornherein gegen einen »überwundenen, jämmerlichen Gegner«, zu dem unterschiedslos auch Frauen, Kinder und Greise gerechnet wurden.[17] Der stellvertretende Gouverneur Hans Tecklenburg brachte diese Entwicklung auf den Punkt, als er erklärte, dass er keine Unschuldigen, sondern allenfalls noch »Wenigerschuldige« kannte.[18] Die Lagerherrschaft bildete insofern die Fortsetzung des Kleinen Krieges mit anderen Mitteln.

Deutsches Militär in Südwestafrika

Sowohl zunächst die Herero als auch später die Nama und Oorlam stellten die deutsche Kriegführung vor erhebliche Schwierigkeiten, weil sie ihre überlegene Geländekenntnis, Genügsamkeit und Mobilität dazu nutzten, größeren Gefechten mit den deutschen Truppen auszuweichen und diese in Hinterhalte zu locken (Maercker 1908: 11; Belwe 1906: 79). Sie bedienten sich evasiver Strategien: Ein gelungener Rückzug oder eine geglückte Flucht galten ihnen als Erfolg, wenn nicht als Sieg (Heywood/

17 NAN ZBU 2369, Bl. 134.
18 NAN ZBU D.IV.L.3, Bd. 1, Bl. 62.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Lau 1992: 143; Kukuri/ Dammann 1983: 125). Mit taktischen Erfolgen im europäischen Sinne, die darin bestanden, die Stellungen des Gegners einzunehmen oder diesen zu zwingen, das Schlachtfeld zu räumen, war daher meist nichts erreicht (Leutwein 1899: 5, 29), auch weil man damit die Moral des Gegners eher aufbaute als schwächte. Der Kleine Krieg überforderte das deutsche Militär, indem er es scheinbar unterforderte. Militärische Doktrin und Strategie waren am Großen Krieg mit seinen großen, konzentrisch angelegten Schlachten ausgerichtet, die den Ruhm des Großen Generalstabes begründet und das Deutsche Reich militärisch zu einer ausgesprochenen »Victory Culture« gemacht hatten. Derlei Erfolge verringerten die Bereitschaft, die eigene militärische Ausrichtung und Strategie je nach Kontext zu überdenken, schon gar nicht in Ansehung eines »kleine[n] verachtete[n] Kaffernkrieg[s]« (Marchand-Volz 1998: 137). Die militärische Führung, allen voran Lothar von Trotha, dachte den Krieg eurozentrisch – und das, obwohl Trotha auf Erfahrungen in China und Ostafrika zurückblicken konnte.

Der Ausrichtung entsprach die Bewaffnung, die vorrangig für Konflikte zwischen strukturell ähnlichen Akteuren und auf eigens dafür gewählten Schlachtfeldern berechnet war. Auf allen Schauplätzen DSWs wählten die Aufständischen das Gefechtsgelände so aus, dass die Überlegenheit der Waffen der deutschen Truppen möglichst nicht zur Entfaltung kam. Bald zeigte sich, dass eine Waffe wie die Artillerie in Gefechten nur in seltenen Fällen eine entscheidende Rolle spielte,[19] immer aber eine Belastung darstellte, weil sie die Kolonnen erheblich verlängerte, sie weithin sichtbar, sehr langsam und verletzbar machte.[20] Mobilität war von ausschlaggebender Bedeutung. Sie wurde jedoch durch

19 Brünneck, der als Adjutant bei einer Artillerieabteilung seinen Dienst versah, schrieb selbst, dass seine Abteilung auf diesem Schauplatz »überflüssig« und »störend«, den »alten Afrikanern« daher – die um die überragende Bedeutung von Beweglichkeit und Geschwindigkeit wussten – ein »Greuel« gewesen sei (Briefe v. Brünneck, NAN, Private Accessions, A.583, Brief vom 31. Juli 1904).

20 Es ist beinahe ein Gemeinplatz der deutschen Kriegserinnerungen, der Artillerie eine tiefgreifende ›moralische‹ Wirkung auf den indigenen Gegner zuzuschreiben. Möglicherweise spiegelte diese Einschätzung aber eher ein ›monologisches‹ Bild vom »Eingeborenen« als die tatsächlichen Erfahrungen im Krieg. Aus der Schilderung eines Gefechts im Februar 1904 geht beispielsweise hervor, dass die Herero ihre mit Felsblöcken ausgebaute Stellung erst aufgaben, als sie von den deutschen Truppen umgangen worden war, während das Artilleriefeuer völlig wirkungslos geblieben war (Großer Admiralstab 1905b: 22f.) Wie gering die ›moralische‹ Wirkung der Artillerie auf den Gegner tatsächlich war, dokumentiert sich in den in den Protokollen der Verhöre gefangener Nama und Oorlam in hinreichender Deutlichkeit (vgl. NAN ZBU D.IV.M.2, Bd. 4).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

schwere Bewaffnung eingeschränkt, die für Gefechtsszenarien entworfen war, die den südwestafrikanischen Verhältnissen nicht entsprachen. Von Brünneck klagte im Vorfeld der Schlacht am Waterberg, dass es im Dornbusch nicht einmal möglich war, eine Stellung zu finden, wo sich ein Geschütz postieren ließ.[21] In größeren Gefechten europäischen Zuschnitts mochte die überlegene Feuerkraft entscheidend sein, in DSW galt dies nicht ohne weiteres.

Die deutsche Militärdoktrin setzte traditionell auf die Vernichtung des Gegners (vgl. Wallach 1970). Militärs, die mit den südwestafrikanischen Verhältnissen vertraut waren, plädierten demgegenüber für eine Ermattungsstrategie, dafür, dem Gegner mit kleinen, mobilen Abteilungen möglichst ohne Unterlass nachzusetzen und ihn nicht zuletzt durch Verluste an Mensch und Vieh[22] in die Resignation und damit an den Punkt zu treiben, an dem er sich bereitfinden würde, die Friedensbedingungen der Gegenseite zu akzeptieren. Trotha aber wollte eine einseitige Lösung durch Vernichtung. Mit dem Festhalten an dieser, unter den gegebenen Umständen wohl illusionären Zielsetzung zog sich der Krieg in die Länge und führte auf beiden Seiten zu erheblichen Verlusten. So machte die Anlage der Schlacht am Waterberg auf den Offizier Viktor Franke zwar einen »durchaus sachgemäßen und verständigen« Eindruck, aber sie schien ihm nicht den Bedingungen vor Ort angepasst: Eine Einkesselung würde mit den verfügbaren Truppen schwierig sein, zumal der Gegner diese nicht ruhig abwarten würde.[23] Trothas Stabschef, Martin Chales de Beaulieu, gab zu, dass die Direktiven für die anschließenden Verfolgungsoperationen »mehr oder minder nur für Berlin berechnet« gewesen seien.[24] Die verfehlte, da nicht an lokalen, sondern an Berliner Standards ausgerichtete Strategie brachte keine sichtbaren Erfolge, forderte immer mehr Opfer aus den eigenen Reihen und erregte bei der Truppe Unmut gegen Hauptquartier und Generalstab – die »große Blechbude«, wie Franke sich ausdrückte.[25] Stauffenberg klagte in einem Brief:

> »Hätten nicht gewisse Faktoren in Deutschland immer nach raschen Taten und ›Siegen‹ gedrängt, wir hätten sachte Wasser um Wasser genommen, und, mit der Zeit natürlich, schon bei Waterberg die Hereros erdrosselt wie jetzt, so glaube ich mit vielen alten Afrikanern. Das hätte

21 Briefe v. Brünneck, NAN, Private Accessions, A.583, Brief vom 31. Juli 1904.
22 Siehe Viktor Franke, »Die Tätigkeit der 2. Feldkompanie vor und beim Ausbruch des Aufstandes in Süd-West-Afrika«, BArch. N/1030, 21, Bl.17, S. 34.
23 BArch., NL Viktor Franke, Nl. 30/3a, Bl. 357 (Eintrag 6. August 1904).
24 Ebd., Bl. 365 (Eintrag 16. August 1904).
25 Ebd., Bl. 362 (Eintrag 11. August 1904).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nicht einen Bruchteil des Blutes gekostet. Wie ist doch bei uns so vieles hohl und feige und erbärmlich« (Marchand-Volz 1998: 144).

Fehlgeleitete Militärdoktrin und Bewaffnung gingen mit beträchtlichen Unzulänglichkeiten in Ausbildung, Ausrüstung und Zusammenstellung der Truppen einher.

Die berittene Infanterie, wie sie die Kriegführung in DSW erforderte, war eine Waffe, die zu der herkömmlichen Einteilung des Heimatheeres querstand.[26] Weder war sie nur Infanterie, noch bloß Kavallerie, sondern vereinigte Elemente beider Waffengattungen. Der herkömmliche Infanterist hatte keinerlei Erfahrung im Umgang mit Pferden. Dies allein wog bereits sehr schwer genug, da mangelhafte Weide- und Wasserverhältnisse, die in DSW immer wieder auftraten, schnell dazu führen konnten, dass die Pferde »wie die Fliegen« starben.[27] Das Gros der Pferde musste aus verschiedenen Kontinenten zugekauft und ins Land geschafft werden, um den plötzlich gestiegenen Bedarf zu decken. Ein großer Teil der Pferde war offenbar »minderwertig« (Großer Admiralstab 1905b: 17), in jedem Fall aber waren die Tiere nicht ohne weiteres einsatzbereit.[28] Die eingeführten Pferde wurden in der Regel mit Hafer gefüttert, aber bei längeren Operationen im Innern DSWs war es gänzlich ausgeschlossen, ausreichende Mengen an Hafer mitzuführen. Die Pferde mussten an Weide überhaupt und an die südwestafrikanische Weide insbesondere gewöhnt werden.[29] Im Zuge der hastigen

26 Die folgenden Überlegungen lehnen sich insbesondere auf die Denkschrift des Offiziers Rudolf von Hardenberg, der den Krieg im Norden sowie im Süden des Landes mitmachte, mit dem Titel: »Kavalleristische Gedanken über den Hottentottenfeldzug 1904/05 (Kalkfontein, 24.Mai 1905)« (NAN, Private Accessions, A.0151 v. Alten, Nr. 10, Bl. 1–4).

27 Tagebuch v. Hardenberg, NAN, Private Accessions, A.0151 v. Alten, Nr. 2, Bd. I, Bl. 48 (Eintrag 18. August 1904).

28 »Schwierigkeiten bei der Mobilmachung macht besonders die Versorgung mit Pferden und die ungewohnte Art der Pflege derselben. Die Pferde leiden viel an Sterbe, wodurch ein großer Prozentsatz verloren geht. Viele laufen fort und können nicht wieder eingetrieben werden. Die preußischen Pferde besonders sind schwer an die Weide zu gewöhnen.« (Anonymus, »Kriegstagebuch«, NAN, Sammlung Lemmer, L1032, Eintrag 19. April 1904)

29 Innerhalb weniger Tage entliefen allein der 7. Kompanie mehrmals die Pferde. Nur mit viel Glück konnte das Gros nach nur einem Tag wieder eingebracht werden (Anonymus, »Kriegstagebuch«, NAN, Sammlung Lemmer, L1032, Einträge 5. und 6 Juni 1904). Am 6. Mai reichte anderweitig ein Unfall aus, daß die Pferde einer Kompanie und einer Batterie ausbrachen. Es dauerte Tage, bis sie wieder eingefangen waren. Derweil blieben die Einheiten »bewegungsunfähig« (Eckl 2005: 243). Viele Tiere verletzten sich an dem harten Gras die Mundhöhlen, die dann eiterten und schwollen, bis die Tiere verendeten.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Truppenaufstockungen im Jahre 1904 kam die Pferdehaltung allerdings sehr kurz und überschritt das Vermögen des durchschnittlichen Infanteristen deutlich. Die meisten ›Reiter‹, die nicht weniger übereilt ins Land geschafft worden waren als die Tiere, konnten sich oft nicht einmal im Sattel halten. Von 20 neuen Reitern, die Oberleutnant Epp (Eckl 2005: 230) zugewiesen bekam, waren 17 Infanteristen, »die nie auf einem Pferde gesessen« waren. Solchen Leuten war nun die Aufgabe übertragen, die Tiere an die neuen wie schwierigen Verhältnisse zu gewöhnen – eine Aufgabe, von deren Gelingen die effektive Kampfkraft der Truppe maßgeblich abhing.

Der Kavallerist war im Reiten und im Umgang mit Pferden geschult, aber er entbehrte der infanteristischen Ausbildung, die für den Einsatz als berittener Infanterist unabdingbar war. Der Infanterist war im Gefecht ausgebildet und beherrschte das Bilden von Schützenlinien, geordnetes Vorgehen oder das Führen von Rückzugsgefechten; er hatte gelernt, das Gelände auszunutzen und sich Deckung zu suchen; darüber hinaus war er im Einzelschießen ausgebildet. Die Schulung des Kavalleristen beschränkte sich auf das Reiten und die Pflege der Tiere sowie auf spezielle Formationen, die in DSW nicht angewandt wurden.[30] Insbesondere für die Kavalleristen galt, dass »Buschgefechte« täglich geübt werden mussten (Großer Admiralstab 1905b: 36).

Die Kampfkraft der berittenen Infanterie hing im hohen Maß von dem Zustand der Pferde ab. Nur halbwegs gesunde Pferde sicherten den Verbänden die Mobilität und Schnelligkeit, die notwendig waren, um in einem so weiten Land einem hochmobilen Gegner gewachsen zu sein. Erfahrene Südwester Offiziere wie Viktor Franke hatten immer einen Blick auf den Zustand der Pferde und legten in der Ausbildung ihrer Kompanien großen Wert auf deren fachgerechte Pflege.[31] Ohne ein Pferd, das ihn zuverlässig an den Feind brachte, vermochte der Infanterist nichts auszurichten. Der Kavallerist mochte sich darauf vielleicht besser verstehen, war dafür aber im Gefecht den Gegnern unterlegen, die besser schossen.[32] Der Admiralstab der Marine (1905b: 19) konnte nicht umhin zu betonen, dass der »Neuling« »als Schütze und im Ausnutzen von Deckungen« von den Herero »nur […] lernen« konnte.

Aus keiner der Waffengattungen des Heimatheeres konnten Mannschaften entsandt werden, die den Erfordernissen des südwestafrikanischen Kriegsschauplatzes unmittelbar gerecht wurden. Oft genug hatten die Mannschaften noch im Gefecht einen Kampf mit der eigenen

30 Siehe NAN, Private Accessions, A.0151 v. Alten, Nr. 10, Bl. 2.
31 Z.B. »Die Tätigkeit der 2. Feldkompanie vor und beim Ausbruch des Aufstandes in Süd-West-Afrika«, BArch. N/1030, 21, Bl.17, S. 33.
32 Siehe NAN, Private Accessions, A.0151 v. Alten, Nr. 10, Bl. 2f..

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Waffe oder dem eigenen Pferd auszutragen.[33] Das Problem verschärfte sich durch den explodierenden Bedarf an Truppen, deren Stärke innerhalb von anderthalb Jahren verzwanzigfacht wurde, und den Zeitdruck, dem ihre Mobilisierung unterlag. Für Ausbildung und Eingewöhnung der Truppen stand sehr wenig Zeit zur Verfügung.

Zu den schwerwiegenden Defiziten der Mannschaften aus Deutschland sowohl im Verhältnis zu den altgedienten Kolonialtruppen als auch zu den gegnerischen Kämpfern[34] gehörte der Mangel an Selbständigkeit, wie auch Stuhlmann als Neuling in der Kolonie sogleich auffiel.[35] Nicht zuletzt das tiefe Misstrauen der führenden Eliten in die unteren städtischen Schichten hatte dazu geführt, dass die Truppen auf den Kleinen Krieg – übrigens ebenso wenig auf den zukünftigen Großen Krieg, der sich im Zuge der enormen Entwicklung der Waffentechnologie tiefgreifend veränderte – optimal vorbereitet wurden.[36] Zwar war die »Auftragstaktik« im Exerzierreglement von 1906 grundsätzlich als Teil der Ausbildung verankert, aber auch noch nach 1906 hob sich die tatsächliche Ausbildung kaum von der hergebrachten ab. Die neueren Entwicklungen der Waffentechnologie machten es notwendig, die Soldaten in dünnen Linien kämpfen zu lassen – in so dünnen Linien, dass eine direkte Beaufsichtigung durch die Offiziere nicht mehr möglich war. Kehrseitig bedeutete dies, dass eine viel höhere Selbständigkeit von den Soldaten gefordert wurde. Der Soldat musste das Gelände auszunutzen wissen, um sich selbständig Deckung zu suchen; er schoss nicht mehr auf Kommando und in Salven, sondern musste sich fortan seine Ziele selbständig aussuchen und eigenverantwortlich mit seinem Patronenvorrat haushalten; ebenso musste er selbst über den Augenblick des Vorgehens entscheiden.

In DSW wurde den Truppen eine solche Selbständigkeit abverlangt. Kleine Einheiten mussten große Räume abdecken und dazu die Reichweite

33 Das hat nach Hardenberg gravierende Folgen: »Wie kann ein Patrouillenführer z.B. sachgemäß reiten, wenn seine Leute nicht Herrn ihrer Pferde sind, wenn sie sich in stetem Kampf mit dem Herunterfallen befinden, wenn sie nur zu zweien nebeneinander auf der ›Patt‹ und nicht ausgeschwärmt vereinzelt reiten können. Es ist bei Patrouillen, die sich schnell zurückziehen mußten, vorgekommen, daß Reiter bei dieser Gelegenheit das erste Mal in ihrem Leben Galopp geritten sind.« Eine solche Patrouille hatte keinen »praktischen […] Wert«. Unter den angeführten Umständen war ein »geschlossenes Reiten einer Kompagnie und die Bildung verschiedener notwendiger Formationen ausgeschlossen« (NAN, Private Accessions, A.0151 v. Alten, Nr. 10, Bl. 1f.).

34 Hardenberg macht ausdrücklich darauf aufmerksam, dass sich die Stärke der »alten« Truppe wesentlich in den Auseinandersetzungen mit so fähigen wie zähen Feinden wie Nama und Oorlam entwickelt habe (NAN, Private Accessions, A.0151 v. Alten, Nr. 10, Bl. 2f.).

35 NAN, Private Accessions, A.0109, S. 90.

36 Vgl. hierzu und zu den folgenden Ausführungen Warburg (2009: 211–217).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und Durchschlagskraft ihrer Hinterlader optimal ausnutzen. Auf der Ebene der Kompanie war ein umfassendes Kommando nicht mehr durchgängig möglich.[37] Dies galt erst recht für Gefechtssituationen: »Selbst von der eigenen Truppe sahen die wenigsten mehr als den Nachbarn rechts und zur Linken«, schildert ein Offizier seine Gefechtserfahrung in Südwest (Stülpnagel 1905: 110).[38] Aber auch darüber hinaus war der einzelne Soldat gefordert. In dem meist unübersichtlichen Gelände mussten Patrouillen zur Aufklärung geritten werden, bei denen es galt, sich in einem Gelände zurechtzufinden, das hierfür selten die gewohnten Orientierungspunkte bot. Die Reiter mussten sich demzufolge selbständig orientieren können, zumal ein Verirren verheerende Folgen haben konnte.[39] »Jede Patrouille ist ein Todesritt«, kommentierte Stuhlmann.[40]

Allerdings hatte die Ausbildung im Reich die Mannschaften darauf nicht hinreichend vorbereitet. Soziale Gesichtspunkte waren dabei für

37 Im Buschgelände war jederzeit mit Überfällen aus nächster Nähe zu rechnen. Dem musste bei der Ausbildung der Reiter Rechnung getragen werden. Sie musste die Soldaten in die Lage versetzen, im Zweifelsfalle auch selbständig und ohne direkte Befehle zu handeln. Franke hat Situationen erlebt, in denen »die Kompanie dem Auge des Führers momentan gänzlich entzogen« war; umso klarer war ihm, daß die Mannschaften dahingehend auszubilden waren, dass »sich jeder an dem vorher zugewiesenen Platz einstellen« könne, da die Leitung im Gefecht oftmals »furchtbar erschwert, fast unmöglich« war, schon weil die Stimme des Kommandeurs unter dem Gewehrfeuer verhallte und er »bisweilen kaum 10 Mann« um sich versammelt sehen konnte (»Die Tätigkeit der 2. Feldkompanie vor und beim Ausbruch des Aufstandes in Süd-West-Afrika«, BArch. N/1030, 21, Bl.10, S.19 f.).

38 Manch ein Soldat blickte in Afrika vielleicht erstmals Erfahrung in das Antlitz moderner, von weittragenden Hinterladern geprägter Gefechte, die das Erleben der Weltkriegsteilnehmer im weiteren 20. Jahrhundert so nachhaltig prägen sollten. Diese beschrieben das Schlachtfeld immer wieder als »kalt«, »leer« und als den einsamsten Ort auf der Welt (Marshall 2000: 44). Carl Zuckmayer (2005: 275) erinnerte sich an die Schlachten des Ersten Weltkrieges »als an eine ungeheure Einsamkeit. Immer, wenn es ums Letzte ging, war man allein. […] Kein Mensch war zu sehen, alles verkrochen, versteckt, begraben. Dieses Alleinsein war grauenvoll«. Zudem kam es den Soldaten so vor, als bekämpften sie Phantome, weil die Gegner, wie sie selbst, aus großer Entfernung und sicherer Deckung feuerten; wie noch zu sehen wird, machten die Soldaten bei den Gefechten mit den Herero ähnliche Erfahrungen.

39 Wie riskant die Patrouillenritte auch ohne Feindeinwirkung sein konnten, belegt ein Tagebucheintrag Hardenbergs. Er habe sich auf einem Ritt im September 1904 in »verzweifelter Lage« befunden, weil es ihm nicht gelungen war, eine Wasserstelle zu finden. Er wusste, dass wenn seine Annahmen über den eigenen Standort falsch gewesen wären, die Patrouille »verloren« gewesen wäre (NAN, Private Accessions, A.0151 v. Alten, Nr. 3, Bl. 11).

40 Tagebuch Stuhlmann, NAN, Private Accessions, A.0109, S. 125.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

die Eliten ausschlaggebend. Da sie sich die neuen Massenheere zu einem immer größeren Maße aus städtisch-proletarischen Milieus rekrutierten, die als sozial unzuverlässig galten, erschien es wünschenswert, sie auch im Gefecht stets unter die strenge Aufsicht von Offizieren gestellt zu wissen. Deswegen tendierte man noch zu einem Zeitpunkt, als sich erahnen ließ, dass die zerstörerische Kraft der Artillerie und des Maschinengewehrs solche Konzentrationen ausschloss, dazu, die Truppen auf engstem Raum zusammenzuziehen, um sie der Aufsicht der Offiziere zu unterwerfen (Warburg 2009: 218). Entsprechend waren die Mannschaftssoldaten daran gewöhnt, der Kontrolle und dem direkten Kommando durch Offiziere zu unterstehen, und es mangelte ihnen an Selbständigkeit.[41]

Damit verband sich eine weitere Schwierigkeit. Aufgrund der waffentechnischen Entwicklungen und der grundlegenden Transformation des modernen Schlachtfeldes war die Einführung und Umsetzung der Auftragstaktik, die ein vergleichsweise hohes Maß an Autonomie voraussetzte, überfällig geworden. Zwar wurde sie von den Exerzierreglements der Jahrhundertwende ausdrücklich berücksichtigt, aber man verstand unter ›Disziplin‹ im Allgemeinen eher das Wahren einer sichtbaren Ordnung im Sinne der längst überkommenen Lineartaktik, mithin *Verhaltens*konformität. Disziplin erstreckte sich nicht unbedingt auf die Gesinnung des einzelnen Soldaten und setzte nicht auf die selbständige Aneignung resp. Interiorisierung soldatischer Normen durch den Einzelnen. Der äußere Zwang trat noch nicht vor einem habitualisierten Selbstzwang zurück, und dieser Umstand hatte besonders da Auswirkungen, wo die Soldaten keiner Aufsicht unterstellt waren. Stuhlmann bemerkte, dass die Unselbständigkeit der Soldaten damit einherging, dass diese ihre Aufgaben nicht erfüllten, wenn sie sich unbeobachtet wähnten.[42] Auf dem Kasernenhof mochte sich dieser Umstand kaum auswirken, dafür aber in einem Kleinkriegsszenario, wo selbst der einfache Soldat zum Herrn über Leben und Tod aufsteigen konnte. Zwar wurde beispielsweise auch von der Siedlerpresse die angebliche moralische »Überlegenheit« des »Weißen« beschworen und an diesen appelliert, ihr ein entsprechendes Handeln folgen zu lassen;[43] aber letztlich wurde auch von der Führung das Problem wohl als nicht so schwerwiegend empfunden, als dass sie entschlossen eingeschritten wäre, da auch dieser Kleine Krieg noch keine moderne Aufstandsbekämpfung darstellte, sondern

41 NAN, Private Accessions, A.0109, S. 90.

42 »Unselbständigkeit« und »Unzuverlässigkeit« der Neuankömmlinge hingen für Stuhlmann zusammen. Da sie daran gewöhnt waren, alles von ihren Vorgesetzten vorgeschrieben zu bekommen, taten sie selten das, was von ihnen erwartet wurde, wenn sie nicht unter Aufsicht standen. Sie brauchten »immer Anweisungen« (NAN, Private Accessions, A.0109, S. 90).

43 »Aus Deutschland«, in: *DSWAZ* vom 6.9.1905, 2. Beilage.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sich in gewaltsamer Repression erschöpfte (Beckett 2011: 26). Moderne Aufstandsbekämpfungen sind Konflikte, in denen legitimatorische Aspekte zunehmend eine Rolle spielen. Dabei geht es nicht *nur* darum, die Gegenseite niederzuwerfen, denn das ›Wie‹ ist keinesfalls nebensächlich: Die beanspruchte Überlegenheit gegenüber dem Gegner muss sich auch in dem Verhalten der eigenen Kombattanten widerspiegeln – so wenig freilich dieser Anspruch jemals erfüllt wird. In DSW aber ging es tatsächlich nur darum, den Aufstand unter allen Umständen niederzuschlagen, wobei die Mittel gleichgültig waren. Das Kernproblem moderner Aufstandsbekämpfung war auf strategischer Ebene noch nicht erkannt, und der Staat sorgte sich kaum, sich durch ein überhartes Vorgehen zu de-legitimieren (vgl. dazu insbesondere Daase 1999).

Die Qualität der nachgeführten Truppen litt auch unter den Umständen, unter denen sie aufgeboten wurden.[44] Sie rekrutierten sich aus Freiwilligen aus allen Heeren der einzelnen Bundesstaaten. Dies brachte es mit sich, dass die neu gebildeten Kontingente bunt zusammengewürfelt waren und aus verschiedenen Waffengattungen und völlig unterschiedlichen Regionen stammten. Oberleutnant Epp (Eckl 2005: 229f.) klagte:

> »Was hier alles im Feld steht: Alte Schutztruppe, neue Schutztruppe z[um] größt[en] Teil noch nicht beritten, eingezog[ene] Reserve-Landwehrleute d[es] Schutzgebietes, Landsturmleute, ehemal[ige] Schutztrup[pen] Soldaten, die ansässig sind, Marine Inaf[anterie] Matrosen vom Habicht, Buren als Führer der Ochsenwagen, Bastards v[on] Rehobott [sic], Witboi-Hottentotten als Hilfstruppen, einzelne Klippkaffern als eingeborene Soldaten.«

Es fehlte unter diesen Umständen an den typischen Quellen des Korpsgeists, von Identifikation, Kohäsion und Solidarität, nämlich an landsmannschaftlicher Zugehörigkeit und an Zusammengehörigkeit zu einer gemeinsamen Waffengattung (Creveld 2009: 62). In den neugeschaffenen Verbänden fiel auch die Tradition als Mittel der Einheitsstiftung weg. »Es sind immer Menschen herausgeschickt worden, aber keine organisierten Truppenkörper«, fasste Epp (Eckl 2005: 246) zusammen.

Die Herkunft aus verschiedenen Waffengattungen erschwerte die Ausbildung, weil Artilleristen, Infanteristen und Kavalleristen sich in neuen Einheiten wiederfanden, in denen ihr jeweiliger Ausbildungsstand nicht übereinstimmte. Schwer wog jedoch, dass die Offiziere ihre Mannschaften und Unteroffiziere manchmal erst nach der Ankunft im Land selbst kennenlernten. Dass die Kampfkraft der neuen Verbände geringer als

44 Anonymus, »Kriegstagebuch«, NAN, Sammlung Lemmer, L1032, Eintrag 19. April 1904.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

diejenige der alten Verbände ausfiel,[45] war nicht zu vermeiden.[46] Entsprechend stimmten die deutschen Offiziere und die Gegner darin überein, dass die im Laufe des Krieges nachgeführten Truppen bedeutend schlechter als die altgedienten Verbände waren. Den altgedienten Verbänden gingen die Nama und Oorlam meist aus dem Weg, während sie vor den neuen Truppen nicht den »geringsten Respekt« empfanden.[47] Kurd Schwabe (1907: 219) pflichtete dem Urteil bei und stellte fest, dass der Unterschied zwischen den eingesessenen und nachgeführten Truppen in den »bisherigen Gefechten deutlich hervorgetreten« sei. Bereits ein bloßer »Kern von guten alten Schutztrupplern«, betont Stuhlmann, war eine so »vorzügliche Kraft«, dass sie »auch die anderen mitreißt, es ihnen gleichzutun«.[48]

Die genannten Defizite, die auf die Rechnung der militärischen Führung gingen, hatten Rückwirkungen auf die Moral der Truppe. Shay hat darauf aufmerksam gemacht, dass eine Armee ein soziales Gebilde darstellt, das durch verbindliche Werte und Erwartungen geprägt ist, von denen einige aus formalisierten Regeln, andere aus überlieferten Traditionen bestehen. Zusammen bilden sie ein »sittliches Universum, das die Teilhaber die meiste Zeit über für legitim, ›natürlich‹ und persönlich bindend halten«. Die daraus hervorgehende »moralische Kraft einer Armee« kann so groß sein, dass sie die Soldaten veranlasst, »einen Schützengraben zu verlassen und sich in feindliches Maschinengewehrfeuer zu begeben« (Shay 1998: 37). Ist (oder scheint) die Integrität des Gebildes jedoch beschädigt, kann sich dies sehr ungünstig auf die Leistungsfähigkeit der Truppe auswirken.

Auch die Herero-Streitmacht stellt ein solches »sittliches Universum« dar, dennoch liegen unterschiedliche Bedingungen vor. Krieger kämpfen typischerweise in Primärgruppen, die sich im ›zivilen‹ Leben gebildet haben und sich auch im Krieg erhalten. Da diese Gruppen zudem vergleichsweise selbständig und weniger arbeitsteilig als eine moderne Armee sind, stellt sich nicht der gleiche Entfremdungseffekt wie in einem abstrakten, anonymen Apparat ein. Im Unterschied zum Krieger befindet sich der moderne Soldat in einer Abhängigkeit von dem militärischen Apparat, die sich am ehesten mit der Abhängigkeit eines Kleinkindes von seinen Eltern vergleichen lässt (Shay 1998: 35). Dies birgt

45 ›Kampfkraft‹ beruht nach Martin van Creveld (2009: 17) »auf geistigen, intellektuellen und organisatorischen Grundlagen und findet ihren Ausdruck in Disziplin und Zusammenhalt, Kampfmoral und Initiative, Mut und Härte, im Willen zum Kampf und der Bereitschaft, notfalls zu sterben«.

46 Vgl. Otto Busch, »Deutschlands Kleinkrieg«, Kapstadt, den 27. Januar 1906 (Nr. 14), NAN, A.0529, Bl. 6.

47 Tagebuch Stuhlmann, NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 226; vgl. auch Ortenberg 1908: 33.

48 Tagebuch Stuhlmann, NAN, PA, A109, Bl. 185.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zwar offensichtliche Vorteile, da sich die »Kampftruppe« beispielsweise in aller Regel nicht selbst um Beschaffung von Nahrung oder Munition kümmern muss, aber unter widrigen Umständen auch Nachteile. Denn so umfassend die Abhängigkeit des Einzelnen von dem Apparat ist, so vielfältig sind die Anlässe des Argwohns gegen diesen. Weil sich die Soldaten ihrer Abhängigkeit nur allzu bewusst sind, sind sie sensibilisiert für jegliches Anzeichen, dass ihr Vertrauensvorschuss nicht gerechtfertigt sein könnte.[49] Wenn sich die Anzeichen verdichten, kann die Leistungsfähigkeit der gesamten Organisation Schaden nehmen. Wie ein intaktes »sittliches Universum« die Soldaten dazu bewegen mag, ihre Todesangst zu überwinden, können Verletzungen dessen, ›was recht ist‹, beispielsweise ausgelöst durch das Gefühl, von den Vorgesetzten im Stich gelassen worden zu sein oder ›verheizt‹ zu werden, in eine Traumatisierung und Brutalisierung münden, die in letzter Instanz die Funktionsfähigkeit der Truppe als solcher gefährdet.[50] Diese Zusammenhänge sind mit Blick auf den Einsatz der US-Streitkräfte in Vietnam gut dokumentiert und untersucht: Die amerikanischen Soldaten setzten sich mehr und mehr über rechtliche und soldatische Normen hinweg, ermordeten unliebsame Vorgesetzte[51] und schreckten schließlich selbst vor offenen Meutereien nicht

49 Anlass für solche Zweifel bietet minderwertiges Material wie das neue, kleinkalibrige M16-Gewehr im Vietnam-Konflikt, das als unzuverlässig galt. Die Schutztruppe wurde von der Firma von Tippelskirch ausgerüstet, obwohl das Material offensichtlich minderwertig war. Tatsächlich stellte sich heraus, daß das Oberkommando der Schutztruppe in Berlin bestochen worden war (»Telegraphische Nachrichten«, in: *DSWAZ* vom 1.8.1904, S. 1f.).

50 Dieser Punkt ist dann erreicht, wenn sich die »Angriffswut«, welche eine »Conditio sine qua non des erfolgreichen Gefechts« darstellt, in einer Weise verstetigt, dass der Betroffene nicht mehr zwischen ›Zivilisten‹ und ›Kombattanten‹, ja nicht einmal mehr zwischen ›Kameraden‹ und ›Feinden‹ zu unterscheiden vermag (Reemtsma 2000: 357f.).

51 »Von den Offizieren sollte man sich einfach fernhalten, weil sie gefährlich sind. Die führen dich in den Tod. Weil sie keine Ahnung haben«, wird ein Vietnam-Veteran zitiert (Greiner 2007: 131). Paul Savage und Richard Gabriel (1976) haben auf der Grundlage der Studie von Edward Shils und Morris Janowitz (1948) die Gründe für die Inkompetenz der Offiziere in Vietnam untersucht; die Details brauchen an dieser Stelle nicht weiter zu beschäftigen (vgl. dazu ausführlicher Häussler 2012). In DSW wurden diejenigen Offiziere argwöhnisch beäugt, die erst anlässlich des Krieges in das Land gekommen und mit den Verhältnissen kaum vertraut waren, aber sowohl von der Zivilbevölkerung als auch den Mannschaften die Unterordnung erwarteten, die sie aus dem Reich kannten. Immer wieder beklagten die Ansiedler die Bevormundung durch Offiziere aus dem Reich, die von den örtlichen Verhältnissen keine Ahnung hatten (z.B. »Aus dem Schutzgebiet«, in: *DSWAZ* 1.3.1905, S.1); diese Offiziere fielen durch »ein fortgesetztes Befehlen und Schimpfen« auf, das allenfalls den Verhältnissen der heimischen

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

mehr zurück.[52] Da die Akten der Schutztruppen in den Weltkriegen verlorenen gingen resp. vernichtet wurden, ist eine erschöpfende Untersuchung des südwestafrikanischen Falles kaum möglich, aber die vergleichbaren allgemeinen Bedingungen sowie einzelne Episoden weisen darauf hin, dass solche Traumatisierungen auch innerhalb der südwestafrikanischen Schutztruppe vorkamen.[53] In DSW dämpften offenkundige Misswirtschaft und Fehlentscheidungen,[54] die zu Lasten der Truppen gingen, schließlich selbst die »gewohnte Begeisterung« für den »Obersten Kriegsherrn«, den Kaiser.[55]

Fühlt sich die kämpfende Truppe ›draußen‹ vom Apparat im Stich gelassen, kann sich ein Wir-Gefühl einstellen, das die Anderen in der Etappe, erst recht im Hinterland und der Heimat ausschließt, wie Tony Ashworth (1968: 420f.) mit Blick auf den Stellungskrieg im Ersten Weltkrieg gezeigt hat. ›Oben‹ und ›unten‹ beginnen auseinanderzufallen, und die Bindung an Normen und Befehle wird brüchig. Dies gilt umso mehr, wenn der Apparat immer wieder zu versagen scheint und sich bei der Truppe der Eindruck verstärkt, dass die Einhaltung der Vorschriften, auf die der Apparat besteht, eher den Tod bringen, als dass sie ihn abzuwenden helfen. Wie in allen totalen Institutionen bilden sich dann Formen

Kasernenhöfe entsprechen mochte (NAN, Private Accessions, A109, Bl. 90). Das »Fragging«, d.h. das Ermorden unbequemer Vorgesetzter, erlangte im Zuge des Vietnam-Konflikts Bekanntheit, bildet militärgeschichtlich allerdings kein neues Phänomen (Shay 1998: 179f.). Auch in DSW kamen Angriffe auf Vorgesetzte vor, aber ob Offiziere gezielt von den Mannschaften getötet worden sind, und wenn ja, in welcher Zahl, wird wohl niemals zu ermitteln sein.

52 Nach Berichten des *Vorwärts* und der *Norddeutschen Zeitung* sollen sich in DSW »ernste Fälle von Meuterei in der Schutztruppe« ereignet haben, wie die *DSWAZ* am 28.7.1906 berichtete (»Aus Deutschland«, S.2), wobei diese Meldungen von offizieller Seite nicht bestätigt wurden.

53 Da die Schutztruppenakten nicht erhalten sind, ist man auf einzelne Episoden verwiesen. So ist ein Fall belegt, in dem sich der Zorn von Schutztruppenangehörigen gegen die weiße Bevölkerung richtete. Ein Soldat feuerte sein Gewehr auf Passanten ab und rief ihnen zu: »Ihr verdammten Civilisten, ihr schlagt euch den Wanst voll und wir müssen hungern: seit sieben Uhr haben wir nichts gefressen, ihr saugt das Land aus, ihr seid schlimmer wie die Hereros; niederschießen soll man euch, wie die Hunde« (»Eingesandt«, in: *Windhuker Nachrichten*, 15.2.1905, S.4).

54 Epp (2005: 238) vermerkt am 24. April in seinem Tagebuch: »Es drängt sich mehr u[nd] mehr die Anschauung auf, daß weder die Kolonialverwaltung hier, noch das Oberkommando der Sch[utz] Tr[uppe] zu Hause, der Sache gewachsen sind. Eine gründliche Veränderung d[er] Organisation wird eintreten müssen«.

55 NL Victor Franke, BArch., Nl. 30/3a, S. 351 (Eintrag 17. Juli 1904).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der »sekundären Anpassung« (Erving Goffman) aus, wie Shay (1998: 241) sie in anderem Kontext beschreibt:

> »Auf der geheimsten Ebene trainiert oder selektiert das Bemühen ums Überleben Soldaten in der Fähigkeit, Befehle, Regeln und Standardprozeduren zu ignorieren, umzubiegen oder zu umgehen. […] Der Soldat begreift rasch, daß das Befolgen der Regeln für ihn und seine Gruppe den Tod bedeuten kann«.[56]

Der Unmut der Truppe über den Apparat kann sich auch an strukturellen Gründen entzünden, die nicht mit dem Versagen der Menschen zu tun haben, die den Apparat in Gang halten. Thomas E. Lawrence vergleicht in seinem Werk »Die sieben Säulen der Weisheit« reguläre Armeen mit einer Pflanze.[57] Der Vergleich trifft insofern zu, als auch Armeen stets fest verwurzelt sind: Noch der vorderste Außenposten ist ganz und gar von den Verbindungslinien abhängig, die ihn mit Proviant, Munition, Informationen oder Befehlen versorgen. Armeen insgesamt sind auf Etappen- und Magazinsysteme angewiesen, diese Linien bilden gewissermaßen die Nabelschnur, von der die einzelnen Einheiten abhängen. Wegen dieser Abhängigkeit können größere Truppenbewegungen kaum jemals unbemerkt vor sich gehen und sind dadurch immer auch in gewissem Maße vorhersehbar – im Gegensatz zu den Bewegungen der meisten Kontrahenten in Kleinkriegsszenarien. Die Standardisierung der Abläufe in Armeen trägt dazu bei, dass diese leichter vorherzusehen sind. Deswegen war, wie bereits gesehen, Clausewitz (1952: 278) der Auffassung, dass in Großen Kriegen das Moment der Überraschung eine nur sehr untergeordnete Rolle spielen konnte. In asymmetrischen Konflikten machen Unbeweglichkeit und Berechenbarkeit den wunden Punkt von Armeen aus. Anders als der Gegner sind sie meist sichtbar und verwundbar, mithin in besonderem Maße verletzungsoffen.

Insgesamt taten sich westliche Regierungen und Militärs sehr schwer damit, von der tradierten staatenkriegszentrierten Militärdoktrin abzurücken; dies ist gewiss kein reines Spezifikum der Führungseliten im Deutschen Reich. Martin van Creveld beklagte in seinem 1991 erschienenen Werk »The Transformation of War« den Missstand, dass die westlichen Armeen immer noch auf Große Krieg zugeschnitten waren, obwohl der »Low Intensity Conflict« den klassischen Staatenkrieg als

56 Shay hat vor allem den Umstand im Auge, dass der Gegner die »Ausbildungshandbücher, Vorschriften, Befehle, Verfahrensregeln und dergleichen erbeutet und studiert« hatte; hielten sich die Truppen weiterhin daran, waren ihr Vorgehen im hohen Maße berechenbar und der Gegner klar im Vorteil. Das Argument an dieser Stelle ist grundsätzlicher.

57 »Armies were like plants, immobile as a whole, firm rooted through long stems to the head.« (Zit. n. Beckett 2001: 20)

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

vorherrschenden Kriegstyp längst abgelöst hatte. Die Schwierigkeiten der Institution Militär, sich an neue Gegebenheiten anzupassen, erstreckte sich auch auf das Gebiet der Strategie – und kostete die Truppen Blut. Der Sachverhalt, dass staatliche Armeen von Haus aus für andere Szenarien konzipiert waren als diejenigen, die sie etwa in DSW vorfanden, warf immer wieder aufs Neue die Vertrauensfrage auf, ja stellte den Militärapparat immer wieder auf die Zerreißprobe.

Brutalisierung aus Angst

Als die neuen Truppen nach DSW kamen, waren sie kaum auf die lokalen Verhältnisse vorbereitet. Nach ihrer Landung im Schutzgebiet mussten sie neben der Gewöhnung an das ungewohnte Klima ihr Handwerk als berittene Infanterie erlernen, und zwar innerhalb kürzester Zeit. Nach der Landung erfolgte die Mobilisierung in der Regel sehr rasch. Für die neuen Truppen war nahezu alles unbekannt und sie sahen sich in fremdem Gelände einem Gegner gegenüber, der ihnen »in jeder Beziehung« überlegen war.[58] Die Landschaft steckte voller Tücken und begünstigte die gegnerische Kriegführung.

Der Feldzug gegen die Herero führte die Schutztruppe in Gebiete, die mit hohem, teilweise »undurchdringlichem« Busch bewachsen waren; dies stellte die Truppe vor zahlreiche Probleme (Großer Admiralstab 1905b: 21). Der Offizier Georg Maercker, der auch auf eine längere Erfahrung in Ostafrika zurückblicken konnte, führte in einem Vortrag aus, dass unter diesen Bedingungen Aufklärung und Sicherung oft unmöglich waren, weil das Gelände so unübersichtlich war, dass die Detachements früher oder später den Kontakt zur Kolonne verloren (Maercker 1908: 44; vgl. auch Schwabe 1907: 161). In dem »meist dichten Dornbusch der Savanne kommen die Seitenpatrouillen einfach nicht mit«, bemerkte Franz Epp übereinstimmend und kam zu dem Schluss: »In der Bewegung u. raschen Gefechtsbereitschaft liegt der einzige Schutz gegen Feuerüberfall« (Eckl 2005: 223). Man bekam den Gegner meist erst dann zu sehen, wenn es bereits zu spät war. Auf diese Weise hatten die Herero die Gelegenheit, jeden Tag mehrere deutsche Soldaten niederzumachen, ohne dass es im Gegenzuge gelang, auch nur einen der feindlichen Krieger zu fassen zu bekommen (Erffa 1905: 79). Maercker (1908: 44) betonte, dass Gefechte auf allernächste Entfernung, die gewissermaßen aus

58 Franke notiert am 27.8.1904 in seinem Tagebuch: »Das sind die Leute, die man in unsere Kolonien schickt, um Kriege zu führen. Sie sind ja dem Eingeborenen derart in jeder Beziehung unterlegen, daß sie, außer in großen Massen, stets rettungslos verloren sind, wenn sie der Feind nur überhaupt erblickt.« (NL Victor Franke, BArch., Nl. 30/3a, Bl. 375f.)

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

dem Nichts entstanden, typisch für die Kämpfe gegen die Herero waren. Im dichten Busch fiel der Vorteil der überlegenen Waffen, der Artillerie und der Maschinengewehre, aber auch des weittragenden Hinterladers, weg, denn sie konnten ihre Feuerkraft auf diese Distanzen und so rasch, wie sich die Überfälle mitunter ereigneten, nicht entfalten.[59]

Der Unteroffizier Malzahn gibt einen Einblick in die Gefahren des Buschkampfes. Die Soldaten erhielten plötzlich Feuer von allen Seiten, das Kommando brach zusammen, und jeder von ihnen versuchte nur noch, seine eigene Haut zu retten. Seit dem Gefecht von Oviumbo am 12. April 1904, das trotz der erheblichen Bemühungen der Herero keine Entscheidung zu ihren Gunsten gebracht hatte, gesteht Malzahn, einen »heillosen Respekt« vor dem dichtbewachsenen Gelände gehabt zu haben. Wie sich bei späterer Gelegenheit zeigen sollte, war seine Furcht begründet:

> »Kaum sind wir in dem elenden Dornengestrüpp, da ereilt uns die verhängnisvolle Gefahr. Die Infanterie, gleich wie wir, sind von den Schwarzen umringt. Grinsende Gesichter kriechen hinter den Büschen hervor. Ein Auffahren der Geschütze war unmöglich. So protzen wir vom Wege ab, bald links, bald rechts oder rückwärts schießend, wo es am meisten Not tat. Empfindlich werden die Verluste an Mauleseln und Pferden. Durchdringende Kommandos wurden nicht vernommen; alles wehrt sich seiner eigenen Haut. Es war ein buntes Durcheinander. […] Ich hatte schon alles aufgegeben […].«[60]

Die Schutztruppe hatte es mit einem Gegner zu tun, der sich so lange wie möglich in sicherer Deckung verborgen hielt, die feindlichen Abteilungen durch die eigene Stellung hindurchreiten ließ und dann das Feuer eröffnete (Epp 2005: 225). Oft genug stellte er den Deutschen regelrechte Fallen (Häussler 2011: 188). Jederzeit war mit Überfällen zu rechnen. Auch nachts und in befestigten Lagern fanden die Soldaten keine Ruhe. Immer wieder wird berichtet, dass sich Herero nachts »in unmittelbare Nähe des Lagers« heranpirschten (Admiralstab der Marine 1905b: 37). Knoke berichtet, wie das Lager aus Furcht vor dem Gegner in eine Wagenburg umgewandelt worden war; man habe »kolossal« auf der Hut sein müssen und »[d]en Karabiner […] Tag und Nacht nicht mehr aus der Hand lassen« dürfen.[61] Immer wieder kam es nachts zu Schießereien, die den Soldaten den Schlaf raubten (Stülpnagel 1905: 55). Oft genug reichten »bellende Hunde«, um einen »ängstliche[n]« Posten aufzuscheuchen

59 Z.B. konnte die Artillerie bei dem verlustreichen Gefecht bei Owikokorero am 13.3.1904 nicht wirksam werden (Großer Admiralstab 1905b: 34).

60 NAN, Private Accessions, A.510, Bl. 25.

61 Tagebuch Knoke, NAN, Private Accessions, A.0538, Bl. 18f. (Eintrag 6. Juli 1904).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und das ganze Lager zu wecken (Franke 2003: 354). Auch ohne solche Schießereien war es schwer, ein Auge zuzumachen. »Unheimlich ist es bei solchen Anzeichen von der Nähe des raubtierartigen Gegners bei Nacht in schier undurchdringlichem Busch zu biwakieren. Ich habe in den 3 Nächten meines letzten Patrouillenritts als der verantwortliche Führer nicht ein Auge zugedrückt«, berichtet der Offizier Christian Ahrens (Kroemer 2009: 89). Der Soldat Belwe empfand »dieses Leben […] mit dem ewigen Aufpassen« als »aufregend«: »Nachtsüber wachen und tagsüber arbeiten, erschlaffte auch die Stärksten« (Belwe 1906: 70).

Knoke legt dar, dass die Soldaten in DSW angesichts der ständigen Bedrohung, der sie sich von seiten des Gegners ausgesetzt sahen, körperlich stets für den Kampf mobilisiert blieben. Das bedeutet, dass sie über einen langen Zeitraum in keinen Grundzustand der physischen Ruhe mehr zurückfanden. Sie fanden buchstäblich keinen Schlaf. Wenn die Umstände es zuließen, verfielen sie stattdessen in einen Zustand leichten, kaum regenerierenden Dämmerns, weil es schlicht zu gefährlich war, Geräusche oder Bewegungen in der Umgebung auszublenden (vgl. dazu allgemein: Shay 1998: 235ff). Nach den Erkenntnissen der jüngeren Militärpsychiatrie kann eine immerwährende Anspannung wie diejenige, unter der auch die vorrückenden deutschen Truppen standen, zur Ausbildung von Störungen führen, die zu dem führen oder in dem bestehen, was hier unter ›Brutalisierung‹ verstanden wird.

Wie plötzlich sich die Überfälle ereignen konnten, geht wiederum aus den Schilderungen Malzahns hervor. Als dieser mit seiner Abteilung eine Ebene durchquerte, die mit hohem Gras und Dornenbüschen bewachsen war, ereignete sich Folgendes:

> »Wir waren wohl ungefähr eine Stunde in dieser Ebene und befanden uns in bester Stimmung, als plötzlich von beiden Seiten ein mörderisches Schnellfeuer eindrang. Wir runter von den Pferden und auf geratewohl in den Büschen gehalten. Wir sahen auch keinen von den schwarzen Teufeln nur ihre Schüsse richteten arge Verheerungen an. […] Als wir uns einigermaßen in Gefechtsformation entwickelt hatten und vorgingen, fanden wir unsere Spitze ausgezogen blutüberströmt neben ihren treuen Pferden liegen. Dies alles war wie in Handumdrehen geschehen. Die Hereros waren verschwunden […].«[62]

Angriffe wie dieser spielten sich ganz plötzlich und wie im »Handumdrehen« ab. Die Angreifer waren ebenso rasch und spurlos verschwunden, wie sie kurz zuvor aufgetaucht waren. Auch als sie ein »mörderisches Schnellfeuer« abgaben und dabei »arge Verheerungen« anrichteten, war von ihnen nicht das Geringste zu sehen. Malzahn und seine Begleiter konnten nur noch blind um sich schießen. »Man geht in dem verfluchten

62 NAN, Private Accessions, A.510, S. 20.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Busch wie mit verbundenen Augen«, schimpfte Epp (Eckl 2005: 235). »Nichts [ist] gegen den ›lebendigen‹ Busch zu machen«, schrieb selbst ein so erfahrener Südwester Offizier wie Viktor Franke.[63] Die Gefechte im »Busch« seinen »grässlich« gewesen, erinnerte sich Kurd Schwabe (1907: 284), weil die Herero sich so mühelos und leise in der Natur bewegten, »daß absolut nichts von ihnen zu sehen« war. Ein Feldwebel meldete Hauptmann Bayer (1909: 61) nach dem Gefecht bei Oviumbo im April 1904:

> »Die schwarzen Satanskerle sieht man ja nicht; von heute früh an liege ich in der Schützenlinie, Büsche und Bäume habe ich gesehen, und gebraten habe ich in der Sonne, die Kugeln haben den ganzen Tag um mich herumgepfiffen, aber einen Herero habe ich nicht zu Gesicht bekommen.«

Übereinstimmend gab Brünneck gab an, in den verschiedenen April-Gefechten nicht »einen Herero gesehen« zu haben, obwohl die Gegner oft so nah waren, dass er sie untereinander sprechen hörte.[64]

Solche Erfahrungen schlugen sich immer wieder in dehumanisierenden Überzeichnungen des Gegners nieder. Den Herero wurden geradezu übermenschliche Fähigkeiten zugeschrieben. Bisweilen wurden sie als »schwarze Bestien« oder »Satanskerle« regelrecht dämonisiert; es überwogen allerdings die Darstellungen, die ihnen animalische Züge beilegten. Malzahn berichtet von einem Herero, dem durch eine Granate ein Bein abgerissen worden war, der dennoch zwei Tage überlebte und Malzahns Trupp schließlich – bezeichnenderweise – von einem »Schakalloch« aus angriff.[65] Wie bereits erwähnt, beschrieb etwa Oberleutnant Ahrens (Kroemer 2009: 89) die Herero als »raubtierartige Gegner«. Auch in jenen Darstellungen, die den Herero-Kriegern überlegene Fähigkeiten im Buschgelände bescheinigten, macht sich die Tendenz bemerkbar, diese Überlegenheit auf ein animalisch gefärbtes, besseres Angepasstsein an die natürlichen Gegebenheiten zurückzuführen.[66] Dadurch

63 NL Victor Franke, BArch., Nl. 30/3a, S. 315 (Eintrag 13. April 1904).

64 Briefe v. Brünneck, NAN, Private Accessions, A.583 (Brief vom 31. Mai 1904).

65 Tagebuch Malzahn, NAN, Private Accessions, A.510, S. 22.

66 Folgende Ausführungen aus einer offiziellen Darstellung des Großen Admiralstabs (1905b: 19) könnten wenigstens in Teilen auf Tiere gemünzt sein: »In vielem waren die Hereros der neu ins Land gekommenen deutschen Truppe voraus. Ihrer Beweglichkeit im Busch, ihrer Ausdauer im Ertragen von Entbehrungen, ihrer Schnelligkeit auch auf großen Strecken kann der Weiße nicht gleichkommen. [...] Zu Fuß sind sie weder im Busch, noch auf freier Fläche einzuholen, sie klettern, kriechen oder schleichen sich mit größter Gewandtheit an, sie legen große Strecken als Boten oder Läufer zu Fuß

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

erscheint die Überlegenheit, wie James Belich (2012: 254) anmerkt, allenfalls als »beachtlich, aber nicht bewundernswert«. Mithin handelt es sich dabei um Strategien, Rückschläge zu erklären, ohne deswegen die (vermeintliche) eigene Überlegenheit in Frage stellen zu müssen.[67]

Oft genug zogen Kriegsteilnehmer aus Erfahrungen wie denjenigen Malzahns den Schluss, dass einem solchen Gegner mit konventionellen Mitteln und Methoden nicht beizukommen war. Selbst eine Granate schien einem Herero-Krieger nichts anhaben zu können. Auch schwerste Verletzungen, so glaubte man wenigstens, vermochten weder seinen Kampfeswillen noch seine Gefährlichkeit zu beeinträchtigen. Die Soldaten griffen daher allzu oft zu Maßnahmen, die von dem Kriegsrecht explizit geächtet waren. So kam es für sie kaum in Frage, einem Gegner Pardon zu gewähren, der im Rufe stand, auch dann noch weiterzukämpfen, wenn keinerlei Aussicht auf einen taktischen Erfolg mehr besteht, und selbst kein Erbarmen zu kennen.[68] Der Seesoldat Auer (1911: 59) bekennt, dass die deutschen Soldaten schwerverwundete Herero-Krieger »chloroformierten«, das bedeutet: totschlugen, um sie ein für alle Mal »unschädlich« zu machen. Angesichts der angeblichen Unverwundbarkeit der Herero meinte man sich auch nicht auf die Durchschlagskraft konventioneller Waffen verlassen zu können. Offiziere sprachen sich für den Einsatz von Waffen größeren Kalibers aus, da die verwandte Munition angeblich zu wenig Schaden anrichtete. Oberleutnant Stuhlmann kritisierte die herkömmlichen Vollmantelgeschosse scharf, weil sie den »Eingeborenen« nicht kampfunfähig machten.[69] So wurde es wenigstens

zurück mit auffallender Geschwindigkeit und Ausdauer. Als halbe Nomaden stellen sie an die Verpflegung geringe Anforderungen. [...] Die Bedürfnislosigkeit verschaffte ihnen eine außerordentliche Bewegungsfähigkeit gegenüber dem Europäer«.

67 Tim O'Brien (1991: 200f.) führt die beiden Varianten der Dehumanisierung zusammen, indem er eine magische Verschmelzung von Gegner und Natur beschreibt – und gewinnt damit der Annahme Callwells (1996: 44), dass die fremde Natur den eigentlichen Feind in Kleinen Kriegen darstelle, noch eine weitere Facette ab, die in Frankes Rede von dem »lebendigen Busch« anklingt: «We were fighting forces that did not obey the laws of twentieth-century science. Late at night, on guard, it seemed that all of Vietnam was alive and shimmering […]. It was ghost country, and Charlie Cong was the main ghost. The way he came out at night. How you never really saw him, just thought you did. Almost magical – appearing, disappearing. He could blend with the land, changing form, becoming trees and grass. He could levitate. He could fly. He could pass through barbed wire and melt away like ice and creep up on you without sound or footsteps. He was scary.«

68 Siehe Leutweins Bericht an die Kolonialabteilung vom 17.5.1904 (BArch. R1001/2115, Bl. 62); Auer 1911: 61.

69 NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 206.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

geduldet, dass die Mannschaften – entgegen den Bestimmungen der Haager Landkriegsordnung – ihre Projektile anfeilten und zu Dum-Dum-Geschossen umfunktionierten.[70]

Wichtiger ist in dem gegenwärtigen Zusammenhang jedoch, dass sich in der Entmenschlichung und Überhöhung eine Angst vor dem Gegner ausdrückte, von der die vorrückenden Soldaten Tag und Nacht verfolgt wurden. Besonders ausgeprägt war sie unter den Neuankömmlingen. Diese waren in aller Eile und ohne hinreichende Ausbildung auf einen Kriegsschauplatz geschafft worden, der ihnen in jeder Hinsicht fremd war und sie überforderte. So unklar Feindbild und Bedrohungsszenario waren, so groß und diffus war ihre Angst. Sie befürchteten, »jeden Augenblick angeknallt zu werden« (Eckl 2005: 222).

Die Paniken, die in den Lagern der Schutztruppe ausbrachen, waren Ausdruck dieser Anspannung und Angst. Frankenberg schildert, wie sich nachts die Fälle leichtfertigen und übereilten Schusswaffengebrauchs häuften. Allein in einer Nacht Anfang März 1904 fielen dreimal aus teilweise ungeklärten Gründen Schüsse. Spätestens als zwischen 2 und 3 Uhr morgens Appelle abgehalten wurde, war das ganze Lager auf den Beinen. Immerhin kam durch die Schüsse niemand zu Schaden;[71] Stuhlmann berichtet von einem Vorfall, der weniger glimpflich verlief. Sein Bericht unterstreicht, wie ernst das Problem der Paniken tatsächlich war. In der Nacht vom 10. auf den 11. Juli 1904 ereignete sich ein »mächtiger Krawall«:

> »Ein betrunkener Soldat war in ein Kaffern-Zelt geraten und man hatte ihm hier ordentlich das Leder verhauen. Als er herauskam, brüllte er nach ›Hilfe, Posten‹ und brachte das Lager so in Aufruhr, daß eine richtige Panik entstand. Als gegen 20 Mann von den neu angekommenen Transporten, die natürlich überall Feinde wittern, bei jenem Zelt zusammengelaufen waren, selbst höchst aufgeregt, rief mit einem mal jemand: ›Da kriecht ja ein Schwarzer!‹. Die Leute schossen wie die Wahnsinnigen um sich, sich selbst auf 3 bis 4 Schritt um die Ohren. Auf der Strecke liegen außer ein paar Verwundeten ein toter Weißer und ein toter Schwarzer. Ein Wunder, daß nicht noch mehr passiert ist […].«[72]

Angst und Anspannung waren so ausgeprägt, dass sie gewissermaßen nur auf einen Auslöser warteten, um sich in unkontrollierten Überreaktionen zu entladen. Dann brach sich die Gewalt die Bahn, und nichts oder niemand vermochte sie in diesem Augenblick noch aufzuhalten. Das vermehrte Auftreten solcher Paniken ist auch aus anderen Feldzügen bekannt; für den Vormarsch der deutschen Truppen 1914 in Belgien

70 Tagebuch v. Frankenberg, NAN, AACRLS.070, Bl. 41.
71 NAN, AACRLS.070, Bl. 20.
72 NAN, Private Accessions, A.0109, S. 36.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und Frankreich ist es gut dokumentiert. Ungeachtet aller Unterschiede wähnten sich die deutschen Soldaten auch dort einem unsichtbaren Feind ausgesetzt, dem »Franctireur«, und mit einer ihnen feindlich gesonnenen Bevölkerung konfrontiert. Auch auf diesem Schauplatz machten bald Gerüchte von angeblichen, von Frauen an deutschen Soldaten verübten Greueltaten die Runde (Horne/ Kramer 2008: 163-69). So unübersichtlich sich den Soldaten die Gesamtlage darstellte, so groß war ihre Angst, so wahl- und maßlos ihre Reaktionen. Ungeachtet des Umstandes, dass der »Franctireur« 1914 wohl eher ein Mythos gewesen sein dürfte (ebd.: 173ff), war die Angst höchst real, wie es auch ihre Folgen waren. Immer wieder führte sie zu Paniken, die in Verwüstung und Tod mündeten. Die zahlreichen Greuel an der belgischen Zivilbevölkerung sind gut untersucht (ebd.: 65–88, 120ff).

Die Paniken setzten sich auch in den Gefechten fort. Viktor Franke (2003: 366) berichtet im April 1904: »Die neuen Leute aus Deutschland, einschließlich Artillerie, feuern bei jedem Schuß wie besessen, so daß dauernd ein ewiges Getöse und Gelärm ist. Trotzdem pfeifen die Geschosse unentwegt in unsere Reihen.« Bei dem geringsten Anlass eröffneten die Truppen ein so wildes Feuer, so dass sie sich innerhalb kürzester Zeit »total verschossen« hatten und keine Munition mehr besaßen.[73] Dennoch blieb das Feuer wirkungslos, weil es so hastig abgegeben wurde. Die von Stuhlmann geschilderte Panik im Truppenlager aber unterstreicht, dass auch und gerade inkompetente Gewaltanwendung, zumal mit Schusswaffen, überaus gefährlich sein konnte, und zwar nicht nur für diejenigen, gegen die sie sich eigentlich richtete.

Selbstbewusst und zuversichtlich waren die Soldaten ausgezogen, um im fernen DSW gleichsam im Handstreich ›reinen Tisch zu machen‹. Als stolze Repräsentanten einer vermeintlich höheren Rasse und, mehr noch, einer militärischen »Victory Culture«, kehrten die ›Profis‹ des Kriegshandwerks ein Überlegenheitsgefühl hervor, das schier grenzenlos war. Die tatsächlichen Verhältnisse, die sie in Übersee vorfanden, entsprachen ihren hohen Erwartungen allerdings in keinster Weise, ja stellten diese geradezu auf den Kopf. So mussten sie bald feststellen, den »Wilden« nicht nur unterlegen, sondern in vielen Situationen sogar regelrecht ausgeliefert zu sein. Wie andere Soldaten in Kleinen Kriegen machten sie die Erfahrung extremer Ohnmacht. Zweifellos würde sich manch einer von ihnen in der Erzählung wiedergefunden haben, in der O'Brien (1991: 205) das Gefühl schildert, eine »Puppe« zu sein an Fäden, die in der Hand eines unsichtbaren und übermächtigen Gegners zusammenlaufen.

Die Truppenbewegungen waren für den Gegner weithin sicht- oder hörbar. Bei der Schlacht von Okaharui Anfang April 1904 war die

73 BArch. N 1030 (Viktor Franke), 21: »Die Tätigkeit der 2. Feldkompanie vor und beim Ausbruch des Aufstandes in Süd-West-Afrika«, S.14.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

deutsche Marschkolonne zweieinhalb Kilometer lang und wegen der 22 Ochsenwagen überaus schwerfällig (Großer Admiralstab 1905b: 43). Damit mutierte die Truppe, die der Tross eigentlich begleiten und versorgen sollte, »leicht zur Wagenbedeckung«, und ihre »Bewegungsfreiheit« litt enorm (ebd.: 18). Der Gegner war dadurch stets orientiert, wo sich deutsche Truppen in welcher Stärke aufhielten: »[Ü]ber unsere Bewegungen sind die H[erero] dauernd auf dem Laufenden«, konstatierte Epp (Eckl 2005: 252) resigniert. Derweil verstanden sich die Herero darauf, sich im Verborgenen zu halten, um bei günstiger Gelegenheit zuzuschlagen – bei der Schlacht von Ongandjira waren es die auf deutscher Seite kämpfenden indigenen Späher gewesen, die den Hinterhalt der Herero rechtzeitig entdeckten. Die deutschen Soldaten lebten derweil in dem Bewusstsein, im Ernstfall nicht einmal fliehen zu können, da dies oft genug den sicheren Tod bedeutete. Wo die gegnerischen Kugeln nicht hinreichten, tat die Natur ihr Übriges. Schon nach kurzer Zeit im Land wusste Stuhlmann um diese Gefahr: »Auf vielen Grabsteinen liest man: ›Reiter … verdurstet – ein Schreckensgespenst, das allen droht, die sich […] verirren‹«.[74] Den Soldaten blieb nichts anderes übrig, als die »Nadelstiche« des Gegners abzuwarten und gegebenenfalls zu parieren; mehr als das konnten sie oft nicht tun, zumal die Verfolgung der Angreifer »in ziem[lich] dicht werdend[em] Busch nicht möglich« war (Eckl 2005: 226). »Den Gegner zu verfolgen, wäre gänzlich zwecklos […], er stellt sich nie«, bemerkte von Stülpnagel (1905: 28).

In dieser Lage, in der sich die vorrückenden Truppen befanden, konnte sich die Angst mit Wut verbinden und in ein intensives Rachebedürfnis münden. Da ein Zurückweichen oder gar eine Flucht ausgeschlossen waren – das verboten nicht nur die näheren Umstände, sondern auch die gesamte Ausbildung und das darin vermittelte Selbstverständnis der Soldaten –, bestand die einzig mögliche Bewältigungshandlung in der Aggression. Zwei Beispiele mögen dies veranschaulichen. Noch in den Januartagen begab sich die Kompanie des Hauptmanns Kliefoth zum Waterberg, um herauszufinden, was es mit den Aufstandsgerüchten auf sich hatte. Einem der Offiziere der Kompanie, Conrad von Stülpnagel, verdanken wir folgende Schilderung dieser Aktion, die nach einem Überfall seitens der Herero ansetzt. Auch diese Szene spielte sich im dichten Dornbusch ab: »[v]erdammt wenig zu sehen in dem dicken Busch und hohen Gras« (Stülpnagel 1905: 21):

> »Die Leute [d.h. die Soldaten der Kompanie – MH] waren schon vorher kaum zu halten gewesen; wütend über den Überfall, hatten sie ohne Rücksicht auf die Allgemeinheit nach vor gedrängt. Als die jetzt diese Schilderung hörten, bemächtigte sich aller, das sah man am Ausdruck

74 NAN, Private Accessions, A.0109, S.24.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der Gesichter, das hörte man aus den kurz hervorgestoßenen Bemerkungen, eine tiefe, nachhaltige Wut und der feste Wille, diese schwarzen Schufte fühlen zu lassen, was es heißt, die friedlich marschierende Truppe aus dem Hinterhalt feige anzufallen.« (Ebd.: 22f.)

Da eine Verfolgung des Gegners aussichtslos war, musste die Kompanie schließlich unverrichteter Dinge – und gesenkten Hauptes – in ihre Garnison zurückzukehren. Der zweite Bericht stammt von Hauptmann Bayer (1909: 51):

»Allmählich faßte uns alle eine blinde Wut! Da lagen wir nun schon eine Stunde im heißen Sande, hatten höchstens einen oder zwei der niederträchtigen, schwarzen Kerle gesehen, die uns von mehreren Seiten beschossen; wir konnten nicht vorstürmen, denn sonst gerieten wir leicht in eine falsche Richtung und befeuerten uns gegenseitig; dieser elende Dornbusch hielt uns von allen Seiten gefangen, drosselte uns, raubte uns Licht und Luft [...] [,] nur daliegen konnte man in Zorn und Ärger und warten.«

Die Berichte schildern ausdrücklich, wie sich »Wut«, »Zorn« oder »Ärger« der Soldaten bemächtigten; außerdem erwähnen sie Unmutsbekundungen, eine entsprechende Mimik sowie körperliche Anzeichen der Wut wie Atemnot (»drosselte uns, raubte uns [...] Luft«). Im ersten Beispiel liegt der hauptsächliche Auslöser in dem als unfair wahrgenommenen Verhalten des Gegners, dem »feigen Hinterhalt«, mithin in der (tatsächlichen oder vermeintlichen) Verletzung dessen, ›was recht ist‹. Auch im zweiten Beispiel spielt es eine Rolle, dass das Verhalten des Gegners, dieser »niederträchtigen, schwarzen Kerle«, als unfair empfunden wird; vor allem aber stechen die – im kolonialen Kontext beschämende – Hilflosigkeit und Ohnmacht hervor: Die Deutschen kauerten im »heißen Sand« und konnten sich kaum wehren, sondern »nur daliegen«, ohnmächtig und »von allen Seiten gefangen«. Bayers Schilderung ist sinnbildlich für den gesamten Krieg im Dornbusch, in dem die ganze Verletzungsoffenheit einer Armee zutage trat, die sich unbeholfen, schwerfällig und stets unter den wachsamen Augen eines seinerseits »unsichtbaren« Gegners durch eine fremde, ja feindliche Landschaft schleppte und dabei nicht viel mehr tun konnte, als etwaige Feuerüberfälle abzuwarten und gegebenenfalls abzuwehren, zumal die Aussichten auf ein ›faires‹ Gefecht, d.h. ein Gefecht, in dem sie *ihre* Stärken ausspielen konnte, weniger als gering waren.[75]

75 Reguläre Armeen erleiden gegen Guerillas die meisten Verluste, wenn sie »überrumpelt« werden; wenn es ihnen aber gelingt, den Gegner zu stellen, »sorgt die Ungleichheit der Waffen gewöhnlich für einen leichten Sieg« (Collins 2011: 137). Mit der ›Fairness‹ ist es dann freilich auch nicht weit her.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Die Angst verband sich mit Scham und verwandelte sich in Wut. Da sich kaum je die Gelegenheit bot, diese Wut unmittelbar in einem ›fairen‹ Kampf und gegen ihre eigentliche ›Ursache‹ gerichtet abzuführen, staute sie sich gleichsam auf und entlud sich in unkontrollierter Raserei, wenn die Soldaten den Gegner (oder wen sie in diesem Augenblick dafür hielten) einmal zu fassen bekamen. Immer wieder schossen insbesondere die neuen Truppen auf alles und jeden, der »schwarz« war oder schien, wodurch auch etliche der eigenen Hilfstruppen, Viehwächter, Wagen- und Ochsentreiber zu Schaden kamen, wie Leutwein beklagte.[76] Den Vorwurf, dass auch Frauen und Kinder zu Opfern von Greueltaten deutscher Soldaten wurden, wollte Leutwein nicht bestreiten, und auch andere Quellen weisen darauf hin, dass der Vorwurf berechtigt war.[77] Überhaupt wurden in dieser Zeit auch keine Gefangenen gemacht. Dieses erbarmungslose Vorgehen brauchte allerdings nicht eigens »von oben« angeordnet zu werden, denn auf Seiten der Soldaten lagen hinreichende Motivationen dafür vor. »Die Angst kann einen Menschen zu den schlimmsten Greueltaten antreiben«, schreibt Michel Wieviorka (2006: 168). Dass die Behörden Weißen gegenüber allzu nachsichtig waren und kaum auf die Erfüllung rechtlicher und soldatischer Normen pochten, tat sein Übriges. Die Abweichung war hier längst Normalität geworden.

Die Niederlage von Owikokorero war in mancherlei Hinsicht sinnbildlich für diese Phase des Feldzuges und den Mechanismus, der zur weiteren Gewaltentgrenzung führte: Am Anfang standen Selbstüberschätzung und allzu optimistische Erwartungen, die alsbald schwer enttäuscht wurden; das Versagen und der Kontrollverlust lösten Scham und Wut aus, die sich schließlich in einem (weiteren) Mehr an Gewalt niederschlugen. Graf Gleichen schloss seine Ausführungen mit einer Prognose, die sich auch bewahrheiten sollte: »The feeling between the races is so bitter that further atrocities, perhaps on both sides, seem probable«.[78]

76 NAN, ZBU, D.IV.M.1, Bl. 61.

77 Der britische Magistrat in Walfish Bay legte dar: »I have heard, myself, Germans who were in action describing boastfully how their troopers bayonetted Herero women« (Resident Magistrate, Walfish Bay, to Secretary to Native Affairs Department, 18.5.1904, PRO WO 106/265: »Herero-Rising 1904–7; Bondelzwart Rising 1903«, Bl.148). Der Umstand, dass Zeugnisse deutscher Kriegsteilnehmer immer wieder Gewalt gegen Frauen rechtfertigen, spricht dafür, dass der Eindruck des britischen Magistrats richtig war. Belwe (1906: 56) hält in seinem Tagebuch fest: »[…] [W]ieder hatten die Herero*weiber* halbwüchsige Jungen mit Messern verstümmelt und sie so liegen und sie verbluten lassen! – Und soll man da noch an Schonung, an Mitleid denken?«

78 Graf Gleichen legt dar, dass die Niederlage bei Owikokorero als eine »kleine Katastrophe« wahrgenommen wurde und den Deutschen einen »unangenehmen Schock« versetzte: »Secure in their belief that the German troops

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Truppe sehnte die Gelegenheit herbei, es dem Gegner heimzuzahlen, und die Schlacht am Waterberg schien ihnen diese Gelegenheit zu bieten. Während der monatelangen Vorbereitungen fragten sich alle ungeduldig, »ob es nicht bald *endlich* losgehen werde« (Bayer 1909: 130; Herv. i. O.). Obgleich am Waterberg die Entscheidung im Großen ausblieb, konnte sich die Gewalt »von unten« entladen. Wahllos erschossen Soldaten Flüchtende und Zurückgelassene, auch Frauen und Kinder (Hull 2003: 154). Die Gewalt »von unten« erreichte Ausmaße, dass sich die Führung, die Tage vorher noch die Stimmung angeheizt hatte, genötigt sah, das Niedermachen von Frauen und Kindern zu untersagen (Hull 2005: 49ff).

Brutalisierung aus Verbitterung

Die Schlacht am Waterberg bildet einen wichtigen Wendepunkt des Kriegsgeschehens. Wie gesehen, weitete sich die eigentlich vorgesehene ›konventionelle‹ Vernichtung erst Zug um Zug zur umfassenden, genozidalen Vernichtung aus, nachdem diese Schlacht einen anderen Verlauf genommen hatte, als Trotha – und mit ihm die meisten Soldaten – erwartet hatten. Die erhoffte Entscheidung war ausgeblieben, wie sie auch in den anschließenden Wochen ausblieb, bis endgültig klar war, dass sie sich auch nicht mehr würde erzwingen lassen. Wie schwer diese Rückschläge auf der Moral der Truppe lasteten, geht aus den Tagebüchern und Briefen der Kriegsteilnehmer hervor. Der Feldzug war in eine neue Phase getreten, und dieser Phase korrespondiert eine veränderte Stimmung auf Seiten der Soldaten. Die Angst wich einer Stimmung von Verbitterung und Frustration.

Im Vorfeld der Schlacht und vielleicht noch zu Beginn der Verfolgungsoperationen schienen alle Anstrengungen auf ein größeres Gefecht, eine militärische Entscheidung, mithin auf ein klares Ende hinauszulaufen. Man sah dem gewaltsamen Höhepunkt des Feldzuges entgegen, in banger Erwartung vielleicht, aber eben auch in der Zuversicht, dass der Feldzug damit zum Abschluss kommen würde. Spätestens während der Verfolgungsoperationen, die immer wieder ins Leere liefen (und gleichwohl die Flüchtenden weiter aufrieben), wurde jedoch klar, dass mit

> were the best in the world, so that any operations undertaken by them against natives must necessarily result in a ›walk-over‹ & an annihilation of their enemies, they find, to their immense disgust, that they have underrated the strength of their adversaries & the difficulties of the country, & that the ever victorious army has suffered a severe check at the hands of a small body of natives« (Lt. Colonel Count Gleichen to Sir Frank C. Lascelles, Ambassador Berlin, 8.4.1904, PRO FO 64/1645, Bl. 1, 3).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

einer endgültigen Entscheidung nicht mehr zu rechnen war. Die Truppen mussten sich an den Gedanken gewöhnen, dass sie in einem zermürbenden Kleinkrieg standen, dessen Ende sich nicht absehen ließ.

Auf dem Vormarsch mochte es so scheinen, als lauerten die Herero überall. Immer wieder hatten sie sich auf größere Gefechte eingelassen. Nun waren sie gleichsam gänzlich entschwunden, denn sie zogen sich kontinuierlich vor den nachdrängenden deutschen Truppen zurück. Die Herero-Streitmacht zerfaserte regelrecht, indem sie sich in immer kleinere Gruppen aufteilte, und mied fortan jedes Gefecht. Spätestens im September suchten die Flüchtenden nur noch, ihre Haut zu retten, und waren zu koordiniertem Widerstand wohl auch nicht mehr imstande. Dessen ungeachtet zogen ihnen die deutschen Truppen unter erheblichen Entbehrungen und Verlusten hinterher, weil das Hauptquartier die Hoffnung nicht aufgeben wollte, den Rückschlag vom Waterberg doch noch wettzumachen. Mann und Material rieben sich in Operationen auf, deren illusionäre Zielsetzungen kaum mehr zu übersehen waren.

Ein Vorfall, der sich am 16. August 1904 in einem Truppenlager zutrug, ist sinnbildlich für diese Phase des Feldzuges und die Brutalisierung, die ihr zugehörte. Der Unteroffizier Knoke berichtet:

> »Ein Hereroweib wurde, nachdem es mit Proviant versehen, auf freien Fuß gesetzt. Doch die Verbitterung der Leute ist groß. Das Weib hatte kaum das Lager verlassen, als zwei Schüsse fallen. Ein Zeichen, dass auch diese ihr Leben gelassen.«[79]

Zunächst ist festzuhalten, dass es sich bei dem geschilderten Vorfall um einen Akt der Gewalt »von unten« handelt. Die Erschießung der Frau ist nicht angeordnet, sondern setzt sich über den erklärten Willen der verantwortlichen Offiziere hinweg; diese hatten schließlich die Frau auf freien Fuß setzen und mit Proviant versehen lassen.[80] Bemerkenswert ist, dass sich diese Tat mehr oder weniger öffentlich und vor den Augen der Einheit abgespielt zu haben scheint; zumindest waren die Schüsse weithin vernehmbar. Es ist daher nur schwer vorstellbar, dass die Tat jemandem im Lager verborgen bleiben konnte, und doch erwähnt Knoke nichts von Sanktionen gegen den Schützen. Der Umstand, dass der Täter mit der offenen Missachtung von Befehlen und Ermordung einer

79 NAN, Private Accessions, A.0538, Bl. 30.

80 Hinrichtungen von Frauen und Kindern waren längst gebräuchlich und tauchen auch in den Tagebüchern auf. Am 12. August 1904 berichtet Franke aus dem Hauptquartier: »Im Lager wird eine Herero-Frau mit Kind erschossen, erstere braucht 2 Schuß, letzteres einen. Gemeine Bande!« (NL Victor Franke, BArch., Nl. 30/3a, Bl. 362; vgl. auch Tagebuch von Frankenberg, NAN, AACRLS.070, Bl. 128).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

arglosen Frau davonkam, weist darauf hin, dass sich in diesem Feldzug ein »Referenzrahmen« (Neitzel / Welzer 2011: 16ff) durchsetzte, aus dem heraus das willkürliche Erschießen wehrloser Zivilpersonen akzeptabel, ja normal erschien. Knoke scheint nicht sonderlich überrascht, geschweige denn schockiert von dem, was sich in dem Lager zuträgt; er verurteilt es auch nicht, sondern bringt sogar ein gewisses Verständnis für die Tat auf. Anteil an der Normalisierung extremer Gewalt hatte der Sachverhalt, dass solche Handlungen von den Vorgesetzten geduldet wurden. Womöglich suchten die Offiziere alles zu vermeiden, was zur weiteren Verstimmung der Truppe beigetragen hätte – wie auch Leutwein zu Beginn des Feldzuges vor dem Rachedurst der Ansiedler die Waffen gestreckt hatte.

Darüber hinaus ist festzuhalten, dass der geschilderte Gewaltakt offensichtlich nicht aus einer Gefechtshandlung hervorgeht. Nichts deutet darauf hin, dass der Täter Veranlassung besaß, sich bedroht zu sehen, oder auf eine Gefahr reagierte. Zudem eignet der Gewaltausübung nichts von dem Rauschhaften und der Raserei, welche der Gewalt unter dem Signum der Angst anhafteten. Der Mord erfolgte vielmehr ›kaltblütig‹ – aber keineswegs emotionslos: Ihm lag eine Stimmung tiefer Verbitterung und Frustration zugrunde.

Da die Literatur meist übersieht, dass die Schlacht am Waterberg die Erwartungen der deutschen Militärs keineswegs erfüllte, kommt ihr nicht in den Sinn zu berücksichtigen, wie schwer dieser Rückschlag auf die Stimmung der Truppe drückte. Sarkastisch kommentierte Franke den vermeintlichen Triumph am Waterberg: »Als wir zur stolzen Exzellenz [General von Trotha, MH] wollen, müssen wir Verhaue u[nd] Schützengräben passieren. Der Sieger hat vor dem Besiegten gezittert. Schmach über Schmach!«[81] Trotha räumte ein, eine »Zeit lang […] in dem Glauben [gewesen zu sein], daß […] das Hauptquartier verloren« wäre.[82] Dies hielt den General freilich nicht davon ab, Siegesmeldungen in die Heimat zu senden, welche die Offiziere mit Entsetzen aufnahmen. Stauffenberg schrieb in die Heimat: »Hättet Ihr doch die Gesichter der Mitkämpfer gesehen, als sie das Siegestelegramm Trothas über die Waterberggefechte lasen. Und von einer Abteilung glaubte niemand mehr aus der Umzingelung zu entkommen. Alle fühlten sich vollkommen geschlagen und waren es auch […]« (Marchand-Volz 1998: 144). »Noch so ein Sieg u[nd] wir sind verloren«, vermerkte Hardenberg in seinem Tagebuch.[83] Die Soldaten fühlten sich nicht nur »geschlagen«, sondern von dem »Hurra und Viktoriageschrei« sowie den »lauten Spottreden« des Gegners verhöhnt (Marchand-Volz 1998: 144).

81 NL Victor Franke, BArch., Nl. 30/3a, Bl. 362 (Eintrag 12.8.1904).
82 TA 122/17, Eintrag 11.8.1904.
83 NAN, Private Accessions, A.151, No. 2, I, Bl. 49 (Eintrag 21.8.1904).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Unmittelbar nach der Schlacht hatte Trotha die Verfolgung der fliehenden Herero angeordnet. Angesichts der völligen Erschöpfung von Truppen, Tieren und Material konnte die Verfolgung erst am 13. August aufgenommen werden – und musste bereits wenige Stunden später, am 14. August um 2 Uhr nachts, aus den nämlichen Gründen wieder abgebrochen werden. Unverrichteter Dinge mussten die Reiter, nunmehr meist zu Fuß, umkehren. Laut Knoke war dieser 14. August »wohl unser anstrengendster Tag, den wir je gehabt«.[84] Nur mit einigem Glück erreichten die Truppen »halb verdurstet« und nunmehr völlig »bewegungsunfähig« ihre Ausgangsstellungen. Der zermürbende Rückmarsch war alles andere als ein Triumphmarsch. In der Luft lag der Pesthauch von Tod und Verwesung: »Überall Kadaver von Pferden und Ochsen«, notiert Hardenberg weiter.[85] Auch am 15. August war in Hamakari für die Pferde »nichts da«, und so musste man sie elendig verhungern lassen. Hardenberg beklagte, dass die Truppe »kein Brot mehr seit Tagen« erhalten hatte; infolge »schlechter Verpflegung« brachen bald Krankheiten aus.[86]

Für die übereilten Operationen, die am 16. August anhoben, fehlte der Führung, die mit einem Misserfolg am Waterberg nicht gerechnet hatte, offenbar ein klares Konzept.[87] Bald zeichnete sich ab, dass sich der Feind auf der Flucht befand, dass er zersprengt und zu einem organisierten Widerstand nicht mehr in der Lage oder zumindest nicht mehr bereit war.[88] Dennoch hielt die militärische Führung bis Ende September an der Absicht fest, ›die Herero‹ einzuholen und entscheidend zu schlagen. Die kämpfende Truppe hatte den Preis für dieses Insistieren zu tragen, obwohl sie selbst am besten wusste, wie zwecklos diese Bemühungen waren.

Unmittelbar nach der Schlacht befanden sich Mensch und Tier bereits in einem kläglichen Zustand; für Proviant und ausreichend Wasser war nicht gesorgt, die Weideflächen längst erschöpft.[89] Die

84 NAN, Private Accessions, A.0538, Bl. 29 (Eintrag 14. August 1904).

85 Tagebuch von Hardenberg, NAN, Private Accessions, A.151, v. Alten, Nr. 2, Bd. I, Bl. 47 f.

86 Ebd.

87 BArch., NL Viktor Franke, Nl. 30/3a, Bl. 365 (Eintrag 16. August 1904).

88 Siehe z.B. Tagebuch Stuhlmann, NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 82.

89 Schon unmittelbar vor der Schlacht hatte Deimling, der Kommandeur eines Regiments, es versäumt, dem Tränken des Viehs die nötige Aufmerksamkeit zu schenken. Viktor Franke war als eingesessener Offizier dem Stabe Deimlings als Berater beigegeben und war entsetzt über den Zustände: »Tiere könnten nach den Dispositionen Deimlings gar nichts trinken vor dem Aufbruch [...][.] Da soll auch noch der flüchtig werdende Feind verfolgt werden. Es ist geradezu lächerlich« (BArch., NL Viktor Franke, Nl. 30/3a, Bl. 360 (Eintrag 9. August 1904).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Verfolgungsoperationen wurden zu spät aufgenommen, um noch eine realistische Chance zu haben, die Herero einzuholen, und zu früh, um die Truppen wieder zu Kräften kommen zu lassen oder auch nur mit dem Nötigsten zu versehen. Viktor Franke vermerkt am 13. August in seinem Tagebuch: »Die Führer warnen, ich warne: Wir ruinieren das halbruinierte Material gänzlich, ohne den Schimmer einer Aussicht auf Erfolg.«[90] Franke sollte Recht behalten. Auf den ständigen Gewaltmärschen, welche die weiteren Operationen kennzeichneten, rieben sich die Truppen nur weiter auf. Nicht allein die Pferde starben dabei »wie die Fliegen«.[91] Menschen und Tiere litten gleichermaßen unter Hunger, Durst, Erschöpfung, Krankheit und Tod. Die Truppe hatte einen hohen Bedarf an Nachschub, ja hing im Unterschied zu den Herero voll und ganz davon ab, aber der Bedarf war in dem entlegenen Einsatzgebiet fernab der Bahnlinie kaum zu decken. Die gesamte Verfolgung über lebte die Truppe »von der Hand in den Mund« und musste sich mit immer weiter gekürzten Rationen zufriedengeben (Eckl 2005: 285).[92] Hunger und Durst erwiesen sich als »die bösesten Feinde«, ja als die einzigen Feinde.[93]

Unter den Soldaten stieg der Krankenstand »im erschreckenden Umfang« an.[94] Allein der Typhus forderte immer mehr Opfer.[95] »Grab reihte sich an Grab zu unendlichen Reihen, die Lazarettzelte waren überfüllt, an richtiger Pflege und Proviant mangelte es«, berichtet Malzahn. Diejenigen Soldaten, die noch am Leben waren, glichen »wandernde[n] Leichen«.[96] Von den Soldaten, die im Juli ins Feld gezogen waren, war nur wenige Monate später kaum mehr als ein Drittel übrig, merkte Stuhlmann an.[97]

90 BArch., NL Viktor Franke, Nl. 30/3a, Bl. 363 (Eintrag 13. August 1904).
91 Tagebuch von Hardenberg, NAN, Private Accessions, A.151, v. Alten, Nr. 2, Bd. I, Bl. 48.
92 Epp (Eckl 2005: 284) liefert ein Beispiel. Die Truppe erhielt am 23.9. Verpflegung für dreieinhalb Tage, aber wurde angewiesen, sie sieben Tage vorhalten zu lassen. Am 29.9. wurde ihr mitgeteilt, daß sie damit noch bis zum 4.10. auszukommen haben würde. Epp hatte für die Verhältnisse nur noch Spott übrig: »Daß man doch auf die einfachsten Lösungen von Problemen erst so spät kommt! Bei solchen Verfahren geht die Verpfleg[ung] nie aus, wie bei der Speisung d[er] Tausende durch Christus«. Mehr als halbe Rationen hatte die Truppe in der Zeit kaum jemals zur Verfügung.
93 Briefe Wenstrup, NAN, Private Accessions, AACRLS.216 (Brief vom 15.11.1903).
94 Tagebuch Malzahn, NAN, Private Accessions, A.510, Bl. 26.
95 NAN, Private Accessions, A.151, No. 3, I, Bl. 14 (ohne genaues Datum, wohl Ende September bzw. Anfang Oktober 1904.)
96 NAN, Private Accessions, A.510, Bl. 26.
97 Tagebuch Stuhlmann, NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 115 (Eintrag 25.11.1904).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Immer wieder musste die kämpfende Truppe aufs Neue feststellen, dass ihre Anstrengungen und Entbehrungen vergeblich waren – jedenfalls dann, wenn sie zu großen Gefechten führen sollten; die Verluste unter den fliehenden Herero sprengten wohl längst jedes Maß. Die Führung mochte die Vorstöße zu Einleitungen von Entscheidungsschlachten stilisieren, tatsächlich erwiesen sie sich jedoch stets als »Luftstöße«.[98] »Die Jagd war wieder vergeblich«, resümiert Epp das letzte große Gefecht am 30. September 1904. Zu eigentlichen Kämpfen kam es nicht mehr, und die Kampfhandlungen beschränkten sich meist darauf, in uneinholbarer Ferne davonziehende Staubwolken mit der Artillerie beschießen. Trotha schilderte eines der letzten ›Gefechte‹ in der Omaheke, wobei es ihm schwerfiel, nicht in Sarkasmus zu verfallen:

> »In großer Ferne viel Staub zu sehen in N.O. ziehend. Die Artillerie kommt, beschießt erst die Staubwolken und bestreut dann den Busch. Um 11 Vorgehen gegen die Wasserstelle in breiter Front. Kein Feind mehr zu sehen; auch kein Toter von den 20 Kanonenschüssen. […] Landschaftlich war das Gefecht sehr schön, militärisch 0.«[99]

Die eigentliche Wirkung dieses Feuers, das auf über 6.000 Meter Entfernung abgegeben wurde, bestand allenfalls »im Schreck« (Eckl 2005: 283). »Die Hereros kriegen wir ja sowieso nicht mehr«, prognostizierte der Artillerieoffizier Stuhlmann bereits Anfang September 1904.[100] Auch als der Herero-Feldzug Ende Oktober 1904 für Ahrens (Kroemer 2009: 97) endgültig beendet war – er hatte die Verfolgung unter Deimling mitgemacht und wurde nun in den südlichen Kriegsschauplatz verlegt –, wollte sich bei ihm keine rechte »Munterkeit« einstellen, da seine Bilanz ernüchternd ausfiel: »die Pferde sind fertig, größtenteils tot, die Überlebenden kaputt«, und in der ganzen Zeit hatte er »keinen bewaffneten, lebendigen Herero gesehen« (ebd.).

Der Umstand, dass die militärische Führung an einer verfehlten Strategie festhielt, belastete die Moral der Truppe. Den Feldtruppen musste es so vorkommen, dass ›die da oben‹, allen voran das Hauptquartier, ihre Gesundheit und Leben fahrlässig aufs Spiel setzten. Anders gesagt, sie fühlten sich ›verheizt‹. Wie Stuhlmann beklagte, standen die Erfolge der Verfolgungsoperationen in keinem »Verhältnis zu den herzkrank marschierten Mannschaften und den vielen gefallenen Zugtieren«.[101] Die Opfer der Gegenseite kamen freilich gar nicht erst in den Blick.

98 Tagebuch von Hardenberg, NAN, Private Accessions, A.0151 v. Alten, Nr. 3, Bd. II, Bl. 14.
99 Tagebuch von Trotha, Sign. 122/16, Eintrag 28.9.1904.
100 NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 65.
101 NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 82.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Das Hauptquartier genoss bei der Feldtruppe kein hohes Ansehen. Oft musste letztere mit einem Bruchteil ihrer Rationen auskommen und »mit jedem Körnchen Reis« haushalten,[102] während das »satte und Moselwein trinkende Hauptquartier« (Marchand-Volz 1998: 143) keinerlei Not litt.[103] Schwerer wog noch der Umstand, dass das Hauptquartier nur darauf bedacht schien, den Erwartungen des Reichs zu entsprechen und die dort ersehnten Siege zu erzielen, die de facto bedeutungslos waren und nur weitere Opfer forderten (Marchand-Volz 1998: 144). Doch auch die Kommandeure waren nicht über jeden Zweifel erhaben. Obwohl Berthold Deimling, der es im Ersten Weltkrieg als »Schlächter von Ypern« zu zweifelhaftem Ruhm bringen sollte, durch Eigenmächtigkeiten auch den Fehlschlag am Waterberg mitverschuldet hatte, behielt er sein Kommando. »[R]ücksichtslos« opferte er die Truppe auch weiterhin seinem persönlichen Ehrgeiz und stand damit beispielhaft für diesen Missstand in DSW.[104] Die Soldaten standen mehr und mehr unter dem Eindruck, dass die Solidarität und Loyalität ihrer Führung nicht so sehr den eigenen Leuten, als vielmehr den höheren Stellen in der Heimat galten.

Auch in anderen Hinsichten hatte die Truppe Anlass zur Klage. Das Kartenmaterial war »völlig unzureichend«,[105] und es wurde als »Schande« angesehen, »wie wenig für die Landesaufnahme geschehen ist u[nd] wie wenig Kenntnis v[om] Lande in weiten Strecken vorhanden ist« (Eckl 2005: 244). Zudem schien das Nachschubwesen »miserabel« (Marchand-Volz 1998: 144).[106] Verletzte und Kranke wurden derweil nur unzureichend versorgt.[107] Die Missstände zeugten aus Sicht Epps »entweder von grenzenloser Gleichgültigkeit od[er] vom Unverstand« der oberen Stellen (Eckl 2005: 279). Jedenfalls sah sich Truppe »stiefmütterlich« behandelt.[108] Das schien auch der Eindruck zu bestätigen,

102 BArch. N 1030, 21, Bl. 23.

103 NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 81.

104 Siehe die Bemerkungen Rudolf v. Hardenbergs (NAN, Private Accessions v. Alten, A.151, Nr.2, Bl. 48) und Stuhlmanns (NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 79).

105 Bayer 1909: 74, siehe auch Briefe v. Brünneck, NAN, Private Accessions, A.583 (Brief vom 17. Juli 1904). Bereits im Mai 1904 in noch vergleichsweise erschlossenem Gebiet kam es zu »Mißhelligkeiten« wegen »Mangels an Landeskunde«: »den von hier ab einzuschlagenden Weg kennt niemand mehr in der ganzen Abt[eilung]« (Epp 2005: 249).

106 Epp (2005: 245) berichtet bereits im Mai von den Mißständen: »Tägl[ich] gehen einige Kranke ab, Material verbraucht sich. Statt der gefordert[en] Pferde wurden nur einige wegen Unbrauchbarkeit von anderen Abteilung[en] abgestoßene Klepper nachgetrieben, von dem vor Wochen angeforderten fehlenden Material kommt natürl[ich] nichts nach.«

107 Tagebuch Stuhlmann, NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 261.

108 Ebd., Bl. 241.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dass ihre Leistungen in der Heimat »noch längst nicht genügend anerkannt« wurden.[109] Das Misstrauen in die oberste Führung setzte sich innerhalb der Truppe selbst fort, ja verallgemeinerte sich, und schlug sich in Animositäten, ja in »grimmige[n] Rachegelüste[n]« der Feldtruppen »gegen die schofle Etappe mit ihren fetten Magazinen« sowie gegen die Stäbe nieder.[110]

Hunger, Durst, Krankheit, Tod und die Vergeblichkeit all dieser Entbehrungen sowie Opfer mündeten in ein Klima der »Verbitterung« und Frustration, aus dem eine neue und eigenartige Form der Brutalisierung erwuchs, welche die Verfolgungsoperationen und die anschließenden Absperrungsmaßnahmen prägte.

Es ist hinreichend belegt, wie rasch eine kämpfende Truppe das Vertrauen in ihre Führung verliert, wenn sie einmal den Eindruck gewinnt, Spielball fehlerhafter Planungen zu sein und allzu leichtfertig geopfert zu werden (Marshall 2000: 105). Im Krieg sind Verluste zwar unvermeidbar, aber Edward Shils und Morris Janowitz (1948: 297) haben gezeigt, dass sie von der Truppe solange toleriert werden, wie sie sich in gewissen Grenzen halten und vor allem sachlich gerechtfertigt erscheinen. Entscheidend für die Moral der Truppe ist außerdem die Bereitschaft der Offiziere, im Zweifelsfall das Wohlergehen der Mannschaften, das bedeutet, die Verantwortung ›nach unten‹, über die Befehle »von oben« zu stellen (ebd.: 295). Mit Blick auf den US-Einsatz in Vietnam legten Paul Savage und Richard Gabriel (1976: 366, 362) dar, wie verheerend es sich auswirkt, wenn dies nicht der Fall ist. Am gut dokumentierten Beispiel des Kleinen Kriegs in Vietnam zeigt sich, dass das schwindende Vertrauen in die eigene Führung nicht nur die Kampfkraft der Truppe beeinträchtigt, sondern auch deren Bindung an soldatische Normen.

Zeugnis davon legt ein Brief Stauffenbergs vom 8. Oktober 1904 ab, in dem der junge Leutnant einer entgrenzten Kriegführung das Wort redet, die sich »über alle Regeln und Normen, die Kulturen und Religionen aufgestellt« haben, hinwegsetzt (Marchand-Volz 1998: 137). Nach Wochen der vergeblichen Verfolgung und nur wenige Tage nach dem Erlass der Proklamation schreibt Stauffenberg aus der Omaheke einen Brief an seine Mutter, in dem er seiner Enttäuschung und Verbitterung freien Lauf lässt. In drastischen Worten (von denen einige im Vorhergehenden bereits angeführt wurden) klagt er die Missstände des militärischen

109 NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 253, 271.

110 Brief Stauffenbergs an seine Mutter, 18. September 1904 (Marchand-Volz 1998: 64). Brünneck hielt die Stabsoffiziere in DSWA insgesamt für entbehrlich (NAN, Private Accessions, A.583). Nach Stuhlmann waren die Generalstäbler »ohne eine Ahnung der hiesigen Verhältnisse«. »Ohne sie wäre es mindestens ebenso gut gegangen«, behauptet er und stellt auf ähnliche Weise auch das Hauptquartier in Frage (NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 91, 93; vgl. auch Bl. 249–51, 210).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Apparates in DSW an. Sein Zorn richtet sich gegen das Hauptquartier, gegen das »ganze Etappen- und Nachfuhrwesen«, gegen die »Unerfahrenheit im Ganzen, falsche Besetzung der betreffenden Stellen und vor allem unangebrachte Sparsamkeit« (Marchand-Volz 1998: 143), schließlich aber auch gegen die verfehlte Strategie (ebd.: 144):

> »Hätten nicht gewisse Faktoren in Deutschland immer nach raschen Taten und ›Siegen‹ gedrängt, wir hätten sachte Wasser um Wasser genommen, und, mit der Zeit natürlich, schon bei Waterberg die Hereros erdrosselt wie jetzt, so glaube ich mit vielen alten Afrikanern. Das hätte nicht einen Bruchteil des Blutes gekostet. Wie ist doch bei uns so vieles hohl und feige und erbärmlich.«

Seine Vorwürfe betreffen den gesamten militärischen Apparat, die Ungerechtigkeiten, die Inkompetenz, die »Hohlheit«, »Erbärmlichkeit« und »Feigheit« der höheren Stellen sowie die Gleichgültigkeit und Fahrlässigkeit, mit der sie die eigenen Soldaten einer Strategie opfern, die allein darauf berechnet ist, den (realitätsfremden) Ansprüchen der Metropole gerecht zu werden. Die Distanz zur eigenen Führung könnte kaum größer sein; seine Verbitterung sitzt so tief, dass er sogar weitere Misserfolge in Kauf zu nehmen bereit wäre, wenn dadurch nur das Versagen der Führung offenkundig würde.[111] Stauffenberg ist dabei keinesfalls blind für das Leid der Herero (ebd.: 135):

> »Und mitten drin treibt sich in tödlicher Wassernot das ganze Volk der Hereros mit Tausenden von schmachtendem Vieh und schmachtenden Menschen herum. Wir können nicht weiter, das ist richtig, aber wir können zur Not bleiben, wo wir sind. Die Hereros aber können nicht bleiben und können nicht weiter, soweit wir das beurteilen können.«

Er bemerkt (ebd.: 136), dass die »Verzweiflung« der Herero so groß sei, dass sich »einzelne« von ihnen »immer und immer wieder« in die Nähe der deutschen Stellungen begeben, obwohl sie wüssten, was sie dort erwarte. Doch ungeachtet aller sonst gegen die Führung und deren Strategie geäußerten Vorbehalte bringt er für die eigentlichen Opfer keinerlei Mitleid auf. Er führt weiter aus (ebd.: 136f.):

> »Aber so erdrücken und vernichten wir wie ein fühlloses Marterinstrument in eisernem Muß ein zappelndes Volk. So glaube ich wenigstens und so ist sicher, wenn nicht irgend ein schwarzgehäuteter Gott dem schwarzen Volk Wasser oder Ausweg gibt. Die kleine Regenzeit hat bis jetzt noch kein Wasser gebracht, und bis zur großen können gerade die

111 So schreibt Stauffenberg (ebd.): »Ist's unpatriotisch, wenn ich uns Misserfolge wünsche, damit wir wieder reelleren Boden finden?«

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

> Skelette recht für die Anatomie sein. Ihr drüben könnt vielleicht sentimental werden, ihr fühlt sicherlich ein persönliches Mitleid. Hier ist‹s anders. – Das Vieh tut mir leid, man möchte retten und helfen. Den Herero sieht man untergehn wie den Mann in der Tragödie, und so beteiligt man ist, man fühlt sich unbeteiligt; der kleine verachtete Kaffernkrieg ist ein Stück Geschichte. Der Herero, der den Buschmann vernichtete, dieser reiche, herrische, kriegerische Herero, wird seinerseits ausgerottet und so wird und muß eben der Rassenkampf immer wieder hinwegfluten über alle Regeln und Normen, die Kulturen und Religionen aufgestellt.«

So sehr Stauffenberg die Führung verurteilt, so wenig mag er sich mit den eigentlichen Opfern ihrer verfehlten Strategie, den Herero, identifizieren. Er ist zutiefst frustriert und benennt auch die Ursachen oder Urheber dieser Frustration, aber seine Aggression richtet sich nicht gegen diese – vermutlich wähnt er sich der Führung gegenüber machtlos und scheut als Offizier von Haus aus jeden Akt der »Meuterei« –, sondern gegen ein mindermächtiges Ersatzobjekt, die Herero. Stauffenberg gibt den Herero die Schuld an ihrer Lage, da der Krieg, wie er anmerkt (ebd.: 136), nur deswegen andauere, weil sie weiter zu ihren Führern hielten, anstatt diese auszuliefern. In diesem Zusammenhang lässt sich von einer Aggressionsverschiebung sprechen.

Das Verhältnis von Feldtruppe und Führung weist zwar etliche Risse auf, zum Bruch wie im Stellungskrieg 1914–18 kommt es aber nicht, denn dafür ist die Kluft, welche Truppe und Gegner trennt, zu tief.[112] Der Rassismus setzte der Identifikation von vornherein Schranken. Es ist anzunehmen, dass sich Stauffenberg gegenüber den Leiden einer europäischen Bevölkerung deutlich empathischer gezeigt hätte. Erstaunlicherweise scheint sich Stauffenbergs Haltung gegenüber den Herero aber noch zu verschärfen, je deutlicher wird, wie verzweifelt ihre Lage

112 Im Stellungskrieg kam es bisweilen so weit, dass sich die feindlichen Kampftruppen gegen ihre jeweilige Führung, die Stäbe und Etappen, mithin gegen all jene solidarisierten, die nicht das Elend der Schützengräben teilten. Carl Zuckmayer (2005: 271) berichtet, wie schon nach kurzer Zeit im Stellungskrieg »der Haß gegen den ›Feind‹ im Nachbargraben erlosch[…]. Der Feind, für uns alle, war […] nicht der Soldat in Stahlblau oder Khaki, der dasselbe durchmachen mußte wie wir«. In diesem Fall erodierte sogar der ursprüngliche, die Kriegsparteien trennende Gegensatz und wich einem neuen: Das ›Wir‹ umfasste die Kämpfer beider Seiten, das ›Sie‹ all diejenigen ›hinter der Front‹ (Ashworth 1968: 421). Eine solche Solidarisierung der ›Kämpfer‹ war in Südwestafrika von deutscher Seite ausgeschlossen. Ungeachtet aller Ressentiments gegen die Führung fühlten sich die Feldtruppen derselben unendlich näher als dem Gegner. Die Herero-Krieger waren ›keine Kameraden‹ und konnten es auch nicht sein.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ist. Nicht nur kann sich Stauffenberg nicht recht mit den Herero identifizieren, aus einigen seiner Wendungen sprechen sogar Spott und Verachtung für die klägliche Verfassung, in der sie sich befinden.[113] Aus Stauffenberg spricht die »Unerbittlichkeit«, der Nietzsche das Wort redete: »Alles, was aus der Schwäche stammt«, sei »schlecht« und zu verachten, die »Schwachen« sollten »zugrunde gehen«, im Zweifelsfalle müsse man ihnen »noch dazu helfen«; alles »Mitleiden« sei unangebracht, sei bloße »Humanitätsduselei« (Nietzsche 1997: 1165f.).[114] Je elender und erbarmungswürdiger die »schmachtenden«, »verzweifelten« Herero waren, desto mehr schienen sie Stauffenbergs Verachtung, ja selbst den Tod zu verdienen. Diese Haltung erklärt die Bereitwilligkeit, mit der er sich letztendlich doch mit der Aufgabe als Exekutor einer ihm verfehlt dünkenden, mörderischen Strategie (»Aber so erdrücken und vernichten wir […] ein zappelndes Volk«) aus dem verhassten Hauptquartier identifiziert und sie in »eisernem Muß« ins Werk setzt. Hart und mitleidlos (»fühllos«, »unbeteiligt«, »[ohne] persönliches Mitleid«) vollstreckt er das »tragische« Schicksal eines dem Untergang geweihten Volkes. Die Härte gegen die »Schwachen« brachte es mit sich, sich von diesen nochmals abgrenzen und so auch die eigenen Reihen wieder schließen zu können, indem man sich der gemeinsamen Überlegenheit vergewisserte.

Auf diese Weise wird außerdem erklärlich, warum die Feldtruppe trotz ihrer Verbitterung und Frustration nicht etwa in Apathie verfiel. In Verbindung mit der Verachtung für die »Schwachen« stellten diese die Motivationen dafür bereit, unverdrossen fortzufahren und die Gewalt immer weiter zu entgrenzen.[115] Die Truppe legte bei der Verfolgung und Vernichtung des Gegners eine mitunter bemerkenswerte Initiative an den Tag. Manch einer der Offiziere an der Spitze der Patrouillen, die Herero aufspürten und

113 So in dem Satz »wenn nicht irgend ein schwarzgehäuteter Gott dem schwarzen Volk Wasser oder Ausweg gibt« oder in »bis zur großen können gerade die Skelette recht für die Anatomie sein«.

114 Z.B. Schlettwein, »Zur augenblicklichen Lage«, in: *DSWAZ* vom 5.1.1904, S.2.

115 Die Lage der Truppen besserte sich auch bei der ›Absperrung‹ des westlichen Saums der Omaheke nicht, im Gegenteil. Das Einsatzgebiet war so entlegen, dass ihr Bedarf kaum gedeckt werden konnte. Die krankheitsbedingten Verluste blieben hoch. Aus den Tagebüchern Trothas geht hervor, dass Major von Mühlenfels, der das Kommando über die Absperrungsmaßnahmen führte, am 16.11.1904 drahtete und klagte, dass die Truppe »keine Verpflegung« mehr habe und »[a]lles […] kriegsmüde« sei; weiterhin geht aus einem Tagebucheintrag vom 7.12.1904 hervor, dass von Mühlenfels seine Ablösung beantragt hatte, »weil er die Verantwortung für die Truppe der Verpflegung und Krankheit wegen nicht mehr übernehmen könne. Scorbut griffe stark um sich und Typhus höre nicht auf« (Tagebuch von Trotha, Sign. 122/16).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

niedermachten, ließen sich von ihrem Tun auch dann nicht abbringen, als die Führung angeordnet hatte, die Aktionen einstweilen einzustellen: Graf von Schleinitz etwa ignorierte die Befehle, welche die Vernichtungsstrategie widerriefen, und machte eine große Zahl gefangener Herero nieder.[116] Als Soldaten und ›Ehrenmänner‹ waren sie darauf getrimmt, Rückschläge nicht auf sich sitzen zu lassen. Dass auch dieser Feldzug ein »Feldzug der Enttäuschungen« war, wie W.E. Montague (2006: 114) seinen Einsatz gegen die Zulu 1879 apostrophierte, spornte sie in gewisser Weise nur noch mehr an. Der Feldgeistliche P.A. Ziegenfuß, der die Verfolgung mitmachte, schildert die Stimmung der Truppe in jenen Tagen: »Die Hoffnung, bald dem Feinde wieder einmal gründlich auf dem [sic] Leibe zu rücken, trug uns: Festtage waren es jedesmal draußen im Felde, wenn wir mit den Hereros abrechnen konnten!«[117] Dieser Hochstimmung tat auch der Umstand keinen Abbruch, dass die Herero, die man zu fassen bekam, »kraftlos und vereinzelt« und für ihre Häscher eine allzu »leichte Beute« waren,[118] wie auch keine Rolle spielte, dass die Gewalt vor allem Frauen traf[119] oder dass die Kampfhandlungen insgesamt kaum noch etwas mit ›Kampf‹ zu tun hatten, wie nicht zuletzt die Missverhältnisse der Verluste verdeutlichen.[120] In den Tagebuchaufzeichnungen und offiziellen Berichten jener Tage häufen sich Überfälle auf Siedlungen,[121] bei denen Männer, Frauen, Kinder oder Greise unterschiedslos »über den Haufen geschossen«[122], d.h. schlicht ermordet wurden.[123] Dabei handelte es sich um eine

116 Missionschronik von Omaruru, ELCRN V.23.1, Bl. 305–308.

117 »Aus meinen Kriegserlebnissen. Vortrag gehalten von P.A. Ziegenfuß«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 1.6.1905, 1. Beilage.

118 Tagebuch Stuhlmann, NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 113.

119 Stauffenberg schildert in einem Brief an seine Mutter vom 17. September 1904 ein ›Gefecht‹: »[Z]iemlich viel Tote, meist Weiber […]. Geht eben bei Artilleriefeuer nicht anders. Kein Schade, sind viel roher wie die Männer« (Marchand-Volz 1998: 106).

120 Die deutschen Truppen hatten in den ›Gefechten‹ – im Gegensatz zu den Herero – kaum mehr Verluste zu verzeichnen. Am 15.2.1905 etwa wurden Überfälle auf verschiedene Dörfer gemeldet, bei denen 67 Herero gefallen und auf deutscher Seite ein einziger leicht Verwundeter zu beklagen war (*Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* vom 15.2.1905).

121 Siehe Tagebuch v. Frankenberg, NAN, Private Accessions, AACRLS.070, Bl. 117; Tagebuch Knoke, NAN, Private Accessions, A.0538, S. 33; siehe auch die offiziellen Meldungen in der Rubrik »Der Aufstand« in der *Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung* vom 23.11.1904, 4.1.1905, 15.2.1904 oder 2.8.1905.

122 Tagebuch v. Frankenberg, NAN, Private Accessions, AACRLS.070, Bl. 117.

123 In einem Brief, den der *Vorwärts* am 21.12.1904 abdruckte, schildert ein Kriegsteilnehmer, wie er auf eine Gruppe Herero aufmerksam wurde: »*der Posten schlief*, ich schlich mich an, *klaute die Gewehre weg*, stellte

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

vergleichsweise gefahrlose Jagd von Soldaten auf meist verängstigt sich versteckende oder fliehende, weitgehend wehrlose Reste des Gegners. Ungefährdet, ohne Hast oder erkennbare Angst suchen die Häscher nach Spuren und folgen ihnen, pirschen sich oft auch nur mit wenigen Mann an die entdeckte Siedlung heran, »gehen mit schussfertiger Waffe vor«,[124] »schiessen einen Teil der Bevölkerung runter«,[125] und »[i]Im Nu ist die Werft gesäubert«.[126] Es ging auch darum, auf diesem Wege phantasierte Schlachtfelder zu erschaffen, um das Gefühl der Macht zurückzugewinnen (Greiner 2007: 317). Im September des folgenden Jahres wurde das (ehemalige) Hereroland auf diese Weise durchkämmt, 40 Siedlungen »gesäubert« und 750 Gefangene gemacht, wobei einer »größeren Anzahl« von Verlusten auf Seiten der Herero lediglich ein gefallener Unteroffizier und zwei verwundete Reiter gegenüberstanden.[127] Wenn solche Aktionen als Erfolge gefeiert wurden, dann nur, weil sie den Akteuren das ersehnte Gefühl der Macht vermittelten. Artilleriefeuer auf ferne Staubwolken, »[t]heatralische Erhängung[en]« der Wenigen, die man zu fassen bekommt (Eckl 2005: 284),[128] oder das Niederbrennen verlassener Dörfer, beides mitunter fotographisch dokumentiert, waren Botschaften an sich selbst, den Feind und die übrigen autochthonen Gruppen, dass man längst noch nicht am Ende und stets zu allem bereit war (vgl. Greiner 2007: 196).

Das Interpretament ›Rassenkampf‹ stellt bei Stauffenberg ein Mittel der Rationalisierung dar, indem es den entgrenzten Vernichtungskrieg zu einer »eben […] immer wieder[kehrenden]«, gleichsam unabänderlichen Konstante der Geschichte verklärt, aber charakterisiert im Übrigen ganz akkurat eine Kriegführung, die sich längst »über alle Regeln und Normen, die Kulturen und Religionen aufgestellt« haben, hinweggesetzt hat (Marchand-Volz 1998: 136f.).

mich hinter einen Baum (wie ein *Tiger*) und schoss alle 4 tot« (aus: BArch. R1001/2089, Bl. 104).

124 Tagebuch Knoke, NAN, Private Accessions, A.0538, Bl. 33 (Eintrag 6. Oktober 1904).

125 Ebd., (Eintrag 7. Oktober 1904).

126 Ebd., (Eintrag 6. Oktober 1904).

127 »Der Aufstand«, in: *DSWAZ* vom 25.10.1905, S.1.

128 Die Kap-Zeitung *The Owl* berichtete am 18. November 1904 in dem Artikel »German-South-West Africa« (S. 9) von der letzten gescheiterten Schlacht: »[…] General Von Trotha solaced himself for his futile pursuit of the Hereros by hanging a number of natives who had been brought in by patrols.« Übereinstimmend stellt Malzahn den Zusammenhang zwischen Scheitern der Operationen und Hinrichtungen her: »Hier wurden etliche Gefangene Hereros durch den Strang zum Tode verurteilt. Und oft sah ich noch später einen Herero am Ast eines Baumes hin- und herwehen« (NAN, Private Accessions, A.510, S. 26).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die vorstehenden Betrachtungen versuchten, die Motivationen zu rekonstruieren, welche die Soldaten antrieben, eine Strategie ins Werk zu setzen, welche die meisten von ihnen als illusionär und verfehlt durchschauten, die sie außerdem antrieben, immer wieder über Befehle hinauszugehen, sich sogar über solche hinwegzusetzen und eigenmächtig Frauen, Kinder, Greise, Kranke und Schwache zu töten. Dieser ›Überschuss‹ unterstreicht, dass die Soldaten auch als ein selbständiger Motor der Vernichtung anzusehen sind.

Viele Erfahrungen, welche die Soldaten in diesem Feldzug machten, waren niederschmetternd und in dem kolonialen Kontext umso beschämender, weil sie das unbedingte Überlegenheitsgefühl der weißen Herren verletzten; Angst, Verbitterung und Frustration führten zu Wut und einem Bedürfnis nach Rache und mündeten schließlich in exzessiver Gewalt. Um dieser Gewalt Einhalt zu gebieten, hätte es einer Führung bedurft, die strikt über die Einhaltung von Normen gewacht und Abweichungen konsequent sanktioniert hätte. Angesichts eines wie selbstverständlich geteilten Rassismus war dies von vornherein kaum der Fall. Die Unübersichtlichkeit eines Kleinen Krieges, der das große Deutschland überforderte, ließ die Lage endgültig außer Kontrolle geraten. Daran änderte sich auch nichts, als die Kriege längst beendet waren und die Reste der geschlagenen Gegner in den deutschen Lagern dahinsiechten.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

6. Von der Lagerherrschaft zur »Eingeborenenpolitik«

Am 9. Dezember 1904 erreichte Trotha ein Telegramm des Generalstabes, das ihn anwies, fortan »den sich freiwillig stellenden Hereros gegenüber Gnade [zu] üben«, was auf nichts Geringeres hinauslief, als die Proklamation vom 2. Oktober in wesentlichen Teilen zu widerrufen.[1] Die Konzentrationslager bildeten die Lösung für das Folgeproblem, was mit den Herero geschehen sollte, die sich einmal ergeben hatten.[2] Daher lässt sich die Lagerherrschaft als die Institutionalisierung des Pardons verstehen, den Trotha den Herero zuvor nicht mehr hatte gewähren wollen – ein Umstand, der freilich ein bezeichnendes Licht darauf wirft, wie sich die Deutschen eine ›Friedensordnung‹ und ein weiteres Zusammenleben mit der autochthonen Bevölkerung vorstellten. Doch

1 Telegramm Generalstab an Trotha, 8.12.1904, BArch., R1001/2089, Bl. 52. Bülow erfuhr durch einen Bericht Schlieffens vom 23. November 1904 von der Proklamation und der Lage, die diese mitverursacht hatte (BArch., R1001/2089, Bl. 4ff); tags darauf wandte er sich an den Kaiser und bat darum, »dem General vom Trotha telegraphisch aufzugeben, durch eine neue Proklamation den sich unseren Truppen freiwillig stellenden Herero, abgesehen von den unmittelbar Schuldigen und Rädelsführern, das Leben zuzusagen« (BArch., R1001/2089, Bl. 8–11). Bemerkenswerterweise machte Bülow – überhaupt und an erster Stelle – ethische Bedenken geltend, indem er erklärte, die Kriegführung Trothas stehe »im Widerspruch mit den Prinzipien des Christentums und der Menschlichkeit« und mache es ihm zur »Gewissenpflicht«, dagegen einzuschreiten (ebd.). Die zuständigen Behörden in Berlin reagierten umgehend, sowie sie von der Proklamation erfuhren. Trotha sandte Schlieffen am 4.10.1904 einen Bericht, der auch den Text der Proklamation enthielt. Die Postsendung nahm mindestens sechs Wochen in Anspruch, wie Kreienbaum jüngst dargelegt hat; wenn Schlieffen Trotha tatsächlich »gedeckt« haben sollte, dann nur für ein paar Tage (Kreienbaum 2015: 71ff); am 23.11. wandte er sich nämlich an Bülow, der bereits am Folgetag an den Kaiser schrieb, der zwar – Bülow zufolge (1930, Bd. II.: 21) – zunächst empört reagierte, aber »nach wenigen Stunden« einlenkte und seine Einwilligung gab, Trotha anzuweisen, die Proklamation zu widerrufen. Weitere Tage vergingen, bis sich Schlieffen und Bülow auf den genauen Wortlaut des Befehls geeinigt hatten (vgl. z.B. Schlieffens Entwurf vom 30.11.1904, R1001/2089, Bl. 14).

2 In einem Telegramm vom 11.12.1904 präzisiert Bülow Trotha gegenüber die Vorstellungen Berlins: »Ich bemerke dabei, daß es sich zunächst um Schaffung von Reservaten nicht handelt, sondern um Konzentrationslager für die einstweilige Unterbringung und Unterhaltung der Reste des Herero-Volkes« (BArch., R1001/2089, Bl. 54f.).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

auch wenn die Lager keine Instrumente einer genozidalen Vernichtungsstrategie darstellten, nahm das Sterben kein Ende.[3] Unter den internierten Herero und Nama war die Sterblichkeit exorbitant. Nach Joachim Zeller starben zwischen Oktober 1904 und März 1907 7682 der 17000 Internierten, also 45,2% der Gefangenen (Zeller 2004: 76).[4] Auf der berüchtigten Haifischinsel vor Lüderitzbucht sollen allein zwischen September 1906 und März 1907 1032 von 1795 Internierten gestorben sein.[5] Doch auch über das Ende der Lagerherrschaft hinaus fanden die Leiden der Herero, nicht zuletzt infolge der Härten der »Eingeborenenpolitik«, kein Ende: Statt sich im ›Frieden‹ zu erholen, schrumpfte die Gesellschaft der Überlebenden weiter, so dass bald Gerüchte von einem angeblichen »Rassenselbstmord« laut wurden (Krüger 1999: 144–155). Der Gewaltprozess war in eine neue Phase getreten, und für diese Phase war eine weitere Akteursgruppe maßgeblich: zivile Beamte.[6] In Berlin

3 Die vorliegenden Betrachtungen schließen sich grundsätzlich der Argumentation Jonas Kreienbaums (2015, 2010) an, die der geläufigen Auffassung widerspricht, welche die Konzentrationslager als Fortsetzung der Vernichtungsstrategie Trothas versteht. Gegen diese Sicht sprechen an erster Stelle die politischen Vorzeichen, unter denen die Lager eingerichtet wurden: Sie waren als Bruch mit der vorgängigen Kriegführung intendiert und wurden auch von Trotha so verstanden. Kreienbaum hat darüber hinaus gezeigt, dass die Lager mit der »Bestrafung«, »Pazifizierung« und »Heranziehung bzw. Erziehung zur Arbeit« drei der Vernichtung entgegengesetzte Funktionen erfüllen sollten; wichtig ist auch der Hinweis, dass die Verantwortlichen auf akute Notstände zu reagieren suchten, dass sie aber mit der Situation überfordert waren (Kreienbaum 2010: 1018ff; 2015: 126ff, 236ff).

4 Kreienbaum (2015: 124ff) legt dar, dass diese Zahlen – einschließlich der Mortalitätsraten – wohl nicht korrekt sind. Geneaue Zahlen lassen sich gar nicht eruieren. Die Mortalitätsraten könnten deutlich niedriger, aber ebenso gut auch deutlich höher gelegen haben (bei 30 resp. bei 64%).

5 14 Lager wurden errichtet, die teilweise auch von privaten Unternehmen geführt wurden; entsprechend unterschiedlich waren auch die Lebensbedingungen der Insassen (vgl. Siebrecht 2014: 97; Kreienbaum 2015: 253f.). Auf solche Details wird im Folgenden nicht eingegangen, sondern vor allem auf die allgemeinen Gesichtspunkte, die auf höheren Ebenen leitend waren, und die Gewaltverhältnisse, die in diesem Lande insbesondere nach dem Krieg bestimmend waren.

6 Jürgen Zimmerer (2004a: 10, 13) hat gezeigt, dass die »Eingeborenenpolitik« im Wesentlichen auf vier Beamte zurückzuführen ist: Lindequist, Golinelli, Tecklenburg und Hintrager, die bereits vor den Kriegen in Südwest tätig gewesen waren und nach 1905 *die* Schlüsselpositionen in Kolonialverwaltung und Reichskolonialamt innehatten. Als maßgeblich für die »Eingeborenenpolitik« macht Zimmerer zu Recht die drei 1907 von Lindequist erlassenen »Eingeborenenverordnungen« aus, durch welche die gesamte »Eingeborenenpolitik« schutzgebietseinheitlich geregelt wurde. Die Akteure

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

hatte man sich von der Ablösung des Militärdiktators Trotha durch einen Zivilgouverneur eine umfassende »Pazifizierung« der Verhältnisse in Übersee erhofft, doch es kam anders.[7] Im Folgenden geht es darum zu untersuchen, warum die Gewalt auch unter den neuen Vorzeichen, in den Lagern und darüber hinaus, kein Ende fand.

Der Kurswechsel

Der Befehl vom 8. Dezember 1904 stellt eine grundlegende Zäsur dar, und zwar ungeachtet der Zugeständnisse, die Schlieffen wohl auch deswegen machte, damit Trotha sein Gesicht wahren konnte und das Kommando nicht *sofort* abgeben würde – und sei es nur, um einen Eklat zu vermeiden.[8] Der Befehl bildete eine Zäsur, weil er die bis dahin sich entfaltende militaristische Logik des »reinen Krieges«, in Trothas Worten:

> selbst waren also keinesfalls neu; neu war vor allem, wie diese Gruppe als solche an Profil gewann, indem sie sich von den Militärs abzuheben suchte, und die kolonialen Verhältnisse mehr und mehr nach ihren Vorstellungen ordnete. Eine wichtige Weichenstellung für den wachsenden Einfluss dieser ›neuen‹ Protagonisten ist in Trothas Weigerung zu erblicken, die Verantwortung für die Unterbringung der Gefangenen zu übernehmen, welche Bülow veranlasste, den stellvertretenden Gouverneur Hans Tecklenburg mit den »Verwaltungsdetails und […] der nächsten Unterbringung der sich ergebenden Herero« zu betrauen (Telegramm vom 11.12.1904, RK an Trotha, BArch. R1001/2089, Bl. 54).

7 Der Inspektor der Rheinischen Missionsgesellschaft, Johannes Spiecker, hatte nicht zuletzt aus Briefen und Zeitungsberichten erfahren, dass die Sterblichkeit in den Lagern »ganz entsetzlich« war, und wurde deswegen in Berlin vorstellig. Der Kolonialdirektor Stübel sicherte ihm zu, dass die »Militärdiktatur« bald abgeschafft und ein Zivilgouverneur eingesetzt würde – und dass sich die Umstände dann auch bessern würden (Spiecker an Vedder, 10.5.1905, ELCRN VII.31.1, Bl. 4).

8 Ausschlaggebend für Trothas weiteren Verbleib in der Kolonie scheint das Telegramm des Generalstabes vom 12.12.1904 gewesen zu sein, welches den Befehl vom 8.12. präzisierte und abmilderte: »Allerhöchst nicht verboten auf Hereros zu schießen, im Gegenteil wird erwartet, daß beabsichtigte Offensive nach Eintritt der Regenzeit ausgeführt wird. Nur Weg der Gnade, der durch Proklamation vom 2. Oktober vollständig geschlossen, soll für diejenigen, welche ihn suchen und nicht verscherzt haben, wieder geöffnet werden. Mittel zur Verbreitung Erlasse dieselben wie am 2. Oktober vorhanden. […] Generalstab« (BArch., R1001/2089, Bl. 85). Trotha notiert jedenfalls am 13.12.1904 in seinem Tagebuch: »Ich bin doch zu der Überzeugung gekommen, daß die neue Ordre das wieder herstellen soll, was die alte verbumfiedelt hat. Bin sehr erfreut darüber, hätte sonst wohl nicht bleiben können.«

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

das »Gesetz des Krieges«, suspendierte, bevor resp. *ohne* dass »der Gegner am Boden lag« (Trotha 1909: 1). Die Tage der Militärdiktatur waren gezählt, und Trotha kündigte seinen schnellstmöglichen Abschied an.[9] Schon bald munkelte man in der Kolonie, dass Bülow ein neues kolonialpolitisches Programm entwickelt hätte, das unter anderem die Ersetzung der militärischen durch eine zivile Oberleitung vorsah.[10] Friedrich von Lindequist wurde rasch als der ›neue starke Mann‹ an der Spitze der Kolonie gehandelt, obwohl sich dessen Amtsantritt noch fast ein Jahr hinziehen sollte.[11] Wie Trotha seine Kommandoübernahme an die Bedingung geknüpft hatte, keiner zivilen Behörde unterstellt zu sein, bestand Lindequist umgekehrt darauf, als Gouverneur dem Truppenkommandeur übergeordnet zu sein. Somit war eine Zusammenarbeit von Trotha und Lindequist ausgeschlossen. Der Umstand, dass ein ziviler Beamter, kein Offizier, an die Spitze der Kolonialverwaltung trat, bildete in DSW ein gänzliches Novum.[12] Mit Lindequists Einsetzung waren die vormaligen Verhältnisse gleichsam auf den Kopf gestellt: Das Primat des Politischen war etabliert.

Aus der Sicht vieler Zeitgenossen, insbesondere im Schutzgebiet selbst, war dieser Schritt überfällig. Zu lange schon, klagte die *Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung* am 14. Dezember 1904, seien ausschließlich militärische Gesichtspunkte für das ›Wie?‹ der Aufstandsniederschlagung ausschlaggebend gewesen. Sie forderte deswegen, dass die politischen und wirtschaftlichen Aspekte nicht länger außen vor bleiben durften, zumal sie Trotha ein verheerendes Zeugnis ausstellte: Zum einen war nur wenig erreicht worden. Der eigentliche Plan, der die Einschließung der Herero am Waterberg vorsah, hatte »nicht den gewünschten Erfolg« gehabt, und auch im Anschluss war nicht viel zuwege gebracht worden. Die Herero befanden sich jenseits der Reichweite der deutschen Truppen und warteten, so wurde jedenfalls befürchtet, nur die Regenzeit ab, um den Kampf wiederaufzunehmen; derweil konnte noch nicht einmal das rückwärtige Herero-Gebiet als »pazifiziert« gelten. Diesen bescheidenen Erfolgen stand, zum anderen, eine bedenkenlose Verschwendung

9 In Trothas Nachlass findet sich die Abschrift eines Schreibens an den damaligen Chef des Militärkabinetts Dietrich von Hülsen-Haeseler vom 10.12.1904, in dem er diesem schildert, bei einem persönlichen Treffen in Straßburg dem Kaiser das Versprechen abgenommen zu haben, in DSW keiner zivilen Instanz unterstellt zu sein. Dies sei die Bedingung gewesen, unter der er den Posten des Oberkommandierenden angetreten habe.

10 »Aus dem Schutzgebiet«, in: *DSWAZ* vom 14.12.1904.

11 Die *DSWAZ* vom 18.1.1905 berief sich in den Meldungen »Aus Deutschland« auf einen Bericht des *Vorwärts* vom 23.12.1904, wonach Lindequist zur Amtsübernahme grundsätzlich bereit sei.

12 Lindequist war freilich, wie die meisten Mitglieder der ›besseren Gesellschaft‹ jener Tage, Reserveoffizier.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und Zerstörung von Ressourcen gegenüber. Vertreibung und Vernichtung beraubten die Kolonie ihres ganzen »Besitzes«, der »Eingeborenen« und ihres Viehs, was für die Siedler bedeutete, dass die »Schwächung des Feindes auf unsere eigenen Kosten« ging, wie die Zeitung weiter klagte.[13] Solcherlei Einwände seitens der Siedlerschaft waren nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Angesichts der Bilanz des »Interregnums von Trotha« nimmt es jedenfalls nicht Wunder, dass man es im Schutzgebiet allgemein begrüßte, dass ein ›starker‹, landeserfahrener ziviler Gouverneur die Regierungsgeschäfte übernehmen sollte. Lindequist wurde schließlich ein überschwenglicher Empfang bereitet,[14] während Trotha »keine Träne« nachgeweint wurde, wie die *Windhuker Nachrichten* versicherten.[15]

Den Ausschlag für den Kurswechsel gab wohl vor allem die Lagebeurteilung des Generalstabes, wobei weder die Interessen der Siedler, noch die Zukunft der Kolonie, geschweige denn das Schicksal der Herero eine nennenswerte Rolle gespielt haben dürften. Entscheidend war vielmehr die *militärische* Bewertung des Feldzuges – aber diese fiel nicht besser aus. Zwar billigte Schlieffen Trothas Absichten, gab aber zu bedenken:

> »Er hat nur nicht die Macht, sie durchzuführen. Er muß am Westrand der Omaheke stehen bleiben und kann somit die Hereros nicht zwingen, diese zu verlassen. Wenn sie aber freiwillig das Land räumen sollten, so ist damit nicht viel gewonnen. Sie würden vom Betschuanaland aus eine beständige Drohung bilden, falls nicht die Kapregierung sie unschädlich machen sollte und könnte. Es wird daher kaum etwas anderes übrig bleiben, als zu versuchen, die Hereros zur Übergabe zu veranlassen.«[16]

Trothas Strategie hatte in eine Sackgasse geführt. Einerseits hatte der General »stehen bleiben« müssen, so dass er nicht mehr imstande war, die Herero aus eigener Kraft zu schlagen oder wenigstens zu »zwingen«, das

13 »Der Aufstand«, in: *DSWAZ* vom 14.12.1904, S.2.

14 »Ein guter Anfang«, in: *DSWAZ* vom 29.11.1904, S.1.

15 »Das Interregnum von Trotha – und sein Ende«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 2.11.1905. Die Haltung der Siedlerschaft lässt sich getrost als erratisch bezeichnen. Nachdem die Siedler nichts ausgelassen hatten, um Leutwein zu diskreditieren und dessen Ablösung zu beschleunigen, und mit Trotha ein Offizier an die Spitze der Schutztruppe trat, der den Krieg zu führen versprach, den sie verlangten, dauerte es nur wenige Wochen, bis sie sich Leutwein wieder zurückwünschten, der schließlich, wie sie nun beteuerten, »stets das vollste Vertrauen« der Bevölkerung genossen hatte (»Der Aufstand«, in: *DSWAZ* vom 10.8.1904, S.1). Nachdem die anfängliche Begeisterung für Lindequist verflogen war, wurde übrigens auch Trotha von der Bevölkerung ›rehabilitiert‹ (Bley 1968: 302).

16 Bericht Schlieffens vom 23.11.1904, BArch., R1001/2089, Bl.5.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Land zu verlassen; andererseits stand die Proklamation, die den Höhepunkt der Entfesselung der Logik des »reinen Krieges« darstellte, einer freiwilligen »Übergabe« der Herero im Wege. Mühlenfels' Klagen vom »Westrand der Omaheke« ließen es zumindest zweifelhaft erscheinen, ob die Truppen dort noch lange würden »stehen bleiben« können: Selbst dies war in der Schwebe. Schlieffen legte Bülow ziemlich offen dar, dass der von Trotha eingeschlagene Weg militärisch nicht mehr weiterführte, und Bülow nahm dies zum Anlass zu versuchen, den Kaiser davon zu überzeugen, den Kurs zu korrigieren.

Aus dem Bericht Schlieffens, der den Anstoß zum Kurswechsel gab, ist zu ersehen, wie wenig dieser Kurswechsel ›pazifistisch‹ motiviert war – ein Umstand, der sich in einer ambiguen Haltung vor allem des Generalstabes niederschlug, die dazu beitrug, dass sich vor Ort in der Folge nicht allzu viel ändern sollte. Im Unterschied zu Bülow erhob Schlieffen keinerlei ethische Bedenken, sondern billigte sogar ausdrücklich die extremen Absichten Trothas. Bei Hofe herrschte Unzufriedenheit, da der Krieg in Übersee hohe Kosten verursachte, denen kaum nennenswerte Erfolge gegenüberstanden. Auch die Baronin Spitzemberg, die am Hofe verkehrte, hatte erfahren, dass der Krieg in Südwestafrika »der mörderischste ist, den Deutschland je geführt hat, sintemal jeder fünfte Mann gefallen ist« (Vierhaus 1979: 221). Insgesamt herrschte Unverständnis darüber vor, warum es einer so gut ausgebildeten Armee wie der deutschen derart schwerfallen sollte, scheinbar minderwertige Gegner zu schlagen, die jeweils nur wenige hundert Mann zählten.[17] Der Kaiser reagierte auf die beschämende Diskrepanz von Sollen und Sein mit Verleugnung. Wie bereits erwähnt, wurde die Lage in der Kolonie mit keinem Wort erörtert, selbst wenn er Gäste wie Viktor Franke oder Lothar von Trotha empfing (Vierhaus 1979: 221); offenbar verstimmten diese Kriege Wilhelm so sehr, dass sie in seiner Anwesenheit nicht einmal mehr erwähnt werden durften.[18] Wenn sich Generalstab und Kaiser zu einem Kurswechsel durchrangen, dann nicht, weil sie nun an den militaristischen Prämissen des bisherigen Vorgehens zu zweifeln begannen, sondern viel eher deswegen, weil die fortgesetzten Rückschläge resp. die ausbleibenden Erfolge das militaristisch gespeiste Selbstbild verletzten: Man schlug einen neuen Weg ein, weil man die Niederlagen satthatte.[19]

Trotha sträubte sich gegen die neuen Befehle. Sofort verlangte er, dass ein Gouverneur herausgesandt würde, um dieselben umzusetzen, denn

17 Z.B. Otto Busch, »Deutschlands Kleinkrieg«, Kapstadt, den 27. Januar 1906 (Nr. 14), NAN, A.0529, Bl. 6ff.

18 Tagebuch Stuhlmann, NAN, Private Accessions, A.0109, Bl. 271.

19 Hier liegt eine Analogie zu Bernd Greiners These zum US-amerikanischen Rückzug aus Vietnam. Greiner zeigt, dass die 70% der US-amerikanischen Bevölkerung, die den Krieg schließlich beendet sehen wollten, keineswegs

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

er lehnte jegliche Verantwortung dafür ab.[20] Nachdem der Krieg lange Zeit ausschließlich nach militärischen Gesichtspunkten geführt worden war und nicht zuletzt deswegen in eine Sackgasse eingemündet war, sollte nun ein Zivilgouverneur herausgesandt werden, der den Krieg ›abwickeln‹ und die Verantwortung für den ›faulen Frieden‹ übernehmen sollte, der nunmehr unausweichlich war. Obwohl Schlieffen die Lage aus militärischer Sicht für aussichtslos erklärt hatte und der Kaiser das letzte Wort hatte, stand für Trotha fest, dass ihm der neue, unliebsame Kurs »durch den Erlass des Reichskanzlers […] vorgeschrieben« war, und er verstieg sich sogar zu der Behauptung, dass es nur an diesem neuen Kurs läge, wenn das rückwärtige Gebiet nun von Herero beunruhigt würde.[21]

Doch so sehr Trotha den Kurswechsel auch dramatisierte, so wenig leitete dieser die Selbstpazifizierung der Kolonialherren ein. Das lag einesteils daran, dass Trotha die unliebsamen Befehle zwar ausführte, aber gleichzeitig nichts unversucht ließ, sie ad absurdum zu führen. Bezeichnend war die Auseinandersetzung um die Kettenhaft: Wenn Trotha den sich ergebenden Herero schon Pardon gewähren musste, wollte er sie zumindest in Ketten legen lassen, was Bülow freilich ablehnte, weil diese Maßnahme dazu angetan schien, den Kerngedanken des neuen Kurses, das Gros der Herero zur freiwilligen Übergabe zu bewegen, zu unterminieren (was dem General nur recht gewesen wäre).[22] Dies galt auch für die fortgesetzte Jagd auf Herero, die mit derartiger

eine pazifistische Wende vollzogen hatten, im Gegenteil. Das Selbstbewusstsein der »Victory Culture« war vielmehr ungebrochen – und sorgte gerade dafür, dass die Mehrheit der Bevölkerung dieses Krieges, den man nicht gewinnen konnte, überdrüssig wurde. »Get out or win«, lautete die Losung. Den Ausschlag für den Rückzug gab nicht etwa eine Läuterung, sondern die Weigerung, die Niederlage länger hinzunehmen (Greiner 2007: 545).

20 Telegramm 9. Dezember 1904 (6:40 p.m.), Trotha an Generalstab Berlin, Abschrift an den Reichskanzler: »Allerhöchsten Befehl erhalten. Erbitte Nachricht, ob dieser Erlaß veröffentlicht wird. Habe vom Reichskanzler sofortige Heraussendung neuen Gouverneurs erbeten, da nur er Verantwortung für zukünftige Regelung übernehmen kann. Major v. Estorff angewiesen Hereros davon zu benachrichtigen, daß bei Abgabe von Waffen Verhandlungen angeknüpft werden sollen. Trotha.« (Bl. 55)

21 »Ein Schritt näher zum Ziel«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 1.1.1905, S. 2.

22 In einem Telegramm vom 13.1.1905 präzisierte Bülow gegenüber Trotha seine Absicht (BArch., R1001/2089, Bl. 116): »Euerer Exzellenz Befehl, daß alle sich ergebenden Herero an die Kette kommen, kann ich nicht gutheißen, weil damit jede freiwillige Ergebung verhindert wird […]. Dagegen bin ich der Ansicht, daß die sich ergebenden Herero an verschiedenen Plätzen des Landes in Konzentrationslagern unterzubringen sind und dort unter Bewachung zur Arbeit angehalten werden.«

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Brutalität betrieben wurde, dass die Herero den Deutschen und ihren Versprechungen eher noch weniger trauten als bisher und sich die ›Fronten‹ nur weiter verhärteten.[23] Zudem sprach sich die grausame Behandlung, die den Gefangenen in deutschem Gewahrsam zuteilwurde, wohl rasch genug herum, um manch einen Kriegsmüden davon abzuhalten, sich den Deutschen freiwillig zu ergeben. Es kann jedenfalls kaum als Zufall gelten, dass sich knapp 12.000 Herero stellten, nachdem bekannt wurde, dass Trotha das Land verlassen hatte (Erichsen 2005: 40).

Darüber hinaus weichten uneindeutige Signale aus der Metropole, vor allem von Seiten des Generalstabes, den Kurswechsel auf. In einem Telegramm vom 12. Dezember 1904 stellte Schlieffen Trotha gegenüber klar, dass die neuen Befehle keineswegs bedeuteten, dass es »verboten« sei, »auf Hereros zu schießen«, »im Gegenteil«: Wenn diese keine Anstalten machten, den »Weg der Gnade« zu »suchen«, dann waren sie wie bisher nach Kriegsrecht zu behandeln, zumal ohnehin erwartet wurde, dass Trotha die von ihm »beabsichtigte Offensive nach Eintritt der Regenzeit« wiederaufnehmen würde.[24]

Da sich aus diesen Gründen nur wenige Herero ergaben, wandelte sich das Antlitz dieses Krieges kaum. Weil das Hauptquartier keinen Hehl daraus machte, dass es die neuen Befehle ablehnte, ist auch nicht davon auszugehen, dass es ernsthafte Versuche unternahm, eigenmächtiges Zuwiderhandeln »von unten« zu ahnden.

Festzuhalten ist: So radikal der Umschwung an sich auch sein mochte, so wenig änderte sich unmittelbar. Zum einen stand der Umschwung grundsätzlich nicht unter ›pazifistischen‹ Vorzeichen, zum anderen wurde er dadurch aufgeweicht, dass die Signale aus der Metropole insgesamt ambigue waren und die neuen Befehle vor Ort auf alte Gewohnheiten stießen, an denen sie sich brachen. Die Umstellung fiel manch einem Militär offenbar schwer. Aber dass die Gewalt kein Ende fand, lag nicht ausschließlich, ja vielleicht nicht einmal in erster Linie an den Militärs.

23 Nach der Missionschronik von Omaruru räumten Offiziere selbst ein, dass die Aufhebung der Proklamation und die Art, wie sie selbst auf ihren Patrouillen vorgingen, miteinander unverträglich seien. Indem sie Siedlungen überfielen, die Bewohner erschossen oder erhängten, bestätigten sie nur die Befürchtungen der Herero und hielten diese endgültig davon ab, sich den deutschen Truppen zu ergeben. Der Weg des Pardons fand bei den Militärs überhaupt »wenig Anklang und Billigung« (ELCRN, V.23.1, Bl. 305–308).

24 BArch., R1001/2089, Bl. 85.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Ideologisierung der Lagerherrschaft

Bemerkenswerterweise waren es in den Folgejahren eher Militärs, die für eine Begrenzung, und umgekehrt zivile Beamte, die für die Entgrenzung der Gewalt eintraten, oder anders gesagt: Im Weiteren stellten die Radikalität und Intransigenz der zivilen Beamten die der Militärs noch in den Schatten.

Die in der zweiten Jahreshälfte von 1904 im Süden des Schutzgebietes ausgebrochenen Kämpfe waren verlustreich und führten auch zu keinen raschen, spektakulären Erfolgen. Nach der Erfahrung eines Regimentsadjutanten betrugen die Verluste auf deutscher Seite »das 3–4 fache wie bei den Hottentotten«, die sich einmal mehr als zähe und äußerst gewandte Gegner erwiesen (Schauroth 2008: 126). Diese bedienten sich konsequent einer Guerilla-Kriegführung, weswegen ein Ende der Kämpfe nur schwer abzusehen war. Manch eine Gruppe zog sich immer wieder hinter die Grenze auf britisches Gebiet zurück, und ihre Versorgung mit Waffen und Munition war trotz des guten Willens der britischen Behörden kaum zu unterbinden. Dies alles bewog einen erfahrenen und landeskundigen Offizier wie Estorff, der schon im Herero-Feldzug für Mäßigung eingetreten war, sich für einen Verhandlungsfrieden auszusprechen, in der Hoffnung, so auch die weiteren noch im Felde stehenden Gruppen zur Niederlegung der Waffen zu veranlassen. Doch sahen sich solche Vorschläge und erst recht Vorstöße von Militärs dem erbitterten Widerstand der Verwaltung ausgesetzt. Während die Militärs bereit waren, sich mit bescheideneren Zielen zufrieden zu geben, beharrte insbesondere Gouverneur Lindequist darauf, die Kämpfe bis zur Vernichtung des Gegners fortzuführen, um den Aufständischen nur keine Zugeständnisse machen zu müssen.

Lindequist hatte die Amtsgeschäfte in DSW kaum aufgenommen, als Ende 1905 ein Streit mit den Obersten Estorff und Dame entbrannte.[25] Der Streit entzündete sich an einem Friedensschluss mit den Witbooi-Oorlam, der dadurch zustande gekommen war, dass Estorff dem Gegner Konditionen gewährt hatte, die von den Vorgaben Lindequists abwichen. Umgehend wandte sich der Gouverneur an die vorgesetzten Stellen in Berlin. Mit scharfen Worten klagte er die Eigenmächtigkeiten der Militärs an und ließ sich bestätigen, dass er in solchen politischen Fragen als Gouverneur das letzte Wort hatte. Aber das Primat des Politischen, das Lindequist erstritt, stand keineswegs im Dienste der Gewaltbegrenzung.

Tatsächlich hatte sich Estorff über die Maßgaben des Gouverneurs hinweggesetzt. Letzterer hatte auf Friedensbedingungen wie Arbeit ohne

25 Oberst Dame führte interimsmäßig das Kommando über die südwestafrikanische Schutztruppe, nachdem Trotha den Posten geräumt hatte.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Lohn, Hinrichtung der »Mörder«, Verbot von Eigentum und militärische Bewachung bestanden. Aus Sicht der Militärs waren diese Bedingungen zu hart, weil sie eine »schwere Demütigung für die Rebellen« darstellten, die kaum von diesen akzeptiert und den »Kleinkrieg und das Räuberwesen im Witboilande verlängern« würden.[26] Nur durch das Abrücken von Lindequists Friedensbedingungen, gaben die Offiziere zu bedenken, sei es gelungen, die Witbooi zur Übergabe zu bewegen und so auch die Weichen für weitere Friedensschlüsse zu stellen. Lindequist lehnte diese Überlegung allerdings rundweg ab: Er verlangte die Fortsetzung des Krieges bis zur völligen Vernichtung, um die Witbooi unter die von ihm gestellten Bedingungen zu zwingen. Zu Zugeständnissen war er nicht bereit.[27]

Der Dissens blieb allerdings nicht nur auf eminent politische Fragen wie Friedensschlüsse beschränkt, sondern erstreckte sich auch auf eher alltägliche Probleme wie die Behandlung von ›Kriegsgefangenen‹. Offenbar war der neue, 1906 ins Land kommende Kommandeur der südwestafrikanischen Schutztruppe, Berthold Deimling, vom Kaiser instruiert worden, den Kriegszustand in DSW um jeden Preis – und das bedeutete *nunmehr:* auch durch Verhandlungen – zu beenden (Zirkel 2006: 93); dennoch entbehrt es nicht einer gewissen Ironie, dass ein ›Säbelrassler‹ wie Deimling, der selbst vor dem Reichstag keine Gelegenheit ausgelassen hatte, gegen den angeblichen »Humanitätsdusel« jener Tage zu polemisieren (Deimling 1906: 13), sich gegenüber »Rücksichten der Humanität«, sofern sie »ohne Gefährdung der Sicherheit des Schutzgebietes zulässig« schienen, »nicht verschließen zu sollen« glaubte – und bei Lindequist auf taube Ohren stieß.[28] Jegliche Maßnahme, die auf die Besserung der Lage der Gefangenen zielte, sah sich dem Widerstand von Seiten der Zivilverwaltung ausgesetzt.

In seinem Schreiben vom 30. August 1906 machte sich Deimling für Estorffs Vorschlag stark, den Resten der Gruppen, die noch in den Lagern darbten, Reservate zuzuweisen. Die Kolonialabteilung in Berlin erwartete einen raschen Abbau der Schutztruppe; da die Überwachung von Gefangenen einen hohen personellen Aufwand verursachte, rückten die Lager in den Fokus des Kommandeurs. Insbesondere auf der Haifischinsel waren die Lebensverhältnisse der Internierten so schlecht, dass eine weitere Nutzung des Lagers ausgeschlossen schien. Da eine

26 NAN ZBU 2369, Bl. 17ff.

27 Dass Estorff als Offizier den Witbooi-Führern sein Wort gegeben hatte, schaffte Fakten, über die sich weder die Behörden in Berlin noch Lindequist allzu offensichtlich hinwegsetzen konnten, aber Lindequist tat alles, um die Vereinbarung zu hintertreiben. Die Witbooi-Oorlam wurden schließlich auf die Haifischinsel geschafft, wo sie fast vollständig ausgelöscht wurden; da sich Estorff an sein Wort gebunden fühlte, holte er die Reste von der Insel, sowie er das Kommando über die Schutztruppe übernommen hatte.

28 NAN ZBU 2369, Bl. 99f..

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Deportation der Überlebenden in andere Kolonien nicht mehr in Frage kam, hielt Deimling die Schaffung von Reservaten für angezeigt, zumal diese einen Anreiz für die noch im Felde stehenden Gruppen darstellen mochten, ihre Waffen endgültig niederzulegen.[29] Die Bekämpfung der Bondelswart-Nama gestaltete sich nach wie vor so schwierig, dass man dringend Argumente benötigte, um sie zum Einlenken zu bewegen.[30] Lindequist wollte von diesem Vorschlag jedoch nichts wissen, wie er in seinem Schreiben vom 12. September 1906 klarstellte.[31]

Auch als Deimling, dem Ratschlag eines Missionars Folge leistend, dem Gouvernement am 19. Februar 1907 vorschlug, zumindest alle Frauen und Kinder von der Haifischinsel ans Festland zu schaffen, ließ mit Oskar Hintrager ein weiterer Beamter nichts unversucht, dies zu verhindern.[32] Kurz nachdem Estorff von dem scheidenden Deimling das Kommando über die Schutztruppe in DSW übernommen hatte, ließ er das Lager auf der Haifischinsel schließen und die Gefangenen ans Festland bringen, weil er, wie er dem Gouvernement am 8. April 1907 schrieb, nicht die Verantwortung für den weiteren Verbleib der Internierten auf der Insel übernehmen wollte, der »gleichbedeutend damit ist sie langsam aber sicher dem Tode zu zuführen«. Auch dieser Vorstoß Estorffs stieß auf den erbitterten – dieses Mal allerdings erfolglosen – Widerstand Hintragers.[33]

29 Wie bereits erörtert, handelte es sich bei den Reservaten um eine zweischneidige Einrichtung. Einerseits schränkten ihre engen Grenzen die autochthone Bevölkerung erheblich ein, wie Larissa Förster (2010: 43) zu Recht unterstreicht; andererseits bildeten sie aber auch ein ›Stammesland‹, das nicht an Weiße veräußert werden durfte (Leutwein 1906: 266ff). Unter den gegebenen Umständen – das Land der aufständischen Gruppen wurde ansonsten enteignet – verbürgten Reservate einen letzten Rest von Selbständigkeit und intermediärer Herrschaft der autochthonen Führer. Aus diesem Grunde lehnte Trotha – wie auch Lindequist – Reservate kategorisch ab (vgl. Telegramm Trotha an Reichkanzler, 9.12.1904, R1001/2089, Bl. 53f.), denn seine Kriegführung zielte darauf, alle Reste von Selbständigkeit zu beseitigen. In diesen Sinne wurden nach den Aufständen – hier war u.a. Tecklenburg federführend – die bereits bestehenden Reservate eingezogen und durch das Modell der »Lokation« ersetzt, das bedeutet, indigene Siedlungen, die sich in der Nähe von Orten befanden, an denen Arbeiter gebraucht wurden, und die ohne ›traditionelle‹ Herrschaftsstrukturen auskommen sollten (NAN ZBU, D.IV.l.2: Herero-Aufstand 1904. Feldzug; Politisches. Bd. 4: Oktober 1904–Dezember 1905, Bl. 34).

30 NAN ZBU 2369, Bl. 93f.. Schauroth (2008: 132) schrieb mit Blick auf diesen Konflikt an seinen Vater: »wir wollen uns das nur zugestehen – wir müssen ja eigentlich Frieden bekommen«.

31 NAN ZBU 2369, Bl. 95f.

32 Vgl. Hintragers Replik vom 22.2.1907 (NAN ZBU 2369, Bl. 98f.)

33 NAN ZBU 2369, Bl. 105.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Festzuhalten ist: Nach dem Ende der Militärdiktatur waren es Militärs, die – aus welchen Gründen und in welchem Umfang auch immer – auf die Begrenzung der Gewalt hinzuwirken suchten und dabei durchweg auf den Widerstand der zivilen Beamten stießen. Mochte es sich um Versuche handeln, durch Gewährung ›milder‹ Bedingungen den Krieg durch einen Friedensschluss zum Ende zu bringen, anstatt ihn bis zur Vernichtung auszufechten; mochte es sich um Vorstöße handeln, die darauf zielten, den Vernichtungsdruck auf Frauen und Kinder oder gar ganze Gruppen zu lockern – immer versuchte die Verwaltung, diese Vorhaben zu durchkreuzen, und oft genug war ihr dabei Erfolg beschieden. Daher ist zu klären, was die zivilen Beamten antrieb, so zu handeln.

Lindequist antwortete am 12. September 1906 auf Deimlings Vorschlag, dass er die Schaffung von Reservaten für »politisch […] gefährlich« hielt und deswegen ablehnte. Dabei betonte er, dass die »Überleitung« der Internierten zu »freierer Lebensführung« »ohne Schade für das Schutzgebiet nur ganz allmählich erfolgen« und nicht übereilt werden durfte. Aus seiner Sicht war es »unbedingt notwendig«, dass »[j]eder Hottentottenstamm […] längere Gefangenschaft durchmachen u[nd] aus seinem Lande verpflanzt werden« musste.[34]

Damit schrieb Lindequist – wie auch Hintrager und Tecklenburg – der Lagerherrschaft eine eigenständige Bedeutung, ja Selbstzweckhaftigkeit zu, die der militärischen Auslegung der Lagerherrschaft zunächst noch fremd gewesen war. Bemerkenswerterweise war für Trotha vor allem entscheidend sicherzustellen, dass von den Gefangenen keine Gefahr mehr ausging und deren Verwahrung den Fortgang der Operationen nicht behinderte.[35] Bald wurde Trotha bewusst, dass die Kriegsgefangenen zwangsweise zur Arbeit herangezogen werden und so einen Beitrag zur Kriegführung leisten konnten. Als ab Oktober 1904 auch der Süden des Schutzgebietes im Krieg zu versinken begann und die Schutztruppe weiter aufgestockt wurde, war der Bedarf an Arbeitskräften größer denn je, und die Lager bildeten ein Reservoir an Zwangsarbeitern.[36] Die Sicht der Militärs auf die Lager blieb allerdings vergleichsweise pragmatisch.

34 NAN ZBU 2369, Bl. 95f.

35 Trotha betrachtete die Konzentrationslager zunächst als lästigen Oktroi. Da die Bewachung der Gefangenen Personal band, befürchtete er, dass so die Fronttruppen weiter geschwächt und die Operationen behindert werden könnten (vgl. Telegramm Trothas an den Generalstab, 24.1.1905, BArch., R1001/2089, Bl. 128f.).

36 Die Privatwirtschaft war durch den Mangel an günstiger Arbeitskraft teilweise zum Erliegen gekommen und war auf Unterstützung durch die Regierung angewiesen. Allein in Swakopmund fehlten Anfang 1905 »festgestelltermaßen 300 arbeitsfähige Eingeborene zur Aufrechterhaltung [der] Betriebe«. Trotha sagte Hilfe zu, betonte aber, dass militärische Belange Vorrang hätten (NAN ZBU D.IV.L.3, Bd.1, Bl. 29f.).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Lager waren zunächst nicht mehr als die Lösung eines Folgeproblems der aus Berlin verordneten Strategie: Zwar hatte Trotha keinerlei Skrupel, die indigene Arbeitskraft auszubeuten, aber in dem Augenblick, als die Insassen nicht mehr arbeitsfähig waren und auch keine Gefahr mehr darstellten, sah er keinen Grund mehr, sie länger in Gefangenschaft zu halten. Im Gegensatz zu manch einem Zivilbeamten später zögerte er nicht, die Arbeitsunfähigen an die Mission zu überstellen.[37]

Die Gedankengänge der zivilen Beamten standen in einem weiteren Horizont, sie waren grundsätzlicher und längerfristig ausgerichtet als diejenigen der meisten Militärs. Die akademische Ausbildung, welche sie den Militärs voraushatten, disponierte sie in besonderer Weise zur Theoretisierung und Ideologisierung von Problemen. Deswegen sträubten sie sich gegen allzu pragmatische Lösungen der Militärs auch dann noch, als solche Lösungen von der Metropole ausdrücklich gewollt waren. Militärs wie Trotha hatten allein die Metropole und ihre Eliten als die eigentlichen Klienten ihrer Kriegführung und Politik betrachtet; dagegen suchten sich die Beamten nun als Sachwalter der Interessen der Kolonie zu profilieren und scheuten dabei auch nicht Auseinandersetzungen mit der Metropole.

Die Beamten waren sich nur allzu bewusst, dass die meisten Militärs nur so lange im Lande blieben, wie dort Krieg herrschte, und sich nur wenig Gedanken um die Zukunft der Kolonie über den Krieg hinaus machten, zumal diese als Gewaltexperten von Haus aus besonders die militärischen Aspekte der Aufstandsbekämpfung im Blick hatten. Dabei wollten es die Beamten nicht belassen, denn aus ihrer Sicht reichte es nicht, den Aufstand niederzuschlagen; vielmehr galt es, auch dafür zu sorgen, dass er sich nicht wiederholen würde.

Die eigentümliche Entgrenzungstendenz, die von den Beamten ausging, wird auch aus deren Stellung im Gewaltprozess resp. aus dem Zeitpunkt ihres Eintritts in denselben erklärlich.

Ich rekapituliere: Von Anfang an herrschte in Kolonie und Reich Konsens darüber, dass den Aufständischen ein »Denkzettel« zu verpassen war, »den sie auf Generationen hinaus nicht vergessen« würden.[38] Diese Aufgabe zu erfüllen, fiel Trotha zu, nachdem Leutwein dazu nicht imstande oder willens schien, aber Trothas Feldzug scheiterte. Zwar waren die erzielten Erfolge durchaus hinreichend, um den Widerstandswillen des Gegners zu brechen, und hätten auch in eine Übergabe münden können, wäre die deutsche Führung nur gesprächsbereit gewesen, aber Trothas Ziele waren andere, und diese hatte der General klar

37 Vgl. das Schreiben Trothas vom 10. März 1905 (NAN ZBU D.IV.L.3, Bd. 1).

38 »Koloniales«, in: *Tägliche Rundschau* vom 6.3.1904, BArch. R1001/2112, Bl. 169.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

verfehlt: Die tatsächlichen Erfolge blieben weit hinter den ursprünglichen Zielsetzungen und Erwartungen zurück. Dabei darf man auch nicht vergessen, dass die Operationen nur deswegen abgebrochen wurden, weil die deutschen Truppen nicht mehr weiterkonnten. In Parenthese gesagt, unterstrich dieser Umstand eindrucksvoll, dass die Deutschen nicht einmal unter äußersten Anstrengungen in der Lage waren, das Territorium zu kontrollieren, das sie formell beanspruchten. Jedenfalls war es ihnen nicht gelungen, den ersehnten Beweis der Stärke und Überlegenheit zu erbringen, schlimmer noch, Verlauf und Ausgang des Feldzugs konnten allzu leicht als Ausweis von Unvermögen und Schwäche interpretiert werden. Schlieffen hatte selbst die Befürchtung geäußert, dass man sich mit den »entsetzlichen Drohungen der Trotha'schen Proklamation vom 2. Oktober«, die »vergeblich« blieben, weil man den Herero »nicht das Mindeste« antun konnte, nur »lächerlich« gemacht habe.[39] Umso schwerer kam den Beamten nun ihre Aufgabe vor, den Übergang in eine auf Dauer tragfähige Friedensordnung zu meistern. Sie glaubten, erst das nachzuholen zu müssen, was die Militärs »verbumfiedelt« hatten, um einen Ausdruck Trothas zu gebrauchen, oder mehr noch, die Scharte des militärischen Versagens auszuwetzen.[40] Die gleiche Scham, die schon Trotha zu immer skrupelloserem Vorgehen angetrieben hatte, wirkte fort und bewog die nun verantwortlichen zivilen Beamten, auch dann noch Intransigenz und Härte gegen die Indigenen hervorzukehren, als die Metropole, der Misserfolge, Verluste und Kosten müde, pragmatische, vergleichsweise moderate Lösungen ermutigte.

Folgender Passus aus der Feder Hans Tecklenburgs ist für die Begründung der Lager und ihrer Funktion von zentraler Bedeutung. Er nimmt Bezug auf den Vorschlag, Kühe zu schlachten, um die Notlage der gefangenen Herero zu lindern – einen Vorschlag, den Tecklenburg ablehnt:

39 Chef des Generalstabes an Reichskanzler, Berlin, 16.12.1904, BArch., R1001/2089. Bl. 108.

40 In einem Bericht vom 15. Oktober 1904 gab Hans Tecklenburg zu bedenken, dass selbst dann, wenn der Aufstand dereinst als niedergeschlagen gelten könne, keine Sicherheit für »Leben und Gut« der Siedler eingekehrt sei: »Unser Prestige ist bei den Eingeborenen, das Prestige des weißen Mannes, ist rettungslos dahin. Unsere Feinde haben zu oft Gelegenheit gehabt, ihre Stärke […] unseren Truppen gegenüber zu erproben. Unsere eingeborenen Hilfskräfte haben zu oft die Unbeholfenheit des weißen Neulings erleben [?] können.« Offenbar hatte der Kriegsverlauf aus Tecklenburgs dazu geführt, dass Gefühle der »Achtung und Unterwürfigkeit […] nicht mehr jedem weißen Mann schlechthin entgegengebracht« würden (»Auszug aus jüngst zugegangenen Berichten über die Lage der Kriege in Südwestafrika«, Berlin, 24.12.1904, BArch., R1001/2089, Bl 105f.).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

»Je mehr das Hererovolk am eigenen Leibe nunmehr erst die Folgen des Aufstandes empfindet, desto weniger wird ihm auf Generationen hinaus nach einer Wiederholung des Aufstandes gelüsten. Unsere eigentlichen kriegerischen Erfolge haben geringeren Eindruck auf sie gemacht. Nachhaltigere Wirkung verspreche ich mir von der Leidenszeit, die sie jetzt durchmachen, ohne mit dieser Meinungsäußerung übrigens eine Lanze für die Proklamation des Generalleutnants v. Trotha vom 2.X. d. J. brechen zu wollen. Wirtschaftlich bedeutet der Tod so vieler Eingeborener allerdings einen Verlust. Die kräftige Natur des Hererovolkes wird jedoch die Lücken bald wieder auffüllen, und die künftige Generation wird, vielleicht vermischt mit etwas Bergdamarablut, die heilsame Unterordnung unter die weiße Rasse mit der Muttermilch eingesogen haben. Im übrigen wird das Mögliche zur Linderung der Notlagen der Gefangenen geschehen.«[41]

Zu dieser Passage seien drei Anmerkungen gemacht. Wenn Tecklenburg schreibt, dass die »*eigentlichen* kriegerischen Erfolge […] geringeren Eindruck« auf die »Eingeborenen« gemacht haben und er sich von ihrer »Leidenszeit« in den Konzentrationslagern eine »[n]achhaltigere Wirkung« erhofft, macht er, *erstens*, klar, welchen Stellenwert die Lagerherrschaft nunmehr besitzt:[42] Nachdem der eigentliche Feldzug Trothas buchstäblich im Sande verlaufen war, soll sie das Versäumte nachholen. Das impliziert – *zum anderen* – auch, dass die Lager für Tecklenburg die Fortsetzung des Krieges mit anderen, ›uneigentlichen‹ Mitteln bildeten. Schließlich unterstreicht Tecklenburg selbst, dass dieser Form der Lagerherrschaft etwas Maßloses und Überschießendes zugehört, das in einfachen Zweck-Mittel-Überlegungen nicht voll aufgeht. Aus diesem Grunde müssen wir uns auch vorsehen, die südwestafrikanischen Konzentrationslager auf ihre offiziell proklamierten *Funktionen* zu reduzieren (wie Kreienbaum 2010, 2015: 120–145). Nicht zufällig kommt Tecklenburg auf Trotha zu sprechen und verspürt das Bedürfnis, sich von dessen Vernichtungsstrategie – deren autotelischer Charakter ja unmittelbar evident ist – zu distanzieren, denn auch seiner Lesart der Lagerherrschaft eignet ein autotelischer Zug. Zwar geht es ihm, mit Sémelin zu reden, nicht so sehr um Ausrottung, als um Unterwerfung und Herrschaft, aber er redet einer Grausamkeit das Wort, die sich, um abermals Trotha (1909: 1) zu zitieren, über alle »kleinlichen Bedenken« und Rücksichten hinwegsetzt. Dass diese Grausamkeit unter wirtschaftlichen Aspekten »einen Verlust« darstelle, liegt offenbar auf der Hand, stellt aber kein Hindernis dar.

41 NAN ZBU D.IV.L.3, Bd. 1, Bl. 61ff..

42 Bei diesen Annahmen über die Wahrnehmungen der Indigenen handelt es sich vor allem um eigene Befürchtungen und Projektionen; diese waren nichtsdestotrotz wirksam (NAN ZBU D.IV.L.3, Bd. 1, Bl. 62).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

In die gleiche Kerbe schlägt Hintrager, als er begründet, warum er Deimlings Vorschlag, zumindest Frauen und Kinder von der Haifischinsel ans Festland zu bringen, ablehnt:

> »Allein bei der Gefährlichkeit dieses Gegners [die Witbooi-Oorlam, MH] können uns, insolange die Besiedlung des Landes so dünn ist, m.E. nur ganze Maßregeln nützen, es sei denn, daß wir gewillt und in der Lage sind, dauernd eine größere Truppenzahl im Lande zu halten. Diese Erwägungen sind m.E. z.Zt. gewichtiger als die Rücksicht auf den gegenwärtigen Mangel an eingeborenen Arbeitskräften im Lande und als Gründe der Humanität. England hat es um seiner Herrschaft in Südafrika willen für unvermeidlich erachtet, 20000 Frauen und Kinder während einer sehr langen Gefangenschaft in den Konzentrationslagern sterben zu sehen.«[43]

Hintrager wusste ebenso gut wie Tecklenburg, wie dringend die Kolonialwirtschaft der indigenen Arbeitskraft bedurfte. Je ausgeprägter das Bewusstsein war, von den Indigenen abhängig zu sein, so will es scheinen, desto größer die Bereitschaft – wenn nicht das Bedürfnis –, den blutigen Beweis zu erbringen und den Indigenen vor Augen zu führen, dass sie nicht zählten und verzichtbar waren. Selbst wenn es den Kolonialherren in erster Linie um Unterwerfung und Herrschaft ging, ließe sich mit Bley (1968: 298) – in leicht verändertem Kontext – sagen, dass die »Machtbehauptung« stets bis zu dem Grade »Vorrang« genoss, dass man im Zweifelsfalle die autochthone Bevölkerung auch hätte zugrunde gehen lassen. Die »Machtbehauptung« war, mit Hintrager zu reden, »gewichtiger als die Rücksicht auf den gegenwärtigen Mangel an eingeborenen Arbeitskräften im Lande und als Gründe der Humanität«.

In den Lagern waren die »Eingeborenen« den Weißen ausgeliefert: den einstigen Opfern der Überfälle, die noch eine Rechnung offen hatten, und den Soldaten, die ihnen vergeblich nachgejagt waren. Damit waren die Lager immer auch Räume der ungezügelten Rache- und Unterwerfungsphantasien der unteren Chargen der kolonialen Gesellschaft (siehe auch Kreienbaum 2015: 258–60). Sexuelle Gewalt war an der Tagesordnung (Erichsen 2005: 46f., 68, 86f., 122). Schon vor dem Krieg hatte sie ein massives Problem dargestellt, nicht zuletzt – wenn auch freilich nicht in erster Linie – für die Behörden, welche die Gewalt »von unten« nicht in Griff bekamen; wie gesehen, hing der Entschluss der Herero, zu den Waffen zu greifen, aufs engste mit dieser ausufernden Gewalt zusammen (dazu auch Hartmann 2007, 2002). Im Feldzug konnte sich das Problem weiter zuspitzen, auch weil es zu wenig als Problem wahrgenommen

43 NAN ZBU 2369, Bl. 98f. [Herv. i.O.].

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

wurde; in diesem Kleinen Krieg wurden Frauen, mehr oder weniger stillschweigend, als legitimes Ziel der Gewalt angesehen. Wie Isabel Hull (2005: 150f.) gezeigt hat, erreichten in der Truppe die Quoten der Infektion mit Geschlechtskrankheiten schwindelerregende Höhen und waren – charakteristischerweise – bei den Front- noch bedeutend höher als bei Etappentruppen. Sexuelle Gewalt war offenbar Bestandteil der entgrenzten Kriegführung, und die Lagerherrschaft tat ihr keinen Abbruch. Die Lager bilden eine eigene Ordnung neben dem ›normalen‹ Rechtssystem, in der die Internierten unter stets prekären Umständen und ohne Rücksicht auf elementare Rechte gefangen gehalten werden (Kotek/ Rigoulot 2001: 11). Sie befinden sich in einem »Niemandsland«, in das weder Gesetze noch Menschen vordringen, sondern nur Henker und Opfer, die, wie Olga Wormser-Migot betont, allein den Regeln des sich dort etablierenden »tödlichen Spiels« unterworfen sind (ebd.: 13). Die militärische Führung hatte es seit jeher verpasst, auf die Einhaltung rechtlicher und soldatischer Normen zu drängen, und hatte die ›Disziplin‹ schleifen lassen; diesen Mannschaften war nun das Leben der Insassen anvertraut. War die Lage der autochthonen Bevölkerung schon vor dem Krieg drückend, wurde sie nun angesichts der *völligen* Rechtlosigkeit und Ohnmacht, in der sie sich befanden, noch schwerer. Die Wachmannschaften machten mit den Ansiedlern gemeinsame Sache, so dass manchenorts Abend für Abend regelrechte »Jagden« auf die Insassinnen veranstaltet wurden, die anschließend als Gespielinnen verschleppt wurden.[44] Aus diesem Grunde wurde den Weißen sehr bald der Zutritt zu den Lagern – zumindest zu bestimmten Zeiten – untersagt.[45] Ob dieses Verbot angesichts der Komplizenschaft von Ansiedlern und Wachleuten konsequent durchgesetzt wurde, darf allerdings bezweifelt werden.

Die Behandlung der Internierten insgesamt war ausgesprochen harsch. Auch Frauen und Kinder waren nicht von Zwangsarbeit und Schlägen ausgenommen (vgl. Siefkes 2013: 180). Schon vor den Aufständen waren die Beziehungen zwischen weißer und autochthoner Bevölkerung vielfach von Gewalt geprägt. Wie bereits erörtert, reklamierten die Siedler im Umgang mit den »Eingeborenen« nichts weniger als ein Recht auf Willkür, das allein dazu angetan schien, ihrem Herrenbewusstsein Genüge zu tun. Im Zuge des Aufstandes wurde diese Herrenrolle behördlich bestätigt, indem etwa in Swakopmund *jedem* Weißen polizeiliche Befugnisse gegenüber »Eingeborenen« zugesprochen wurden. Im

44 Vgl. den als »streng vertraulich« gekennzeichneten Bericht der Mission vom 19. 5. 1906 (VEM, RMG 2.660 6/05, Bl. 28).

45 Die *Windhuker Nachrichten* druckten am 1.4. die Verordnung vom 25.3.1905 ab, die besagte, dass das »Betreten der hiesigen Eingeborenen-Werften […] der weißen Bevölkerung in der Zeit von 6 abends bis 6 Uhr morgens bis auf weiteres untersagt« war. Bei Zuwiderhandlungen wurde mit empfindlichen Geld- oder Haftstrafen gedroht.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Landesinneren waren Standgerichte gang und gäbe, die auf eigene Faust mit angeblichen »Mördern«, »Marodeuren«, »Plünderern« oder »Spionen« kurzen Prozess machten. Die militärische Führung unternahm zwar Versuche, die Gewalt »von unten« einzudämmen, aber diese Versuche waren halbherzig und daher zum Scheitern verurteilt. Die Tatsache, dass der von einem Soldaten an dem südafrikanischen Transportfahrer James verübte Mord mit lediglich sieben Wochen Arrest bestraft wurde, zeigte einmal mehr, wie wenig ein ›schwarzes‹ Menschenleben in jeden Tagen wert war, und konnte kaum zur Abschreckung dienen.[46] Hinzu kam der Umstand, dass spätestens mit Trothas Proklamation alle Herero der Sache nach für »vogelfrei« erklärt worden waren (Kößler/ Melber 2005: 49), was besagte, dass man mit diesen nach Belieben verfahren konnte. Auch das Ende des Krieges führte zu keiner Selbstpazifizierung auf Seiten der Weißen. Ungeachtet des Bruches mit der vorhergehenden Kriegführung, den die Einrichtung der Lager nach dem Willen der Berliner Spitzen eigentlich markieren sollte, änderten sich die Gewohnheiten ›an der Basis‹ kaum. Auf höherer Ebene mochten Zielsetzungen wie die Ausbeutung der Arbeitskraft oder die Disziplinierung der »Eingeborenen« ausgegeben werden; unter den gegebenen Umständen war Arbeit kaum dazu angetan, die Internierten zu zuverlässigen Arbeitern zu erziehen, sondern nur ein weiteres Mittel ihrer Terrorisierung.

Jenseits der Lager

Je mehr man der indigenen Arbeitskräfte bedurfte, desto mehr galt es herauszustreichen, dass die künftige Zusammenarbeit an der Entwicklung der Kolonie in keiner Weise auf Gleichberechtigung hinauslief.[47] Man ging von einer radikalen, bis auf weiteres nicht zu überbrückenden Ungleichheit von Herrschenden und Beherrschten aus und machte sich daran, diese Ungleichheit mehr und mehr zu institutionalisieren und zu

46 Der Frachtfahrer James war auf einem Transport erkrankt; als er zurückblieb, wurde er laut Zeugen kurzerhand von einem Soldaten erschossen. Das Auswärtige bestritt in seinem Schreiben vom 21.4.1906 den Vorwurf nicht, sondern bestätigte, dass der betreffende Soldat am 16.12.1904 in dieser Sache verurteilt worden sei – zu sieben Wochen Haft (KAB GH 35/157: »Treatment of Natives in G.S.W.A. 1905«, »Ill-Treatment of 3 Natives in G.S.W.A. 1905–1906«). Ein ähnlicher Fall ereignete sich auch im Lager auf der Haifischinsel. Der Aufseher Benkesser gab mehrere Schüsse auf eine kranke Herero-Frau ab, die er anschließend liegen ließ, damit sie verblutete. Solche Fälle lösten bei den zuständigen Offizieren vielleicht Empörung aus, blieben aber in der Regel folgenlos (s. Kuhlmanns Bericht über eine Reise nach Lüderitzbucht, 10.8.1905, VEM, RMG 1.644a, Bl. 33ff).

47 »Mutterland und Kolonie« (Teil IV.), in: DSWAZ, 1.8.1906, No.35, S.1.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

verfestigen. Je ohnmächtiger die Lage, in der sich »Eingeborenen« im Zuge der Kriege befanden (und je weniger sie eine objektive Bedrohung darstellten), desto unerbittlicher der Rassismus, den die Kolonialherren in ihrem Versuch hervorkehrten, die neuen Machtverhältnisse auf Dauer zu stellen: Dafür sorgte die »Eingeborenenpolitik«, die den Rassismus institutionalisierte.[48] Im Zuge der »genozidalen Pazifizierungskriege« und der derweil implementierten »Eingeborenenpolitik« wurde »Deutsch-Südwestafrika« zu einem »offen rassistischen Regime« (Fredrickson 2011: 25).

Von Siedler-Seite hegte man immer schon Vorbehalte gegenüber der Mission, die in Übersee Christen zu ›erschaffen‹ suchte, insofern also einen stärker assimilatorischen Ansatz verfolgte und die von der kolonialen Gesellschaft reklamierte Ungleichheit gerade zu unterminieren resp. zu überbrücken suchte.[49] Man befürchtete, dass die Christianisierung in den »Eingeborenen« »Begriffe von Gleichheit und Menschenwürde« weckte, die zur kolonialen Hierarchie querstanden,[50] ja dass sie die Bekehrten »zur Überhebung, zur Anmaßung und zur Verweigerung des Gehorsams« verleitete,[51] und gab zu bedenken, dass dies alles nicht im Interesse der Weißen liege.[52] Wenn überhaupt, konnte eine Christianisierung

48 Zimmerer macht auf die Kontinuitäten der »Eingeborenenpolitik« aufmerksam, die nicht erst unter dem Eindruck der Aufstände entwickelt wurde, sondern konzeptionell weit davor zurückreichte. Ungeachtet dieser Kontinuitäten, die Zimmerer personell an wichtigen Protagonisten wie Lindequist, Golinelli, Tecklenburg oder Hintrager festmacht, bedeuten die Kriege eine Zäsur, indem sie die Implementierung einer direkteren Form der Herrschaft erleichterten und die stete Radikalisierung der Politik begünstigten. Folgenden Überlegungen Zimmerers (2004a: 32) ist beizupflichten: »Die tatsächlich praktizierten Maßnahmen, von der Inhaftierung von Afrikanern in Arbeitslagern über ihre Deportation bis zu willkürlichen Erschießungen, ließen alle vorher noch bestehenden ›Rücksichtnahmen‹ verschwinden und die radikalsten weißen Positionen handlungsbestimmend werden. Dabei wurden auf deutscher Seite die letzten Tabus darüber gebrochen, was hinsichtlich der indigenen Bevölkerung zulässig sei. Durch seine enormen Opfer auf afrikanischer Seite schuf der Krieg zudem die Voraussetzungen dafür, daß eine am ›grünen Tisch‹ entworfene Politik nun ohne Einschränkungen praktiziert werden konnte.«

49 Aus der Sicht der Siedler war es Zweck der Kolonisierung, ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern (»Zur Eingeborenenfrage, I.«, in: *DSWAZ*, 22.9.1906, No. 50, S. 1), während die Sorge um die »Eingeborenen« (um deren Seelenheil oder Interessen) bestenfalls nachrangig war.

50 »Vortrag des Herrn Erdmann – Haris. Windhuk, 1.6.1905«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 15.6.1905, Nr. 12, 3. Beilage.

51 »Zur Missionsfrage«, in: *DSWAZ* vom 2.8.1905, Nr. 31, S. 2.

52 »Vortrag des Herrn Erdmann – Haris. Windhuk, 1.6.1905«, in: *Windhuker Nachrichten* vom 15.6.1905, Nr. 12, 3. Beilage.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

erst »nach Jahrhunderten« der Knechtschaft vollzogen werden.[53] Bis auf weiteres, so die Folgerung, sollte alles so bleiben, wie es war.

Die Forcierung der Politik der Rassentrennung, die dafür sorgen sollte, dass die dogmatisch behaupteten Unterschiede und Hierarchien niemals wieder verwischt würden, fällt noch in die Zeit der Lager – die letzten sollten erst 1908 geschlossen werden; sie lief auf das hinaus, was später »Apartheid« heißen sollte. An dieser Stelle sei – freilich vereinfachend – unter ›Eingeborenenpolitik‹ das Gesamt an politischen Maßnahmen verstanden, die auf dieses Ziel gerichtet waren (s. dazu Zimmerer 2004a, Kundrus 2003).[54]

Die Lebensumstände der Indigenen blieben indes auch außerhalb der Lager drückend. Manch ein neu ins Land gekommener Beamter störte sich noch daran, dass die »Eingeborenen« stets nur »wie […] Vieh« behandelt wurden und sich die »gröbsten Schimpfwörter und Anreden, ohne jeden Grund«, gefallen lassen musste.[55] Schon als Kinder waren die Weißen daran gewöhnt, die Afrikaner mit »verwerfliche[n] Schimpfworte[n]« und »unangebrachten Tätlichkeiten« zu bedenken.[56]

Noch Jahre nach dem Aufstand, als die Herero längst am Boden lagen sowie enteignet und entrechtet der vollständigen Auflösung entgegensahen, wurden die Zeitungen nicht müde zu fordern, dass die Weißen uneingeschränkt Herren und die »Eingeborenen« »unbedingt Unterworfene« sein müssten.[57] Dies unterstreicht nochmals die Maßlosigkeit die weißen Herrschaftsphantasien. Vor den Kriegen liefen diese Forderungen meist noch auf konkrete militärische Ziele hinaus; immerhin ging von den politisch selbständigen Gruppen, die unter Waffen standen, zumindest eine theoretische Gefahr aus.[58] Aber die Forderungen klangen auch dann nicht ab, als alle diese Ziele längst erreicht waren, sondern

53 Ebd.

54 Für die Segregation war das 1905 erlassene »Mischehen«-Verbot zentral war, dem eher herrschaftssichernde als rassenhygienische Überlegungen zugrunde lagen (Kundrus 2003: 222ff). Darüber hinaus wurden Weiße, die mit »farbigen« Frauen verheiratet waren, aus Vereinen ausgeschlossen; »halbweiße Kinder« durften keine Kindergärten oder Schulen mehr besuchen (Häussler / Trotha 2012b: 300). Schließlich wurden sogar all diejenigen Männer, die mit indigenen Frauen zusammenlebten, vom aktiven und passiven Wahlrecht zu den Selbstverwaltungsorganen ausgeschlossen (Zimmerer 2011: 104). Wer als »Eingeborener« zu gelten hatte, entschied sich nach der »One-drop«-Regel.

55 Vgl. das Schreiben des Bezirksamtmanns von Omaruru an den Gouverneur vom 27.5.1913, zit. n. Zollmann 2011: 282.

56 Schreiben des Gouverneurs Theodor Seitz an die Regierungsschulen vom 5.6.1913, zit. n. Zollmann 2011: 282f..

57 »Mutterland und Kolonie« (Teil IV.), in: *DSWAZ*, 1.8.1906, No.35, S.1.

58 »Zur augenblicklichen Lage«, in: *DSWAZ*, 5.1.1904, Nr.1, S.1.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

steigerten sich unaufhörlich: Die Unterwerfung, auf die sie drängten, war eben »unbedingt« und grenzenlos. Dies zeigt deutlich, dass der »Rassenkampf« – sofern er nicht auf die Ausrottung, sondern auf die Beherrschung resp. Knechtung der Unterlegenen abhob – einen permanenten Kampf darstellte, der sich tendenziell verschärfte und immer weitere Lebensbereiche erfasste, auch und gerade dann, als der offene Widerstand der »Eingeborenen« erloschen war. Misshandlungen und Beschimpfungen waren ebenso ein Teil dieses »Kampfes« wie die geforderten diskriminierenden gesetzlichen Regelungen.

Von Seiten der Behörden geschah die längste Zeit sehr wenig, um diesen Missständen abzuhelfen. Insbesondere außerhalb der Städte, auf den Farmen, gebärdeten sich die Siedler wie »kleine Könige« und duldeten keine behördliche Einflussnahme (zit. n. Zollmann 2011: 275). Erst zum Ende der deutschen Herrschaft über Südwestafrika unternahmen die Behörden erste Versuche, die staatliche Rechtshoheit auch außerhalb der Städte zu behaupten, indem sie Farmer für Verbrechen an indigenen Arbeitern belangten (Bley 1968: 295f.). Es kann kaum verwundern, dass die »Eingeborenen« auch im ›Frieden‹ einen auffallend »niedergedrückten und unfrohen Eindruck« machten, die der Staatssekretär Wilhelm Solf feststellte (zit. n. Zollmann 2011: 244). So erholten sich die Herero auch nach dem Krieg kaum, ja schrumpfte ihre Gesellschaft sogar weiter.

Estorff, ein tief religiöser Mann, der sich stets für Mäßigung eingesetzt hatte, betrachtete den Umgang mit der autochthonen Bevölkerung als eine einzige »Versündigung«, an der »fast die ganze Kolonistenbevölkerung teilhatte«, und wollte darin den Grund dafür erblicken, warum man im Weltkrieg die Kolonie so rasch verlor: »Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher« (Estorff 1979: 118).

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

7. Schluss

Die »Pazifizierung« Südwestafrikas mündete in ein Desaster, und der Genozid an den Herero bildete einen traurigen Höhepunkt dieses Geschehens. Er war nicht von langer Hand geplant, sondern resultierte aus dem Scheitern der eigentlichen Pläne der deutschen militärischen Führung und deren anschließenden Versuchen, die Lage unter Kontrolle zu bringen. Der Weg in Katastrophe war verschlungen und führte über einen Prozess, der von den Beziehungen und Interaktionen heterogener, mitunter antagonistischer Kräfte bestimmt war, die jeweils aus einer eingeschränkten Perspektive heraus ihre eigenen Ziele umzusetzen trachteten und so, Vektoren gleich, die Entwicklung beeinflussten, indem sie sie in eine bestimmte Richtung lenkten. Die Entfesselung extremer Gewalt hatte keine einzelne ›Ursache‹, sondern eine ganze Reihe von Urhebern.

Die politische Gemengelage war komplex, da in der Kolonie keine starke Zentralgewalt bestand. Der Kolonialstaat war vielmehr nur ein Element einer Ordnungsform der Gewalt, die sich schon zu ›Friedenszeiten‹ gleichsam hinter seinem Rücken etabliert hatte. Ich nenne sie die Ordnungsform der Despotie der weißen Erobererschicht. Mit dem Krieg und der Einmischung der Metropole nahm die Komplexität weiter zu, weil sich mit der Zahl der hinzutretenden Akteure auch die Zahl der Wechselbeziehungen und Konflikte steigerte.

Im Vorhergehenden lag ein besonderes Augenmerk auf der Rolle der Siedler. Staatspolitisch war ihnen eigentlich gar keine aktive Rolle zugedacht, aber sie nutzten die Spielräume, die der Kolonialstaat ihnen ließ, und nahmen erheblichen Einfluss auf die politischen Verhältnisse. Durch ihr eigenmächtiges, immer aggressiveres Auftreten den Herero gegenüber hatten sie den Krieg wohl erst heraufbeschworen und drängten, weit über ihre direkte Beteiligung an Kampfhandlungen hinaus, auf dessen Entgrenzung.

Die Stoßrichtung der ersten Überfälle weist darauf hin, dass die Herero zuvörderst gegen die privatisierte Gewalt aufbegehrten, die sie von Seiten der kolonialen Gesellschaft zu erdulden hatten, und erst in zweiter Linie gegen den kolonialen Staat, der sie nicht hinreichend vor den Übergriffen hatte schützen können oder wollen. Anders als von deutscher Seite immer wieder kolportiert wurde, taten sich die Herero nicht so sehr mit Herrschaft überhaupt schwer, als vielmehr damit, die Herrenansprüche des einzelnen Siedlers zu akzeptieren; offenbar unterschieden die Herero sehr genau zwischen dem Staat auf der einen und Privatleuten auf der anderen Seite. Die Gewalt der Aufständischen traf vor allem letztere, und dies aus guten Gründen, zumal sich die Siedler als die Speerspitze der gewaltsamen kolonialen Eroberung wähnten und fortgesetzt

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

das staatliche Gewaltmonopol untergruben; damit konnten die Siedler nicht ohne weiteres als ›Zivilisten‹ im eigentlichen Sinne gelten. Aber in der Metropole, wo man mit den kolonialen Verhältnissen wenig vertraut war und stattdessen Maßstäbe europäischer Staatenkriege anlegte, rief dieses Vorgehen der Herero Wut und Empörung hervor. Es schien die rassistischen Stereotypen nur zu bestätigen: Die Überfälle wurden als »barbarische« Akte angesehen, die von der angeblichen »Heimtücke« und »Bestialität« der Herero zeugten, und bestimmten in der Folge auch Haltung und Vorgehen der Truppen, die eilig in das Land geschafft wurden, um den Aufstand niederzuschlagen.

Das erste Kapitel legt die Lebensbedingungen der kolonialen Gesellschaft dar und hebt dabei besonders auf die Furcht und das Misstrauen ab, welche die Existenz der Siedler im Schutzgebiet prägten. Es deutet die Gewalt, die ihren Schatten auch auf die Binnenbeziehungen warf, als Bewältigungshandlung oder als den Versuch, wieder Handlungsmacht zu erlangen und so das Stigma der als entwürdigend wahrgenommenen wirtschaftlichen und politischen Abhängigkeit loszuwerden, der Gängelung und Bevormundung durch die Obrigkeit zu entkommen und die solidarische Gemeinschaft der Weißen herzustellen, in der sich diese ihrer angemaßten Superiorität vergewissern konnten.

Darüber hinaus erörtert das Kapitel eine Strukturbedingung nicht nur der Kriege, sondern der gesamten deutschen Herrschaft über Südwest: Schon zu ›Friedenszeiten‹ kamen Weiße mit so ziemlich allem durch, ohne dass ihnen im eigentlichen Sinne alles erlaubt war. Sie konnten stets mit der Komplizenschaft der Exekutivorgane, mit der Nachsicht der Vorgesetzten und der Milde der Richter rechnen, so dass sie kaum Sanktionen zu befürchten hatten. Kam ein Weißer zu Tode, wurden oft gleich mehrere Afrikaner verurteilt und hingerichtet; kam ein Afrikaner zu Tode, fanden die Richter immer wieder einen Weg, die weißen Täter ganz freizusprechen oder mit sehr milden Strafen davonkommen zu lassen. Die Abweichung war die Regel, und dies erschien den Weißen als gerechtfertigt, da sie sich in einem »Rassenkampf« stehend wähnten, der alle anderen, sonst üblichen Rücksichten zu suspendieren schien. Die Mitglieder der kolonialen Gesellschaft erblickten in der alltäglichen Grausamkeit bald nichts Monströses mehr. Dass Übergriffe auf »Eingeborene« folgenlos blieben und sogar den Beifall der Anderen fanden, ermutigte die Täter, beim nächsten Mal noch einen Schritt weiterzugehen – bis zu dem Punkt, als die Katastrophe eintrat und sich die Herero zur Wehr setzten. Ein langer Prozess der Normalisierung von Abweichung ging dem Krieg voraus, und die diesem Prozess innewohnende Dynamik löste den Krieg schließlich aus. Der Krug geht eben so lange zum Brunnen, bis er bricht.

Die Gewaltverhältnisse wurden auch vom dynamischen Charakter des Rassismus bestimmt. Die Dynamik rührt daher, dass der Rassismus an

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

bestimmte Machtverhältnisse gebunden ist, deren Verschiebungen er reflektiert und rechtfertigt (vgl. Hund 2007: 24), wie nicht zuletzt Norbert Elias und John L. Scotson am Beispiel der Etablierten-Außenseiter-Beziehungen gezeigt haben (Elias / Scotson 2013: 7ff). Je mehr sich die Machtbalance zugunsten der Siedler zu neigen schien, desto weniger interessierten diese sich für die »feinen Unterschiede« und desto aggressiver traten sie auch auf. Für sie waren die Herero »nicht länger von einfacher oder vornehmer Herkunft, keine anständigen Frauen oder richtigen Männer […], sondern gleichgemachte Repräsentanten einer angeblich natürlichen Unmittelbarkeit« (Hund 2006: 122). Im Zuge des Krieges wurde das Machtgefälle immer steiler. Je elender die Herero waren, desto eher schienen sie Verachtung zu verdienen. Spätestens jetzt kannten die Weißen auch »keine hilflosen Kinder oder würdigen Alten mehr«, sondern nur noch »primitive und unzivilisierte Wesen«, die sie auch so behandelten (ebd.).

Das Schicksal des afrikanischen Frachtfahrers James, von dem wir wohl nur deswegen Kenntnis haben, weil James britischer Untertan war und die britischen Behörden wegen seines plötzlichen Todes Nachforschungen anstellten, legt davon beredt Zeugnis ab.[1] Es führt auf drastische Weise vor Augen, wie wenig ein afrikanisches Leben wert war, und zwar völlig ungeachtet der Tatsache, dass in jenen Tagen ein akuter Mangel an Arbeitskräften herrschte und Arbeiter wie James im Ausland angeworben werden mussten, um den Bedarf zu decken. Etwaige Befehle »von oben«, die den Truppenangehörigen die Misshandlung von Transportkräften untersagten, brachen sich an den Gewohnheiten, die an der ›Basis‹ herrschten; sie hatten es jedenfalls nicht vermocht, den betreffenden Soldaten der Bedeckungsmannschaft davon abzuhalten, James kurzerhand zu erschießen, als dieser krankheitsbedingt nicht mehr weiterkonnte und den Transport aufzuhalten drohte. Unabhängig davon aber unterstreicht die Tatsache, dass der Täter lediglich zu sieben Wochen Haft verurteilt wurde, wie halbherzig die Maßnahmen der Führung waren, der Gewalt »von unten« entgegenzusteuern und so auf die Einhaltung rechtlicher wie soldatischer Normen zu drängen.

Der koloniale Staat war ein schwacher Staat. Der allgemein geteilte Rassismus und das Wissen um die Fragilität des eigenen Herrschaftsanspruchs lieferten den Beamten und Militärs zusätzliche Gründe, über das Herrengebaren ihrer weißen Untertanen hinwegzusehen. Das gilt für die ›Vorkriegszeit‹, erst recht aber für den Krieg selbst sowie die Zeit danach. Krieg überhaupt ist durch reduzierte Normierung und Sanktionierung bestimmt, Trothas Feldzug aber sprengte beinahe jedes Maß und verschob wohl endgültig den Horizont dessen, was im Umgang mit den

1 KAB GH 35/157: »Treatment of Natives in G.S.W.A. 1905«, »Ill-Treatment of 3 Natives in G.S.W.A. 1905–1906«.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

»Eingeborenen« als akzeptabel gelten konnte. Spätestens als die Herero vermittels der Proklamation für vogelfrei erklärt waren, musste es den Soldaten scheinen, als dürften sie nach Belieben mit ihnen verfahren. Im Lichte der Proklamation war an eine wirksame Eindämmung der privatisierten Gewalt endgültig nicht mehr zu denken. Der Krieg brachte eine (weitere) Brutalisierung der kolonialen Gesellschaft mit sich und trug zur Normalisierung von Grausamkeit bei; angesichts der anti-symmetrischen Machtverhältnisse, zu denen er schließlich führte, waren der Gewalt kaum noch Grenzen gesetzt. Die weißen Herrschaftsphantasien entgrenzten: Wie die Lagerherrschaft und »Eingeborenenpolitik« der ›Nachkriegszeit‹, die nur noch die elenden Reste eines längst aufgeriebenen Gegners trafen, zeigen, war der »Rassenkampf« ein permanenter Kampf, der sich immerfort radikalisierte. Der Krieg und das in dessen Gefolge eingetretene steilere Machtgefälle leistete dieser Dynamik weiteren Vorschub. Aus »Deutsch-Südwestafrika« wurde ein »offen rassistisches Regime« (Fredrickson 2011: 25).

Die vorgängige Normalisierung der Grausamkeit brachte es auch mit sich, dass Befehle, die dazu anhielten, auf Frauen und Kinder zu schießen, oder gar dazu angetan waren, zur Auslöschung ganzer Gruppen zu führen, ausgeführt wurden und weiter keinen Anstoß erregten. Anders gesagt, zwischen der privatisierten Gewalt auf der einen und dem »von oben« geplanten Feldzug auf der anderen Seite bestanden Wechselwirkungen.

Hieran schließt sich eine weitere Überlegung an. Nach dem Verständnis von Elkins und Pederson (2005) lässt sich die Besiedlung Südwestafrikas im Kontrast zu der Besiedlung alter Siedlungskolonien, die zum Beispiel in Nordamerika zu weiten Teilen von nichtstaatlichen Akteuren in Eigenregie vollzogen wurde, als ein staatliches Projekt verstehen, das »von oben« initiiert worden war und geleitet wurde. Am Fall Südwestafrika wird jedoch deutlich, dass es sich bei dieser Differenz um keinen privativen Gegensatz handeln muss. Im südwestafrikanischen Besiedlungsprojekt verbanden sich beide Typen vielmehr und bündelten die ihnen je eigenen Zerstörungskräfte – mit desaströsen Folgen für die autochthone Bevölkerung.

Historisch bedurfte entfesselte Siedler-Gewalt keiner Staaten, um ganze Erdteile zu entvölkern (vgl. jüngst Adhikari 2015: 1ff), aber modernen Staaten eignet ein besonderes Zerstörungspotential. Sie verfügen über die materiellen und personellen Ressourcen, die Organisationsmacht und die nötige Legitimierungskraft (Zimbardo 2012: 214f.), um große genozidale Kampagnen, wie sie insbesondere das 20. Jahrhundert erlebte, zu ermöglichen (Fritzsche 2005: 105; Weitz 2003: 6f.). In Südwestafrika verschränkten sich Sieder- und staatliche Gewalt in charakteristischer Weise: Im Schatten eines schwachen Kolonialstaates agierten die Siedler als ein selbständiger Motor der Expansion. Gewalttätigkeit

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

und Anomie der *frontier*-Situation provozierten einen Krieg, der in einem zweiten Schritt den metropolitanen Staat auf den Plan rief, der die ihm eigene Zerstörungskraft entfaltete, um seine weißen Untertanen zu schützen und seinen Herrschaftsanspruch zu behaupten. In diese Phase des Krieges fällt der eigentliche Genozid.

Man mag es als Ironie der Geschichte betrachten, dass die Siedler durch ihr ständiges Drängen auf Radikalisierung Mächte herbeibeschworen, derer sie gar nicht mehr Herr wurden. Durch Fremdbestimmung und Überfremdung perpetuierte, ja verschärfte sich die Krise der Siedler, und damit auch die Bewältigungshandlungen, die typischerweise gewaltförmig ausfielen. Kolonialpolitik und Strategie gerieten in den Sog metropolitaner Diskurse, so dass schließlich die Belange der Kolonie und ihrer Bewohner eine immer geringere Rolle für die Planung des Feldzuges spielten. Eine entscheidende Weichenstellung stellte Leutweins Ablösung als Kommandeur der südwestafrikanischen Schutztruppe dar. Leutwein hatte stets die Gesamtentwicklung der Kolonie im Blick und war daher immer bestrebt gewesen, ihre Ressourcen zu schonen; der Metropole waren solche Rücksichten fremd. Die Siedler hatten durch Polemik und Proteste das Ihrige dazu beigetragen, Leutweins Position zu schwächen, da ihnen die Haltung des Gouverneurs zwischenzeitlich zu »milde« erschienen war. Vorderhand kam Trotha ihren strategischen Vorstellungen zwar eher entgegen, aber der Schein trog, denn sehr bald stellte sich heraus, dass zwischen den Vorstellungen der Heimat (-Militärs) auf der einen und der Kolonie auf der anderen Seite eine schier unüberbrückbare Kluft lag. Auf Drängen der Siedler hin nahm der Krieg eine Dimension an, welche die Kolonie regelrecht zu verschlingen drohte.

Die Einflussnahme des Reiches veränderte den Krieg schon dadurch grundlegend, dass sie ihn in einen weiteren Horizont stellte. Der Metropole ging es so sehr um die um die Zukunft der Kolonie, als vielmehr darum, ihr Prestige als Großmacht zu wahren. Dafür schienen ihr allein operative Erfolge notwendig. Alles Weitere hatte dahinter zurückzutreten.

Die Einflussnahme der Metropole stand ganz im Zeichen des Militarismus. Unmittelbar nach dem Aufstandsausbruch zog der Generalstab bereits die Oberleitung der Operationen an sich, und der neue Mann an der Spitze der Schutztruppe, Trotha, verhängte noch vor seiner Ankunft im Schutzgebiet das Kriegsrecht, so dass spätestens zu dem Zeitpunkt eine Militärdiktatur in Kraft trat, als Leutwein Ende 1904 seinen Abschied als Gouverneur nahm und endgültig die Kolonie verließ. Unter letzterem war das militärische Vorgehen stets noch einem strategischen Zweck-Mittel-Kalkül unterworfen geblieben; bereits seine Ablösung als Kommandeur leitete eine Phase ein, in welcher strategische Nützlichkeitserwägungen als »kleinliche Bedenken« abgetan wurden und bis auf weiteres ausschließlich militärisch-operative Gesichtspunkte zählten.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Das Ziel der kriegerischen Anstrengungen war nunmehr rein militärischer Natur: Es bestand in einem Totalsieg, und die Klärung politischer Fragen stand erst *nach* dessen Erringung an. Fest stand freilich, dass den Herero die letzten Reste ihrer Souveränität zu entreißen und ihre politische und soziale Organisation endgültig zu zerschlagen waren. Deswegen lässt sich sagen, dass Berlin einen Vernichtungskrieg verlangte, wobei sich dieser Vernichtungskrieg nicht primär gegen die Herero-Gesellschaft und ihre Mitglieder, sondern gegen ihre politischen und sozialen Strukturen richtete, und daher als *politischer* Vernichtungskrieg anzusprechen ist. Nichtsdestotrotz ist festzuhalten, dass die Einflussnahme der Metropole für die *strategische* Entgrenzung des Feldzuges sorgte und der Verselbständigung einer Gewalt, die fortan nicht mehr durch politische Zwecke gebändigt sein sollte, Vorschub leistete.

Der neue Kurs schloss im Gegensatz zur Praxis Leutweins ein, dass die Herero als »Aufständische« galten und in keiner Weise als kriegführende Partei anerkannt wurden; die diplomatischen Beziehungen, die Leutwein wie stets aufrechterhalten hatte, wurden abgebrochen. Für Berlin kam lediglich eine strikt einseitige Lösung des Konflikts in Frage, die ausschließlich in der *bedingungslosen* Unterwerfung der Aufständischen bestehen konnte. In ihrer Selbstüberschätzung glaubten die metropolitanen Militärs, gar nicht erst auf den Gegner blicken zu müssen, sondern sich ganz auf die eigene Stärke verlassen zu können. Auf diese Weise wurde die bimodale Entfremdung, die den Konflikt vor Ort längst bestimmte, auch auf strategischer Ebene festgeschrieben. Da die Beziehungen von deutscher Seite abgebrochen wurden und jegliches Entgegenkommen ausgeschlossen war, verhärteten sich die ›Fronten‹ weiter. Angesichts der Intransigenz, welche die Deutschen hervorkehrten, waren die Herero in der Folge immer weniger bereit, sich ihnen zu ergeben, und suchten ihr Heil in Widerstand und Flucht.

Dennoch hätte sich die militaristische Wende, die der Feldzug unter dem Einfluss der Metropole nahm, keineswegs so verheerend auswirken *müssen*, wie sie es schließlich tat. Der Feldzug der Herero stand noch im Zeichen des »*konservativen* Militarismus«. Die Vernichtungsschlacht, auf die Trothas Feldzug hingeordnet war, intensivierte zwar die kriegerische Gewalt auf dem südwestafrikanischen Schauplatz in einer bis dahin nicht bekannten Weise, schloss aber ursprünglich noch gegenläufige, gewalteinhegende Impulse ein. Der Feldzug gegen die Herero sollte in ein großes entscheidendes Gefecht münden; damit hätte er sich auf einen vielleicht intensiven, aber kurzen kriegerischen Akt beschränken können, ohne die Grenzen der ›konventionellen‹ Kriegführung, soweit in einem kolonialen Konflikt überhaupt möglich, allzu weit hinter sich zu lassen. Hätte Trotha am Waterberg den erhofften Sieg davongetragen, müssten wir heute möglicherweise nicht von einem Genozid sprechen. Nichtsdestotrotz setzten sich – *gegen* die Erwartungen und Absichten

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der Verantwortlichen – letztlich die gewaltentgrenzenden gegenüber den gewalteinhegenden Zügen durch. Freilich mussten erst noch bestimmte Umstände hinzutreten, um die genozidale Gewalt zu entfesseln. Die genozidale Eskalation war insofern kontingent.

Die Herero spielten dabei eine aktive Rolle. Ihre Handlungsmächtigkeit zu betonen, läuft nicht automatisch auf die Relativierung des Exzessiven hinaus, das der deutschen Kriegführung anhaftete, sondern hilft vielmehr, die Eskalation erst zu erklären. Die Deutschen hatten den Herero eine solche Handlungsmächtigkeit gar nicht erst zugetraut und waren umso weniger bereit, sie ihnen zuzugestehen. So erklärt sich auch die Obsessivität, mit der Trotha den Herero nachsetzte. Dabei sollte bedacht werden, mit welch überzogenen und arroganten Erwartungen die Deutschen, allen voran Trotha, in Südwest angetreten waren. Dass sich die Herero dann aber am Waterberg nicht entscheidend hatten schlagen, dass sie sich auch in den anschließenden Wochen nicht hatten stellen, ja dass sie sich gar nicht mehr hatten einholen lassen, und dass die deutschen Truppen schließlich genötigt waren, die Verfolgung einzustellen, weil sie selbst nicht mehr weiterkonnten – dies alles verletzte das unbedingte Überlegenheitsgefühl der Kolonialherren so tief, dass sie zu immer schärferen Maßnahmen griffen und schließlich zu fast allem bereit waren, um diese Scharte nur auszuwetzen.

Nach dem Willen der Metropole, der sich auf der Grundlage maßloser Selbstüberschätzung und fahrlässiger Geringschätzung für den Gegner gebildet hatte, sollte der Feldzug den eindeutigen Beweis der eigenen überlegenen Stärke erbringen. Diese Prämisse schuf eine gewisse Pfadabhängigkeit. War der bezeichnete Weg, den Nachweis der überlegenen Stärke zu führen, einmal beschritten, war es kaum mehr möglich, Korrekturen vorzunehmen, ohne befürchten zu müssen, den gegenteiligen Effekt zu erzielen, nämlich als schwach dazustehen. Der Druck lastete vor allem auf Trotha als verantwortlichem Kommandeur, und der lehnte es auch strikt ab, von dem einmal eingeschlagenen Kurs abzurücken. Ihm blieb aus seiner Sicht nur die ›Flucht nach vorne‹, was bedeutete, die Gewaltschraube weiter anzuziehen, zumal seine Intransigenz die Herero abschreckte und nur dafür sorgte, dass sich die ›Fronten‹ weiter verhärteten. Je mehr sich Trotha in seiner Eindimensionalität mühte, die Lage in den Griff zu bekommen, desto mehr verschlimmerte er sie nur.

Ich habe argumentiert, dass der Weg von der ursprünglich geplanten ›konventionellen‹ zur genozidalen Vernichtung über den Umweg einer weiteren Strategie, die eigentlich in der Proklamation niedergelegt war, führte: die endgültige Vertreibung der Herero aus dem Schutzgebiet. Demnach handelte sich bei dieser Strategie nicht bloß um »Camouflage«, wie bisweilen angenommen wird, schon weil Trotha sie frühzeitig ins Auge fasste, als die genaue Position und Lage der Herero noch nicht abzusehen war. Der Zeitpunkt des genozidalen Umschlagens ist damit

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

jedenfalls deutlich später angesetzt als von der übrigen Literatur; aber die Bestimmung dieses Zeitpunktes, die Lokalisierung des »genozidalen Moments«, ist gar nicht so wichtig, falls sie denn überhaupt möglich ist. Der Feststellung Alexander Hintons (2006: 70) ist beizupflichten, wonach es eher darauf ankommt, den Verlauf von Entwicklungen zu rekonstruieren, als den genauen Moment der Entscheidung zum Genozid zu eruieren. Hinsichtlich der Rekonstruktion des Prozesses der Eskalation muss zwei Aspekten ein besonderes Augenmerk gelten: einmal dem (fortgesetzten) Scheitern der Operationen und, zum anderen, der Frage, was dieses nicht für möglich und vor allem für nicht hinnehmbar gehaltene Scheitern für die Verantwortlichen bedeutete.

Es kann nur erstaunen, wie wenig Beachtung der Schamaffekt mit Blick auf koloniale Kontexte findet. Charakteristisch für die koloniale Situation ist ein rassistisches Überlegenheitsgefühl der Eroberer, das derart übersteigert ist, dass seine Enttäuschung kaum ausbleiben kann – eine Enttäuschung, die um der Herrschaft willen allerdings nicht zugelassen werden darf. Verleugnete Scham aber führt zu Wut und Gewalt. Dieser Zusammenhang lässt sich auch an der Proklamation beobachten, die eine neue Stufe der Eskalation markierte: Von Trotha erlassen, als die eigenen Truppen nicht mehr weiterkonnten und die Verfolgung somit endgültig gescheitert war, bedrohte sie jeden Herero mit Vernichtung. Der General machte eine nachdrückliche Inkompetenz-Erfahrung, die er nicht hinnehmen wollte. Da die Revision des eingeschlagenen Kurses für ihn ausgeschlossen war, blieb ihm nur übrig, diesen weiter zu verschärfen.

Scham ist generell schmerzvoll und Anlass zu weiterer Scham. Zudem beeinträchtigt sie die Interaktionsmächtigkeit des Subjekts. Bestimmte Faktoren disponierten Trotha jedoch in besonderer Weise zu ihrer Verleugnung. In einem »kleine[n] verachtete[n] Kaffernkrieg« (Marchand-Volz 1998: 137) war ein Scheitern undenkbar, und für Trotha umso weniger, als er nicht nur viel Zeit, sondern auch »Ströme von Geld« für die Vorbereitung seines Feldzuges aufgewandt hatte; darüber hinaus hatte sich der General zu allerlei Spott gegenüber den eingesessenen Offizieren und zu vollmundigen Ankündigungen hinreißen lassen, wodurch er seine Spielräume zusätzlich verengt hatte. Vollends aber das Kriegerethos der »guten Gesellschaft«, zu der sich Trotha rechnete, erschwerte ein Eingeständnis von Schwäche, wie es die Scham war. Trotha handelte als Exponent seines Standes, wenn auch gewiss als ›Hardliner‹, der das Kriegerethos in Reinform verkörperte. Es war nicht so sehr die Sorge um die Zukunft der Kolonie, die ihn davon abhielt, seinen verfehlten Kurs zu revidieren, sondern dieses Selbstverständnis als Soldat und »Ehrenmann«, das ihn hinderte, ›einen Rückzieher zu machen‹.

Hand in Hand mit den ständigen Rückschlägen – wie Kleine Kriege überhaupt war auch dieser Krieg eine »Feldzug der Enttäuschungen«

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

– ging so eine sich stetig aufbauende Wut, deren erste Leidtragende die Herero waren. Unfähig, sich das Scheitern seines Kurses einzugestehen, und daher auch nicht willens, denselben zu revidieren, beharrte Trotha auf dessen Fortführung. Die Verfolgung nahm regelrecht obsessive Züge an. Je deutlicher zutage trat, wie illusorisch diese Zielsetzungen angesichts der tatsächlichen Lage waren, desto krampfhafter hielt er daran fest. Dabei überwarf sich Trotha mit zahlreichen Offizieren, welche die Lage erkannten und sich allzu offen für einen Kurswechsel aussprachen. Wie sehr die Situation bereits außer Kontrolle geraten war, belegt der Umstand, dass Trotha schließlich sogar den Reichskanzler wegen einer Lappalie zum Duell fordern wollte. Dass Trotha Ende September am Rande der Omaheke – etliche Kilometer diesseits der Grenze – stehenbleiben musste, war für ihn schmachvoll genug, zumal er bis auf weiteres nur noch reagieren konnte. Trotz all der Mühen und Opfer war im Grunde nichts erreicht, denn es war völlig offen, ob sich die Herero dem Schutzgebiet dauerhaft fernhalten lassen würden. Klar war nur, dass dafür auf unbestimmte Zeit ausreichend Soldaten am Rande der Omaheke zu stationieren und zu versorgen waren – und dass dies die Leistungsfähigkeit der Truppe bereits deutlich überstieg. Als sich abzuzeichnen begann, dass sich die Herero nicht auf britisches Gebiet würden retten und auch nicht in der Omaheke würden halten können, war Trotha umso entschlossener, an den Absperrungsmaßnahmen festzuhalten. Er war nicht nur bereit, die Ausrottung der Herero in Kauf zu nehmen, sondern war begierig, sie nach Kräften zu betreiben. Die verleugnete Scham war bereits in Wut und Hass umgeschlagen, und mit den Herero konnte Trotha zugleich die Spuren seines militärischen Scheiterns auslöschen.

Auch die eigenen Truppen hatten unter der verfehlten Strategie zu leiden. Hunger, Durst und Krankheiten rafften Mann um Mann dahin, und manch ein Kriegsteilnehmer fühlte sich von der Führung ›verheizt‹. Allerdings kam es nicht keinem Bruch wie im Stellungskrieg zehn Jahre später, auch weil die Solidarisierung mit dem Gegner ausgeschlossen schien. Die Kluft, die der Rassismus zog, war zu tief, als dass sie sich hätte überwinden lassen: Noch der verabscheuungswürdigste vorgesetzte Menschenschinder stand dem Soldaten scheinbar unendlich näher als der Gegner. Für die elenden Reste der Herero hatten die Soldaten oftmals nicht nur keine Empathie, sondern lediglich Verachtung übrig. Ihre Aggressionen richteten sich gegen die eigentlichen Leidtragenden der Strategie Trothas.

Die Soldaten brutalisierten. Während des Vormarsches bildete Angst die dominierende Erfahrung der eilig ins Land geschafften und oftmals überforderten Truppen; nach der Schlacht Waterberg stellte Verbitterung die dominierende Erfahrung dar und lieferte den Soldaten die nötige Motivation, immer weiter zu machen. Die Brutalisierung war zwar ein unerwünschter Effekt des sich hinziehenden Feldzuges, aber half wiederum mit, dies auch in seiner genozidalen Phase am Laufen zu halten.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Warum die extreme Gewalt gegen die Herero jedoch kein Ende fand, als Trotha im Dezember 1904 seine Proklamation widerrufen hatte, und auch dann nicht aufhörte, als der Krieg 1907 offiziell für beendet erklärt oder 1908 die letzten Konzentrationslager aufgelöst worden waren, ergibt sich teilweise aus dem Gesagten.

Der Kaiser »brauste auf«, als Bülow gegen die Vernichtungsstrategie intervenierte (Bülow 1930, Bd. 2: 21). Dies galt erst recht für ihren Urheber, Trotha, der sofort seinen Abschied ankündigte. Dass der General aber noch fast ein Jahr im Amte verblieb, hatte damit zu tun, dass sich sehr bald zeigte, dass der Kurswechsel keineswegs so radikal ausfiel, wie er zunächst noch angenommen hatte. Schlieffens Präzisierungen machten vielmehr deutlich, dass abgesehen davon, dass denjenigen Herero, die sich freiwillig ergaben, Pardon gewährt werden sollte, alles beim Alten blieb. Da sich längst nicht alle Herero ergaben, konnte Trotha also im Großen und Ganzen verfahren wie zuvor, was die Herero wiederum in ihrem Argwohn bestärkte und sie davor zurückschrecken ließ, sich deutschen Truppen zu ergeben, zumal letztere oft nur zögerlich, wenn denn überhaupt, von den vorgängigen Gepflogenheiten abließen. Durch die Aufweichungen des verordneten Kurswechsels ermöglichte Schlieffen es Trotha, das Kommando zu behalten und gleichzeitig sein Gesicht zu wahren. Offensichtlich waren die sachlichen Diskrepanzen unter den Militärs auch nicht so gravierend. Einesteils wurden die Befehle also aufgeweicht, anderenteils brachen sie sich an den Gewohnheiten der Truppe.

Christian Gerlach (2006: 464) beklagt, dass die Genozidforschung viel zu sehr darauf bedacht ist, Gewaltformen voneinander zu unterscheiden und den Blick auf bestimmte Formen einzuschränken, obwohl es darauf ankäme, die Zusammenhänge zwischen den unterschiedlichen Formen – oder mit Blick auf den gegenwärtigen Fall: zwischen den aufeinanderfolgenden Phasen – zu erfassen. Genozide entwickeln sich aus Prozessen und stoßen Prozesse an. Wie sie eine Vorgeschichte haben, wirken sie auch nach. Spätestens die Erfahrungen der genozidalen Phase verschoben unwiderruflich den Horizont dessen, was den »Eingeborenen« gegenüber möglich und akzeptabel war. Die Herrschaftsphantasien der Weißen entgrenzten. Davon zeugen nicht nur die Zustände in den Konzentrationslagern, sondern auch die Verhältnisse in den späteren ›Friedenszeiten‹. Gewalt gegen »Eingeborene« war in einem Maße normal, dass es manchem Besucher aus dem Reich regelrecht die Sprache verschlug. Nachdem sich die Weißen einmal zu Herren über Leben und Tod aufgeschwungen hatten, wollten sie sich dieser Machtfülle nicht mehr ohne weiteres begeben (vgl. dazu Sofsky 1999: 196).

Hinzu kommt, dass einige Siedler noch eine Rechnung mit den Aufständischen offenhatten. Der Krieg wurde über ihre Köpfe hinweg nach den Maßgaben der fernen Metropole geführt und erschien den Siedlern

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

als eine Zeit äußerster Fremdbestimmung. Ihr Rachebedürfnis aber persistierte, wie auch das weitere Bedürfnis, durch Gewalt die Ohnmacht zu überwinden, Handlungsmacht zu erlangen und sich der eigenen Superiorität zu vergewissern.

Im Lichte des allgemein geteilten Rassismus war ein afrikanisches Leben nicht viel wert. So ist auch erklärlich, dass ausgerechnet Konzentrationslager den Gegenentwurf zu Trothas Vernichtungsstrategie bilden sollten, und damit auch die Institutionalisierung desjenigen Pardons, den der General den Herero zuvor verweigert hatte. Zunächst bedeutete Lagerhaft, dass die Herero nun ihren einstigen Häschern, den Soldaten, und den Anwohnern gänzlich schutzlos ausgeliefert waren. Die Ideologisierung der Lagerherrschaft aber war das Werk der zivilen Beamten. Ganz ungeachtet der Tatsache, dass die Herero längst am Boden lagen, überwog auch bei den Zivilbeamten die Sorge und Scham über Trothas wenig glücklich verlaufenen Feldzug und die ausgebliebene Machtdemonstration, die den Grund einer stabilen Herrschaft legen sollte. So bildete die Lagerherrschaft die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln, eines totalen Krieges, der sich unterschiedslos gegen die gesamte ›feindliche‹ Gesellschaft richtete und nachholen sollte, was Trotha verpasst zu haben schien. Die Scham wirkte also auf fatale Weise fort.

Es kann kaum überzeugen, wenn Sarkin (2011) den Genozid an den Herero jüngst auf die Spitze des Deutschen Reiches, den Kaiser persönlich, zurückzuführen sucht und dabei Akteure wie die Siedler oder Militärs gleichsam zu dessen Kreaturen (»His Settlers, His Soldiers«) herabpotenziert. Tatsächlich war die Gemengelage weit komplexer und bestimmten verschiedene Akteure das Geschehen in aktiver, eigenständiger Weise mit. So drückten die Siedler, die staatspolitisch gar nicht recht vorgesehen waren, der kolonialen Vergesellschaftung ihren Stempel auf; ihre Interaktionen mit den Indigenen im Rücken des Kolonialstaates beschworen den Krieg wohl erst herauf. Auf diese privatisierte Gewalt reagierten die Herero in erster Linie, und diese Reaktionen, die sich vor allem gegen vermeintliche Zivilisten richteten, lösten auch und gerade in der Metropole und unter den von dort entsandten Akteuren, die mit den kolonialen Gewaltverhältnissen nicht vertraut waren, eine Erbitterung aus, welche den weiteren Feldzug prägte. Die Siedler hatten auf eine Entgrenzung gedrängt, die sehr bald eine Dimension annahm, die sie nicht antizipiert, geschweige denn gewünscht hatten – und sich nunmehr ganz ihrer Kontrolle entzog. Der entfesselte Gewaltprozess war von dem Wechselspiel verschiedener Akteursgruppen bestimmt, deren nähere Handlungslogiken sich auch aus der Stelle und dem Zeitpunkt ihres Eingreifens sowie aus der Auseinandersetzung mit anderen, konkurrierenden Akteuren ergaben. Blicken wir auf das Gesamtgeschehen einschließlich der Gewaltverhältnisse, die der eigentlich genozidalen Phase voran- und schließlich aus dieser noch hervorgingen, springt

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

also gerade das Fehlen einer kohärenten zentralen Steuerung ins Auge. In Anlehnung an Jean-Michel Chaumont (2001) ließe sich viel eher von einer *Konkurrenz der Täter* sprechen. Wenn es um Schuld und Verantwortung geht, erscheinen derlei Kautelen und Differenzierungen freilich unerheblich: Das Deutsche Reich resp. sein Rechtsnachfolger tragen die Verantwortung für das, was in seinem Namen von seinen Repräsentanten in Übersee begangen wurde, und um dies festzustellen, sind – in Parenthese gesagt – die Vereinfachungen und Glättungen, die so viele Fallstudien vornehmen, gar nicht nötig. Aber geht es darum zu *erklären*, wie es zu dieser Katastrophe hat kommen können, sind solche Differenzierungen unausweichlich, mögen sie dem Wunsch nach einfachen Schuldzuschreibungen auch als lästige Komplikationen erscheinen.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Bibliographie

Nicht edierte Quellen

1. Archiv der Vereinten Evangelischen Mission (Wuppertal)

RMG 2.660: Deutsche Kolonialbehörden in Südwestafrika: u.a. Fürsorge für die Herero

2. Botswana National Archives and Records Services (GNARS)

RC 1/16: Native rising (of Herero) in German South West Africa (and Ngamiland precautions), 1904.
RC 1/17: Secret and confidential correspondence relating to the Hottentot and Herero rebellions in German South West Africa, security measures on the Protectorate border, and measures to be adopted regarding fugitives seeking asylum in the Protectorate, January 1904–November, 1905.
RC 2/41/1–3: Despatches, 1903–11, from High Commissioner to Resident Commissioner, Bechuanaland, on South West Affairs including Hottentot rising of 1903 and Herero unrest of 1909.
RC 4/18: Memorandum by Ngamiland Magistrate on the native inhabitants of the German South West Africa Protectorate with special reference to the conditions affecting Ngamiland, 20th January, 1905.
RC 10/18: Proposal to allow Hereros to settle in the Protectorate (following rebellion in German South West Africa. And 1914–15 papers on entry into Ngamiland of the Herero Chief Joseph and his followers, 1904–15.
RC 11/1–2: Correspondence regarding Hereros (and flight to Ngamiland after rebellion in German South West Africa).
RC 12/12: Sub-Inspector Hodson: second visit to Kalahari. (Patrols to Lehututu-keutleutwei to intercept and disarm Damara refugees from South West Africa and investigate alleged violations of the Protectorate border by Hottentot rebels under Witbooi and Simon Kooper, 1905).
RC 13/6: Sub-Inspector H.V. Eason: Patrol to Lehututu (to preserve German South West Africa border from violation by belligerents in Hottentot rebellion). (Interception of armed Koranas and of Hottentots under Simon Kooper), 1905–1907.

3. Bundesarchiv Koblenz

Nl. 1030 (Nachlass Viktor Franke):
Bd. 3a: Tagebuch, 5. September 1903–29. Dezember 1904.
Bd. 21: Der Aufstand in Deutsch-Südwestafrika und die nachfolgenden Jahre, 1903–1906.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

N/1783/1: Tagebuch Missionar Eich.

4. Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde

R1001 (Reichskolonialamt)
2089: Differenzen zwischen Generalleutnant v. Trotha und Gouverneur Leutwein über das Verhältnis von militärischen und politischen Maßnahmen zur Beendigung des Krieges.
2111–2119: Aufstand der Herero 1904–1909.

5. Cape Town Archives Repository (KAB)

CO (Colonial Office)
4567: Correspondence on Campaigns against Natives in German South West Africa 1904–190.

GH (Government House)
35/139: Correspondence: High Commissioner Re Rising of Natives in G.S.W.A., 1904–1906.
35/157: Treatment of Natives in G.S.W.A. 1905.

PMO (Prime Minister's Office)
199: Correspondence Files Nos. 211/05–286/05, Native Rising in German South West Africa, 1904–1906.

6. Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen (DTA)

Sign. 1704: Tagebuch Helene Gathmann.

7. Evangelical Lutheran Church in the Republic of Namibia (ELCRN)

V.23.1, Gemeindechronik Omaruru.

8. Familienarchiv v. Trotha (TA)

Sign. 315: Tagebuch Lothar v. Trotha, Mai 1904–Dezember 1905. Typoskript (1a; mit Anlagen: 2a und 3a) zusammengestellt von Lucy von Trotha, Bonn 1930.

Handschriftliche Tagebücher:
122/15: 20.5.1904–5. 7.1904.
122/16: 6.7.–8.7.1904; 24.10.1904–10.1.1905.
122/17: 10.7.–23.10.1904.
122/18: 11.1.1905–14.12.1905.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

9. The National Archive, Public Record Office (PRO), Kew, London

WO (War Office)
106/265: »Herero-Rising 1904–7; Bondelzwart Rising 1903«
106/268: »Operations in German South West Africa« [Lt. Col. F.J. A. Trench to Secretary to the War Office].

FO (Foreign Office)
64/1645: »Native Rising in German South West Africa«

10. National Archives of Namibia (NAN)

ZBU (Zentralbureau)
D.IV.C.1: Feldzug gegen die Hereros und die Khauas-Hottentotten.
D.IV.L.2: Herero-Aufstand 1904. Feldzug; Politisches. Band 3: August 1904–September 1905.
D.IV.L.2: Herero-Aufstand 1904. Feldzug; Politisches. Band 4: Oktober 1904–Dezember 1905.
D.IV.L.3: Hereroaufstand, Kriegsgefangene. Band 1: September 1904– April 1906.
D.IV.M.1: Erhebung über die Gründe des Witbooi-Aufstandes.
D.IV.M.2: Band 1: Ausbruch der Witbooi-Unruhen.
D.IV.M.2: Band 4: Verhörprotokolle.
2369: Geheimakten Witboi-Hottentotten

BKE (Bezirksamt Keetmanshoop)
Nr. 220

PA (Private Accessions)
A.109: Stuhlmann, Tagebuch meiner Kriegserlebnisse in Süd-West-Afrika 1904 und 1905 als Oberleutnant der Schutztruppe.
A.151: Nachlass v. Alten, Tagebuch Viktor v. Alten (Nr.1), Tagebücher und Aufzeichnungen Rudolf v. Hardenberg (Nr. 2ff).
A.510: Tagebuch von Emil Malzahn 1901–1904 (Unteroffizier).
A.529: Otto Busch, Berichte über Reisen nach Angola, in die Kapkolonie etc., 1900–1914.
A.538: H.F.R. Knoke, Tagebuch 20.4.1904–1.1.1905.
A.583: Gerhardt v. Brünneck, Briefe.

AACRLS (Archives on Anti-Colonial Resistance and Liberation Struggle in Namibia)
Nr. 70: Kurt v. Frankenberg und Proschlitz, Tagebuch 1904–7.
L1032, Sammlung Lemmer: Anonymus, Kriegstagebuch.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Edierte Quellen

1. Flugblätter und Wahlplakate

GStA: Geheimes Staatsarchiv – Preußischer Kulturbesitz. XII: Hauptabteilung Druckschriften, VI: Flugblätter und Plakate. Nos. 48/ 48²/ 48³; 49 (SPD); Nr. 105 (Zentrum); No. 149, 151, 152 (Liberale); No. 154, 155 (Freisinnige); Nr. 156 (Deutsche Volkspartei); No. 172 (Konservative); Nr. 174 (Reichspartei).

StaBiB: Staatsbibliothek zu Berlin – Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Reichstagswahlen 1903–1912: Gebundene Flugblätter in der Berliner Staatsbibliothek.

2. Zeitungen

Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung (*DSWAZ*)

Windhuker Nachrichten (bis 1904: *Nachrichten des Bezirks-Vereins Windhuk*) (*WN*)

3. Reichstagsprotokolle

StBR: Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstags.

4. Schriften

Addington, Larry H. (1984): *The Patterns of War since the Eighteenth Century*, London und Sydney: Croom Helm.

Adhikari, Mohamed (2015): »›We are Determined to Exterminate Them‹: The Genocidal Impetus Behind the Invasion of Commercial Stock Farmers of Hunter-Gatherers Territories«, in: ders. (Hg.), *Genocide on Settler Frontiers. When Hunter-Gatherers and Commercial Stock Farmers Clash*, New York und Oxford: Berghahn, S. 1–31.

Admiralstab der Marine Admiralstab der Marine (1905b): *Das Marine-Expeditionskorps in Südwest-Afrika während des Herero-Aufstandes*, Berlin: Mittler.

Admiralstab der Marine (1905a): *Die Tätigkeit des Landungskorps S.M.S. »Habicht« während des Herero-Aufstandes Januar/ Februar 1904*, Berlin: Mittler.

Aron, Raymond (1986): *Frieden und Krieg. Eine Theorie der Staatenwelt*, Frankfurt: S. Fischer.

Ashworth, Anthony (2000): *Trench Warfare 1914–1918. The Live and Let Live System*, Basingstoke und Oxford: Pan-Macmillan.

Ashworth, Anthony (1968): »The Sociology of Trench Warfare«, in: *The British Journal of Sociology*, Vol. 19, Nr. 4, S. 407–423.

Auer, G. (1911): In Südwestafrika gegen die Hereros. Nach den Kriegstagebüchern des Obermatrosen G. Auer, Berlin: Ernst Hofmann.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Balandier, Georges (1970): »Die koloniale Situation. Ein theoretischer Ansatz«, in: Rudolf von Albertini (Hg.), *Moderne Kolonialgeschichte*, Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 105–124.

Bart, Virginia (2015): »En mémoire des Hereros et des Namas«, in: *Le Monde* vom 27.3.2015.

Barth, Boris (2006): *Genozid – Völkermord im 20. Jahrhundert. Geschichte, Theorien, Kontroversen*, München: Beck.

Bayer, Maximilian (1909): *Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika*. Berlin: Wilhelm Weicher Marine- u. Kolonialverlag.

Beckett, Ian (2007): »Another British Way in Warfare: Charles Callwell and Small Wars«, in: ders. (Hg.), *Victorians at War: New Perspectives*, London: Society for Army Historical Research S. 89–102.

Beckett, Ian (2001): *Modern Insurgencies and Counter-Insurgencies. Guerillas and their opponents since 1750*, London und New York: Routledge.

Behr, H.F. von (1891): *Kriegsbilder aus dem Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika*. Leipzig: Brockhaus.

Belich, James (2012): »Krieg und transkulturelles Lernen in Neuseeland im 19. Jahrhundert«, in: Dierk Walter und Birthe Kundrus (Hg.), *Waffen – Wissen – Wandel. Anpassung und Lernen in transkulturellen Erstkonflikten*, Hamburg: Hamburger Edition, S. 239–257.

Belich, James (2010): *Replenishing the Earth. The Settler Revolution and the Rise of the Anglo-World, 1783–1939*, Oxford: Oxford University Press.

Belwe, Max (1906): Gegen die Herero 1904/1905. *Tagebuchaufzeichnungen von Max Belwe. Mit einer Übersichtsskizze und achtzehn Abbildungen im Text*, Berlin: Mittler.

Benz, Wolfgang (2007): »Kolonialpolitik als Genozid. Der »Herero-Aufstand« in Deutsch-Südwestafrika«, in: ders., *Ausgrenzung, Vertreibung, Völkermord. Genozid im 20. Jahrhundert*, 2. Aufl., S. 27–53, München: Deutscher Taschenbuchverlag.

Beyrau, Dietrich (2007): »Totaler Krieg. Begriff und Erfahrung am sowjetischen Beispiel«, in: Dietrich Beyrau u.a. (Hg.), *Formen des Krieges. Von der Antike bis zur Gegenwart*, Paderborn: Schöningh, S. 327–354.

Bley, Helmut (1995): »Gewaltverhältnisse in Siedlergesellschaften des südlichen Afrika«, in: Christof Dipper (Hg.), *Siedler-Identität. Neun Fallstudien von der Antike bis zur Gegenwart*, Frankfurt am Main: Lang, S. 141–165.

Bley, Helmut (1968): *Kolonialherrschaft und Sozialstruktur in Deutsch-Südwestafrika*, Hamburg: Leibniz-Verlag.

Bodley, John H (1983): *Der Weg der Zerstörung. Stammesvölker und die industrielle Zivilisation*, München: Trickster.

Böhlke-Itzen, Janntje (2005): »Die bundesdeutsche Diskussion und die Reparationsfrage. *Ein ganz normaler Kolonialkrieg?*«, in: Henning Melber (Hg.), *Genozid und Gedenken. Namibisch-deutsche*

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Geschichte und Gegenwart, Frankfurt am Main: Brandes & Apsel, S. 103–119.
Bourdieu, Pierre (1987): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt: Suhrkamp.
Bourdieu, Pierre (1976): *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft*, Frankfurt: Suhrkamp.
Brändli, Sabina (1997): »Von »schneidigen Offizieren« und »Militärcrinolinen«: Aspekte symbolischer Männlichkeit am Beispiel preussischer und schweizerischer Uniformen des 19. Jahrhunderts«, in: Ute Frevert (Hg.), *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart: Klett Cotta, S. 201–228.
Brehl, Medardus (2007): *Vernichtung der Herero. Diskurse der Gewalt in der deutschen Kolonialliteratur*, München: Wilhelm Fink.
Bridgman, Jon M (1981): *The revolt of the Hereros*, Berkeley: University of California Press.
Bridgman, Jon M./ Worley, Leslie J. (1997): »Genocide of the Hereros«, in: Samuel Totten u.a. (Hg.), *Century of Genocide. Eyewitness Accounts and Critical Views*, New York: Garland Publishing, S. 3–40.
Bröckling, Ulrich (1997): *Disziplin. Soziologie und Geschichte militärischer Gehorsamsproduktion*, München: Wilhelm Fink.
Brogini-Künzi, Giulia (2006): *Italien und der Abessinienkrieg 1935/36. Kolonialkrieg oder Totaler Krieg?*, Paderborn: Schöningh.
Browning, Christopher R. (2007): *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die »Endlösung« in Polen*, 4. Aufl., Reinbek: Rowohlt.
Browning, Peter (2006): *The Changing Nature of Warfare. The Development of Land Warfare from 1792 to 1945*, Cambridge: Cambridge University Press.
Buchheit, Gert (1942): *Vernichtungs- oder Ermattungsstrategie? Vom strategischen Charakter der Kriege*, Berlin: Paul Neff.
Budack, Kuno F. R. H. (1980): »Kampf in den Oranjebergen 1897: Der »Afrikaner-Aufstand« in Deutsch-Südwestafrika«, in: Kirchenbundesrat des Deutschen Kirchenbundes Süd- und Südwestafrikas (Hg.), *Afrikanischer Heimatkalender 1980*, Windhoek: Verlag Afrikanischer Heimatkalender.
Bühler, Andreas Heinrich (2003): *Der Namaaufstand gegen die deutsche Kolonialherrschaft in Namibia von 1904–1913*, Frankfurt am Main: IKO – Verl. für Interkulturelle Kommunikation.
Bührer, Tanja (2011): *Die Kaiserliche Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika. Koloniale Sicherheitspolitik und transkulturelle Kriegführung 1885 bis 1918*, München: Oldenbourg.
Bülow, Franz von (1896): *Deutsch-Südwestafrika. Drei Jahre im Lande Hendrik Witboois. Schilderungen von Land und Leuten*, Berlin: Mittler.
Bülow, H. von (1904): *Deutsch-Südwestafrika seit der Besitzergreifung, die Züge und Kriege gegen die Eingeborenen*, Berlin: Wilhelm Süsserott.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Callwell, Charles Edward (1996): *Small wars. Their principles and practice*, Nachdruck der 3. Aufl. [London 1906], Lincoln: University of Nebraska Press.

Chatterjee, Partha (1993): *The Nation and its Fragments: Colonial and Postcolonial Histories*, Princeton: Princeton University Press.

Chaumont, Jean-Michel (2001): *Die Konkurrenz der Opfer. Genozid, Identität und Anerkennung*, Lüneburg: zu Klampen.

Ciompi, Luc/ Endert, Elke (2011): *Gefühle machen Geschichte. Die Wirkung kollektiver Emotionen – von Hitler bis Obama*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Clausewitz, Carl von (1952 [1832ff]): *Vom Kriege. Vollständige Ausgabe im Urtext*, 16. Aufl., Bonn: Dümmler.

Collins, Randall (2011): *Dynamik der Gewalt. Eine mikrosoziologische Theorie*, Hamburg: Hamburger Edition.

Collins, Randall (2010): »A Dynamic of Battle Victory and Defeat«, in: *Cliodynamics*, 1, S. 3–25.

Conradt, Ludwig (2006): *Erinnerungen aus zwanzigjährigem Händler- und Farmerleben in Deutsch-Südwestafrika. Herausgegeben, kommentiert und mit einer Einleitung versehen von Thomas Keil*, Göttingen: Klaus Hess.

Coser, Lewis (1956): *The Functions of Social Conflict*, New York: The Free Press.

Creveld, Martin van (2009): *Kampfkraft. Militärische Organisation und Leistung 1939–1945*, Graz 2009.

Creveld, Martin van (1991): *The transformation of war*, New York: Free Press.

Crothers, George D. (1968): *The German Elections of 1907*, 2. Aufl., New York: AMS Press.

Daase, Christopher (1999): *Kleine Kriege – Große Wirkung. Wie unkonventionelle Kriegführung die internationale Politik verändert*, Baden-Baden: Nomos.

Damásio, Antonio R. (2012): *Descartes' Irrtum – Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn*, 7. Aufl., München: List.

Dammann, Ernst (1987): *Was Herero erzählten und sangen. Texte, Übersetzung, Kommentar*, Berlin: Reimer.

Dedering, Tilman (1999): »A Certain Rigorous Treatment of All Parts of the Nation. The Annihilation of the Herero in German South West Africa 1904«, in: Mark Levene und Penny Roberts (Hg.), *The massacre in history*, New York: Berghahn Books, S. 205–222.

Dedering, Tilman (1993): »The German-Herero War of 1904: Revisionism of Genocide or Imaginary Historiography?«, in: *Journal of Southern African Studies*, Vol. 19, No. 1, S. 80–88.

Deimling, Berthold von (1906): *Südwestafrika. Land und Leute, unsere Kämpfe Wert der Kolonie. Vortrag gehalten in einer Anzahl deutscher Städte*, Berlin: R. Eisenschmidt.

Deist, Wilhelm (1991): »Voraussetzungen innenpolitischen Handelns des Militärs im Ersten Weltkrieg«, in: ders., *Militär, Staat und Gesellschaft:*

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Studien zur preußisch-deutschen Militärgeschichte, München: Oldenbourg, S. 103–152.

Dekker, Sidney (2011): *Drift into Failure. From Hunting Broken Components to Understanding Complex Systems*, Farnham und Burlington: Ashgate.

Delavignette, Robert (1939): *Les vrais chefs de l'Empire*, Paris: Gallimard.

Delbrück, Hans (2006 [1920]): *Geschichte der Kriegskunst. Teil 2: Die Neuzeit. Vom Kriegswesen der Renaissance bis zu Napoleon*, Berlin: Nikol.

Dincklage-Campe, Friedrich Freiherr von (1908): *Deutsche Reiter in Südwest. Selbsterlebnisse aus den Kämpfen in Deutsch-Südwestafrika. Mit zahlreichen Porträts und Illustrationen nach Originalphotographien und Zeichnungen von E. Becker, B. Huen, O. Merte*, Berlin: Bong.

Docker, John (2008): »Are Settler-Colonies Inherently Genocidal? Re-reading Lemkin«, in: A. Dirk Moses (Hg.), *Empire, Colony, Genocide. Conquest, Occupation, and Subaltern Resistance in World History*, New York: Berghahn, S. 81–101.

Drascher, Wahrhold (1929): *Auslanddeutsche Charakterbilder*, Stuttgart: Strecker und Schröder.

Drechsler, Horst (1984): *Aufstände in Südwestafrika. Der Kampf der Herero und Nama 1904 bis 1907 gegen die deutsche Kolonialherrschaft*, Berlin: Akademie.

Drechsler, Horst (1966): *Südwestafrika unter deutscher Kolonialherrschaft. Der Kampf der Herero und Nama gegen den deutschen Imperialismus 1884–1915*, Berlin: Akademie.

Eck, Bernard (2005): »Essai pour une typologie des massacres en Grèce classique«, in: David El Kenz (Hg.), *Le massacre, objet de l'histoire*, Paris: Gallimard, S. 72–120.

Eckart, Wolfgang U. (2001): »Medizin und kolonialer Rassenkrieg: Die Niederschlagung des Herero-Nama-Aufstandes im Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika (1904–1907)«, in: Wolfgang Wette und Gerd Ueberschär (Hg.), Kriegsverbrechen im 20. Jahrhundert, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 59–71.

Eckart, Wolfgang U. (1995): »Medizin und kolonialer Krieg: Die Niederschlagung der Herero-Nama-Erhebung im Schutzgebiet Deutsch-Südwestafrika, 1904–1907«, in: Peter Heine und Ulrich van der Heyden (Hg.), *Studien zur Geschichte des deutschen Kolonialismus in Afrika. Festschrift zum 60. Geburtstag von Peter Sebald*, Pfaffenweiler: Centaurus Verlagsgesellschaft, S. 220–235.

Eckenbrecher, Margarete von (1940): *Was Afrika mir gab und nahm*, Berlin: Mittler.

Eckl, Andreas E. (2005): *»S' ist ein übles Land hier«. Zur Historiographie eines umstrittenen Kolonialkrieges. Tagebuchaufzeichnungen aus dem Herero-Krieg in Deutsch-Südwestafrika 1904 von Georg Hillebrecht und Franz Ritter von Epp*, Köln: Rüdiger Köppe, S. 13–55.

Elias, Norbert (1992): *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt: Suhrkamp.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Elias, Norbert/ Scotson, John L. (2013): *Etablierte und Außenseiter*, 7. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Elkins, Caroline/ Pedersen, Susan (2005): »Introduction«, in: dies., (Hg.): *Settler Colonialism in the Twentieth Century. Projects, Practices, Legacies*, New York und London: Routledge, S. 1–20.

Endres, Franz Carl (1927): »Soziologische Struktur und ihr entsprechende Ideologien des deutschen Offizierskorps vor dem Weltkriege«, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, 58. Bd., S. 282–319.

Erdmann, Franz (1904): *Die Ursachen des Herero-Aufstandes und die Entschädigungsansprüche der Siedler. Dargestellt von der Ansiedler-Abordnung*, Berlin: Verlag Wilhelm Baensch.

Erffa, Burkhart Freiherr von (1905): *Reise- und Kriegsbilder von Deutsch-Südwest-Afrika. Aus Briefen des am 9. April bei Onganjira gefallenen Dr. jur. Burkhart Freiherrn von Erffa*, Halle: Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Erichsen, Caspar W. (2005): *»The Angel of Death Has Descended Violently among Them«. Concentration Camps and Prisoners-of-War in Namibia 1904–1908*, Leiden: University of Leiden.

Erichsen, Casper W. (2004): »Zwangsarbeit im Konzentrationslager auf der Haifischinsel«, in: Jürgen Zimmerer und Joachim Zeller (Hg.), *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen*, 2. Aufl., Berlin: Links, S. 80–85.

Estorff, Ludwig von (1979): *Wanderungen und Kämpfe in Südwestafrika, Ostafrika und Südafrika 1894–1910*. Herausgegeben von Christoph-Friedrich Kutscher, 2. Aufl., Windhoek: von Goetz.

Evans, Raymond (2008): »›Crime Without a Name‹. Colonialism and the Case for ›Indigenocide‹«, in: A. Dirk Moses (Hg.): *Empire, Colony, Genocide. Conquest, Occupation, and Subaltern Resistance in World History*, New York: Berghahn, S. 133–147.

Fein, Helen (1993): *Genocide. A Sociological Perspective*, London: Sage.

Fervers, Kurt (1941): *Vernichtungskrieg*, Düsseldorf: Völkischer Verlag.

Fischer, Adolf (1914): *Menschen und Tiere in Deutsch-Südwest*, 2. Aufl., Stuttgart und Berlin: Deutsche Verlags-Anstalt.

Förster, Larissa (2010): *Erinnerungslandschaften im kolonialen und postkolonialen Namibia. Wie Deutsche und Herero in Namibia des Kriegs von 1904 gedenken*, Frankfurt: Campus.

Förster, Stig (2009): »Krieg und Genozid. Überlegungen zum Problem extremer Gewalt in universalhistorischer Perspektive«, in: *Mittelweg 36*, 5/2009, S. 71–87.

Förster, Stig (1992): »Einleitung des Herausgebers«, in: ders. (Hg.), *Moltke: Vom Kabinettskrieg zum Volkskrieg. Eine Werkauswahl*, Bonn und Berlin: Bouvier, S. 1–34.

Förster, Stig (1986): »Optionen der Kriegführung im Zeitalter des ›Volkskrieges‹ – Zu Helmuth von Moltkes militärisch-politischen Überlegungen nach den Erfahrungen der Einigungskriege«, in: Detlef Bald (Hg.), *Militärische Verantwortung in Staat und Gesellschaft. 175 Jahre*

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Generalstabsausbildung in Deutschland, Bonn: Bernard& Graefe, S. 83–107.

Förster, Stig (1985): *Der doppelte Militarismus. Die deutsche Heeresrüstungspolitik zwischen Status-quo-Sicherung und Aggression 1890–1913*, Stuttgart: Franz Steiner.

François, Curt von (1900): *Kriegführung in Südafrika*, Berlin: Reimer.

Franke, Victor (2002): *Die Tagebücher des Schutztruppenoffiziers Victor Franke. Die Tagebuchaufzeichnungen vom 16.5.1896–27.5.1904. 2 Bände*, Delmenhorst: Swalit.

Fredrickson, George M. (2011): *Rassismus. Ein historischer Abriss*, Stuttgart: Reclam.

Freud, Sigmund (1999b): »Über das Unbehagen in der Kultur«, in: ders., *Gesammelte Werke, Bd. XIV: Werke aus den Jahren 1925–1931*, Frankfurt: S. Fischer, S. 419–506.

Freud, Sigmund (1999a): »Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse«, in: ders., *Gesammelte Werke, Bd. XII: Werke aus den Jahren 1917–1920*, Frankfurt: S. Fischer, S. 3–12.

Frevert, Ute (2008): »Das Militär als Schule der Männlichkeiten«, in: Ulrike Brunotte und Rainer Herrn (Hg), *Männlichkeiten und Moderne: Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900*, Bielefeld: Transcript, S. 57–75.

Frevert, Ute (2001): *Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland*, München: Beck.

Frevert, Ute (1997b): »Das Militär als »Schule der Männlichkeit«. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert«, in: dies. (Hg.), *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 145–173.

Frevert, Ute (1997a): »Das jakobinische Modell: Allgemeine Wehrpflicht und Nationsbildung in Preußen-Deutschland«, in: dies. (Hg.), *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 17–47.

Frevert, Ute (1991): *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*, München: Beck.

Frijda, Nico H. (2013): *The Laws of Emotion*, New York und London: Routledge.

Fritzsche, Peter (2005): »Genocide and Global Discourse«, in: *German History 23*, 1, S. 96–111.

Gerlach, Christian (2011): *Extrem gewalttätige Gesellschaften. Massengewalt im 20. Jahrhundert*, München: Deutsche Verlagsanstalt.

Gerlach, Christian (2006): »Extremely Violent Societies. An Alternative to the Concept of Genocide«, in: *Journal of Genocide Research* 8, 4: 455–471.

Gerwarth, Robert/ Malinowski, Stephan (2007): »Der Holocaust als »kolonialer Genozid«? Europäische Kolonialgewalt und nationalsozialistischer Vernichtungskrieg«, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 33, S. 439–466.

Geulen, Christian (2007): *Geschichte des Rassismus*, München: Beck.

Gewald, Jan-Bart (2004): »Ovita ovia Zürn – Zürns Krieg«. In: Larissa Förster u.a. (Hg.), *Namibia – Deutschland, eine geteilte Geschichte. Widerstand, Gewalt, Erinnerung*, Köln: Ethnologica, S. 78–91.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Gewald, Jan Bart (2004): »Imperial Germany and the Herero of Southern Africa: Genocide and the Quest of Recompense«, in: Adam Jones (Hg.), *Genocide, War Crimes and the West: History and Complicity*, London: Zed Books, S. 59–77.

Gewald, Jan-Bart (1999): *Herero Heroes. A Socio-Political History of the Herero of Namibia 1890–1923*, Athens: Ohio University Press.

Gibson, Gordon D. (1952): *The Social Organization of the Southwestern Bantu*, Universitätsdissertation: Chicago.

Giesebrecht, Franz (1898): *Die Behandlung der Eingeborenen in den deutschen Kolonien. Ein Sammelwerk*, Berlin.

Giesebrecht, Franz (1897): »Die Behandlung der Neger. Ein Sammelwerk«, in: *Neue Deutsche Rundschau* 8, S. 77–97.

Giesebrecht, Franz (1895): »Kolonialgreuel. Eine kulturhistorische Studie«, in: *Neue Deutsche Rundschau*, S. 142–157.

Godendorff, Siegfried (2006): »Späte Rechtfertigung zur Vorgehensweise der Abteilung von der Heyde bei den Gefechten am Waterberg durch den damaligen Abteilungsführer und späteren Generalleutnant a.D. Hermann von der Heyde«, in: *Wege zur Wahrheit. Helden und Heuchler – Händler und Heloten – Hetzer und Historiker (Befunde und Berichte zur Deutschen Kolonialgeschichte*, 11,6, 2006), S. 49–56.

Godoy, Angelina (2006): *Popular Injustice: Violence, Community, and Law in Latin America*, Stanford: Stanford University Press.

Graumann, Carl-Friedrich/ Wintermantel, Margret (2007): »Diskriminierende Sprechakte. Ein funktionaler Ansatz«, in: Steffen K. Herrmann u.a. (Hg.), *Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung*, Bielefeld: Transcript, S. 147–177.

Gray, J. Glenn (1998): *The Warriors. Reflections on Men in Battle. With a Foreword by the Author. Introduction by Hannah Arendt*, Lincoln und London: University of Nebraska Press.

Greiner, Bernd (2015): »Made in U.S.A. Über politische Ängste und Paranoia«, in: *Mittelweg 36*, 24,1/2, S. 137–155.

Greiner, Bernd (2007): *Krieg ohne Fronten. Die USA in Vietnam*, Hamburg: Hamburger Edition.

Der Große Generalstab (1907): *Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. Zweiter Band: Der Hottentottenkrieg*, Berlin: Mittler.

Der Große Generalstab (1906): *Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika. A. Der Feldzug gegen die Hereros*, Berlin: Mittler.

Der Große Generalstab (1902): *Kriegsbrauch im Landkriege* (*Kriegsgeschichtliche Einzelschriften*, Heft 31), Berlin: Mittler.

Gründer, Horst (2004): *Geschichte der deutschen Kolonien*, 5. Aufl., Paderborn: Schöningh.

Guillaumin, Colette (1998): »RASSE. Das Wort und die Vorstellung«, in: Ulrich Bielefeld (Hg.), *Das Eigene und das Fremde. Neuer Rassismus in der Alten Welt*, Hamburg: Hamburger Edition, S. 159–171.

Häußermann, Hartmut/ Siebel, Walter (2004): *Stadtsoziologie: Eine Einführung*, Frankfurt: Campus.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Häussler, Matthias (2015): »Warum die Herero mit den Deutschen kooperierten. Zur ›Pazifizierung‹ einer akephalen Gesellschaft«, in: *Mittelweg 36*, 24/4, S. 86–108.

Häussler, Matthias (2015): »Windhoek »apollinea« e »dionisiaca«. Stato e coloni nell'Africa Tedesca del Sud-Ovest«, in: *Diacronie. Studi di Storia Contemporanea*, N. 21, 1/2015. URL: http://www.studistorici.com/2015/03/29/haussler_numero_21

Häussler, Matthias (2014): »»Die Kommandogewalt hat geredet, der Reichstag hat zu schweigen.« How the »Hottentottenwahlen« of 1907 shaped the relationship between parliament and military policy in Imperial Germany«, in: *Journal of Namibian Studies*, 15/2014, S. 7–24.

Häussler, Matthias (2013b): »»Kultur der Grausamkeit« und die Dynamik »eradierender Praktiken«. Ein Beitrag zur Erforschung extremer Gewalt«, in: *Sociologus*, 63, 147–169.

Häussler, Matthias (2013a): »Zwischen Vernichtung und Pardon: Die Konzentrationslager in »Deutsch-Südwestafrika« (1904–08)«, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 61, 7/8, S. 601–620.

Häussler, Matthias (2012): »Soldatische Hinterwäldler oder Avantgarde? Über die einsatzbezogenen Erfahrungen der Kaiserlichen Schutztruppe in »Deutsch-Südwestafrika««, in: *Militärgeschichtliche Zeitschrift*, 71, 2, S. 309–327.

Häussler, Matthias (2011): »From Destruction to Extermination: Genocidal Escalation in Germany's War against the Herero, 1904«, in: *Journal of Namibian Studies*, 11/2011, S. 55–81.

Häussler, Matthias (2011): »Zur Asymmetrie tribaler und staatlicher Kriegführung in Imperialkriegen: Die Logik der Kriegführung der Herero in vor- und frühkolonialer Zeit«, in: Tanja Bührer u.a. (Hg.): *Imperialkriege von 1500 bis heute: Strukturen – Akteure – Lernprozesse*, Paderborn: Schöningh, S. 177–195.

Häussler, Matthias (2011): »Grausamkeit und Kolonialismus. Zur Dynamik von Grausamkeit«, in: Trutz von Trotha und Jakob Rösel (Hg.), *On Cruelty*, Köln: Köppe, S. 511–537.

Häussler, Matthias/ Trotha, Trutz von (2012b): »Koloniale Zivilgesellschaft? Von der »kolonialen Gesellschaft« zur kolonialen Gewaltgemeinschaft in Deutsch-Südwestafrika«, in: Dierk Spreen und Trutz von Trotha (Hg.), *Zivilgesellschaft und Krieg*, Berlin: Dunker & Humblot, S. 293–317.

Häussler, Matthias/ Trotha, Trutz von (2012a): »Brutalisierung ›von unten‹. Kleiner Krieg, Entgrenzung der Gewalt und Genozid im kolonialen Deutsch-Südwestafrika«, in: *Mittelweg 36*, 21, 3, S. 57–89.

Hahlweg, Werner (1968): *Guerilla. Krieg ohne Fronten*, Stuttgart: Kohlhammer.

Hansen, Dieter (1902): *Stock und Peitsche im 19. Jahrhundert*, Dresden.

Hanson, Victor Davis (1989): *The Western way of war. Infantry battle in classical Greece. With an Introduction by John Keegan*, Berkeley: University of California Press.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Hartmann, Georg (1910): »Gedanken über die Eingeborenenfrage in Britisch-Südafrika und Deutsch-Südwestafrika«, in: *Koloniale Rundschau*, S. 26–43.

Hartmann, Georg (1904): *Die Zukunft Deutsch-Südwestafrikas. Beitrag zur Besiedlungs- und Eingeborenenfrage*, Berlin: Mittler.

Hartmann, Georg (1900): *Der Krieg in Südafrika und seine Lehren für Deutsch-Südwest-Afrika*, Berlin: Mittler.

Hartmann, Wolfram (2007): »Urges in the colony. Men and women in colonial Windhoek, 1890–1905«, in: *Journal of Namibian Studies*, 1,1, S. 39–71.

Hartmann, Wolfram (2002): *Sexual Encounters and their Implications on an open and closing Frontier: Namibia from the 1840s to 1905*, Univ., Diss., Columbia.

Heer, Hannes (1995): »Die Logik des Vernichtungskrieges. Wehrmacht und Partisanenkampf«, in: ders. und Klaus Naumann (Hg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944*, Hamburg: Hamburger Edition, S. 104–138.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1985): *Ästhetik, Band I. Herausgegeben von Friedrich Bassenge*, Berlin: Verlag das Europäische Buch.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1968 [1807]): *Phänomenologie des Geistes. Herausgegeben von Wolfgang Bonsiepen und Reiner Heede (Gesammelte Werke, Band 9)*, Hamburg: Meiner.

Helbling, Jürg (2006): *Tribale Kriege. Konflikte in Gesellschaften ohne Zentralgewalt*, Frankfurt am Main: Campus.

Heller, Agnes (1981): *Theorie der Gefühle*, Hamburg: VSA-Verlag.

Henrichsen, Dag (2011): *Herrschaft und Identifikation im vorkolonialen Zentralnamibia. Das Herero- und Damaraland im 19. Jahrhundert*, Basel: Basler Afrika Bibliographien.

Herrenkirchen, Helmuth Auer von (1907): *Meine Erlebnisse während des Feldzuges gegen die Hereros und Witbois nach meinem Tagebuch*, Berlin: Eisenschmidt.

Heuser, Beatrice (2010): »Small Wars in the Age of Clausewitz: The Watershed Between Partisan War and People's War«, in: *The Journal of Strategic Studies*, 33/1, S. 139–162.

Heywood, Annemarie (Hg.) (1992): *Warriors, leaders, sages, and outcasts in the Namibian past. Narratives collected from Herero sources for the Michael Scott Oral Record Project (MSQRP)* 1985–6, Windhoek: MSORP.

Hillebrecht, Werner (2004): »Die Nama und der Krieg im Süden«, in: Jürgen Zimmerer und Joachim Zeller (Hg.), *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen*, 2. Aufl., Berlin: Links, S. 121–133.

Hinton, Alexander Laban (2006): »Zündstoffe. Die Roten Khmer in Kambodscha«, in: *Mittelweg 36*, Jg. 15, H. 6, S. 69–86.

Hintrager, Oskar (1955): *Südwestafrika in der deutschen Zeit*, München: Oldenbourg.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Hochgeschwender, Michael (2007): »Kolonialkriege als Experimentierstätten des Vernichtungskrieges?«, in: Dietrich Beyrau u.a. (Hg.), Formen des Krieges. Von der Antike bis zur Gegenwart, Paderborn: Schöningh, S. 269–290.

Holodynski, Manfred (2006): *Emotionen – Entwicklung und Regulation. Unter Mitarbeit von Wolfgang Friedlmeier*, Heidelberg: Springer.

Horne, John/ Kramer, Alan (2008): *Deutsche Kriegsgreuel 1914. Die umstrittene Wahrheit. Aus dem Englischen von Udo Rennert*, Hamburg: Hamburger Edition.

Howard, Michael (1989): »Colonial Wars and European Wars«, in: H.L. Wesseling und J. de Moor (Hg.), *Imperialism and War. Essays on Colonial Wars in Asia and Africa*, 1870–1914, Leiden: Brill Academic Publishers, S. 218–223.

Hull, Isabel V. (2005): *Absolute Destruction. Military Culture and the Practices of War in Imperial Germany*, Ithaca, London: Cornell University Press.

Hull, Isabel V. (2003): »Military Culture and the Production of »Final Solutions« in the Colonies. The Example of Wilhelminian Germany«, in: Robert Gellately und Ben Kiernan (Hg.), *The Specter of Genocide. Mass Murder in Historical Perspective*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 141–162.

Hume, David (1988 [1742]): »Über die ursprünglichen Prinzipien der Regierung«, in: ders., *Politische und ökonomische Essays*, Bd. 1, Hamburg: Meiner, S. 25–30.

Hund, Wulf D. (2007): *Rassismus*, Bielefeld: Transcript.

Huntington, Samuel P. (1957): *The Soldier and the State. The Theory and Politics of Civil-Military Relations*, Cambridge: Cambridge University Press.

Irle, Jakob (1906): *Was soll aus den Herero werden?* 2. Aufl., Gütersloh: Bertelsmann.

Irle, Jakob (1906): *Die Herero. Ein Beitrag zur Landes-, Volks- und Missionskunde*, Gütersloh: Bertelsmann.

James, Lawrence (1985): *The savage wars. British campaigns in Africa, 1870–1920*, London: Hale.

Jochmann, Werner (1980): *Adolf Hitler. Monologe im Führer-Hauptquartier 1941–1944. Die Aufzeichnungen Heinrich Heims*, Frankfurt am Main: S. Fischer.

Kaldor, Mary (2000): *Die Neuen Kriege*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kanya-Forstner, Alexander Sydney (1969): *The conquest of the Western Sudan. A study in French military imperialism*, London: Cambridge University Press.

Katz, Jack (1999): *How Emotions Work*, Chicago: University of Chicago Press.

Kaulich, Udo (2001): *Die Geschichte der ehemaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika (1884–1914). Eine Gesamtdarstellung*, Frankfurt am Main: Peter Lang.

Keegan, John (1978): *The face of battle*, London u.a.: Penguin Books.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Keeley, Lawrence H. (1996): *War Before Civilization. The Myth of the Peaceful Savage*, New York und Oxford: Oxford University Press.

Kerremans, A. (1913): *Quelques observations sur la stratégie des Allemands dans leur guerre contre les Hereros*, Paris: Chapelot.

Klatetzki, Thomas (2012): »Regeln, Emotion und Macht: Eine interaktionistische Skizze«, in: Stephan Duschek u.a. (Hg.): *Organisationen regeln. Die Wirkmacht korporativer Akteure*, Wiesbaden: VS-Verlag, S. 93–109.

Koch, Hannsjoachim W. (1973): *Der Sozialdarwinismus. Seine Genese und sein Einfluss auf das imperialistische Denken*, München: Beck.

Kößler, Reinhart (2005): »Im Schatten des Genozids. Erinnerungspolitik in einer extrem ungleichen Gesellschaft«, in: Henning Melber (Hg.), *Genozid und Gedenken. Namibisch-deutsche Geschichte und Gegenwart*, Frankfurt am Main: Brandes & Apsel, S. 49–77.

Kößler, Reinhart/ Melber, Henning (2004): »Der Genozid an den Herero und Nama in Deutsch-Südwestafrika 1904–1908«, in: Irmtrud Wojak (Hg.), *Völkermord und Kriegsverbrechen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt am Main: Campus, S. 37–75.

Kortüm, Hans-Henning (2010): *Kriege und Krieger, 500–1500*, Stuttgart: Kohlhammer.

Kotek, Joël (2008): »Le Génocide des Herero, Symptôme d'un Sonderweg Allemand?«, in: *Revue d'histoire de la Shoah*, 189, 2008, S. 177–197.

Kotek, Joël/ Rigoulot, Pierre (2001): *Das Jahrhundert der Lager. Gefangenschaft, Zwangsarbeit, Vernichtung*, Berlin: Propyläen.

Kreienbaum, Jonas (2015): *»Ein trauriges Fiasko«. Koloniale Konzentrationslager im südlichen Afrika 1900–1908*, Hamburg: Hamburger Edition.

Kreienbaum, Jonas (2010): »»Vernichtungslager« in Deutsch-Südwestafrika? Zur Funktion der Konzentrationslager im Herero- und Namakrieg (1904–1908)«, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, S. 1014–1026.

Krikler, Jeremy (1995): »Social Neurosis and Hysterical Pre-Cognition in South Africa: A Case-Study and Reflections«, in: *Journal of Social History*, 28, 3: 491–520.

Kroemer, Bernd (2009): *Für Kaiser und Reich. Kriegstage in China und Südwestafrika. Christian Ahrens, Oberleutnant und Regimentsadjutant. Ein Lebensbild zusammengestellt von seiner Schwester Margarte Ahrens*, Windhoek: Glanz und Gloria Verlag.

Kroener, Bernhard R. (2006): »Antichrist, Archenemy, Disturber of the Peace. Forms and Means of Violent Conflict in the Early Modern Ages«, in: Hans-Henning Kortüm (Hg.), *Transcultural wars from the Middle Ages to the 21st century*, Berlin: Akademie Verlag, S. 57–84.

Krüger, Gesine (1999): *Kriegsbewältigung und Geschichtsbewusstsein. Realität, Deutung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkriegs in Namibia 1904 bis 1907*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Krüger, Gesine (2004): »Koloniale Gewalt, Alltagserfahrungen und Überlebensstrategien«, in: Larissa Förster u.a. (Hg.), *Namibia – Deutschland, eine geteilte Geschichte. Widerstand, Gewalt, Erinnerung*, Köln: Ethnologica, S. 92–105.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Kühl, Stefan (2014): *Ganz normale Organisationen. Zur Soziologie des Holocaust*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kühne, Thomas (2006): *Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Külz, Ludwig (1943): *Tropenarzt im afrikanischen Busch*, 3. Aufl., Berlin: Süsseroth.

Kuhlmann, A. (1911): *Auf Adlers Flügeln*, Barmen: Verlag des Missionshauses.

Kukuri, Andreas/ Dammann, Ernst (1983): *Herero-Texte. Erzählt von Andreas Kukuri. Übersetzt und herausgegeben von Ernst Dammann*, Berlin: Reimer.

Kundrus, Birthe (2006): »Entscheidung für den Völkermord? Einleitende Überlegungen zu einem historiographischen Problem«, in: *Mittelweg 36*, Jg. 15, H. 6, S. 4–17.

Kundrus, Birthe (2004): »Grenzen der Gleichsetzung. Kolonialverbrechen und Vernichtungspolitik«, in: *izw*, Jg. 27, H. 5, S. 30–33.

Kundrus, Birthe (2003): *Moderne Imperialisten. Das Kaiserreich im Spiegel seiner Kolonien*, Köln: Böhlau.

Kunisch, Johannes (1973): *Der kleine Krieg. Studien zum Heerwesen des Absolutismus*, Wiesbaden: Steiner.

Kuß, Susanne (2010): *Deutsches Militär auf kolonialen Kriegsschauplätzen. Eskalation von Gewalt zu Beginn des 20. Jahrhunderts*, Berlin: Ch. Links.

Kuß, Susanne (2006): »Von der Vernichtungsschlacht zum Vernichtungskrieg. Militärpublizisten in der Zwischenkriegszeit (1920–1939)«, in: Bernd Martin (Hg.), *Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen. Ereignisse – Auswirkungen – Reflexionen*, Freiburg: Rombach, S. 51–72.

Kuß, Susanne (2006): »Kriegführung ohne hemmende Kulturschranke. Die deutschen Kolonialkriege in Südwestafrika 1904–1907 und Ostafrika 1905–1908«, in: Thoralf Klein und Frank Schumacher (Hg.), *Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus*, Hamburg: Hamburger Edition, S. 208–247.

Kuß, Susanne (2004): »Der Herero-Deutsche Krieg und das deutsche Militär. Kriegsursachen und Kriegsverlauf«, in: Larissa Förster u.a. (Hg.): *Namibia – Deutschland, eine geteilte Geschichte. Widerstand, Gewalt, Erinnerung*, Köln: Ethnologica, S. 62–77.

Kuß, Susanne (2002): »Deutsche Soldaten während des Boxeraufstandes in China. Elemente und Ursprünge des Vernichtungskrieges«, in: Susanne Kuß und Thoralf Klein (Hg.), *Das Deutsche Reich und der Boxeraufstand*, München: Iudicium-Verlag, S. 165–181.

Kuzmics, Helmut/ Haring, Sabine A. (2013): *Emotion, Habitus und Erster Weltkrieg. Soziologische Studien zum militärischen Untergang der Habsburger Monarchie*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Labanca, Nicola (2002): *Oltremare. Storia dell'espansione coloniale italiana*, Bologna: Il Mulino.

Lammert, Norbert (2015): »Deutsche ohne Gnade«, in: *Die Zeit* vom 9. Juli 2015, S. 16.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Langewiesche, Dieter/ Buschmann, Nikolaus (2007): »›Dem Vertilgungskriege Grenzen setzen‹. Kriegstypen des 19. Jahrhunderts und der deutsch-französische Krieg 1870/71. Gehegter Krieg – Volks- und Nationalkrieg – Revolutionskrieg – Dschihad«, in: Dietrich Beyrau u.a. (Hg.), *Formen des Krieges. Von der Antike bis zur Gegenwart*, Paderborn: Schöningh, S. 17–50.

Laqueur, Walter (2009): *Guerrilla Warfare*. A Historical and Critical Study, 7. Aufl., New Brunswick und London: Transaction Publishing.

Lau, Brigitte (2006): »Ungewisse Gewissheiten«, in: H.R. Schneider-Waterberg, *Der Wahrheit eine Gasse. Anmerkungen zum Kolonialkrieg in Deutsch-Südwestafrika 1904*, Swakopmund: Gesellschaft für Wissenschaftliche Entwicklung, S. 141–158.

Ledoux, Joseph (2012): *Das Netz der Gefühle. Wie Emotionen entstehen*, 6. Aufl., München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Lettow-Vorbeck, Paul von (1957): *Mein Leben*, Biberach: Koehlers Verlagsgesellschaft.

Leutwein, Paul (1941): *Kampf und die Onjatiberge: Gouverneur Leutweins letzter Feldzug. Tatsachenbericht aus dem Hererokrieg*, Berlin: Steiniger Verlage.

Leutwein, Theodor (1997 [1906]): *Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika*, 4. Aufl., Windhoek: Namibiana Buchdepot.

Leutwein, Theodor (1899): *Die Kämpfe der Kaiserlichen Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika in den Jahren 1894–1896, sowie die sich hieraus für uns ergebenden Lehren*, Berlin: Mittler.

Lewis, Helen B. (1987): »Introduction: Shame – The »Sleeper« in Psychopathology«, in: dies. (Hg.), *The Role of Shame in Symptom Formation*, Hillsdale und London: Lawrence Erlbaum Associates, S. 1–28.

Lewis, Helen B. (1971): *Shame and Guilt in Neurosis*, New York: International Universities Press.

Levene, Mark (2005): *The Meaning of Genocide*, London: Tauris.

Lindholm, Karl-Johan (2006): *Wells of experience. A pastoral land-use history of Omaheke, Namibia*, Uppsala: African and Comparative Archaeology Department of Archaeology and Ancient History Uppsala University.

Lindner, Ulrike (2011): *Koloniale Begegnungen: Deutschland und Großbritannien als Imperialmächte in Afrika 1880–1914*, Frankfurt am Main: Campus.

Luhmann, Niklas (2010): *Gesellschaftsstruktur und Semantik: Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Band 1*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Lundtofte, Hendrik (2003): »»I believe that the nation as such must be annihilated…«. The Radicalization of the German Suppression of the Herero Rising in 1904«, in: Stephen B. Jensen (Hg.), *Genocide. Cases, Comparisons and Contemporary Debates*, Copenhagen: Danish Center for Holocaust and Genocide Studies, S. 15–53.

Machiavelli, Niccolò (1996 [1532]): *Politische Schriften, herausgegeben von Herfried Münkler*, 3. Aufl., Frankfurt am Main: S. Fischer.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Madley, Benjamin (2005): »From Africa to Auschwitz. How German South West Africa Incubated Ideas and Methods Adopted and Developed by the Nazis in Eastern Europe«, in: *European History Quarterly*, Jg. 35, H. 3, S. 429–464.

Maercker, Georg (1908): *Unsere Kriegsführung in Deutsch-Südwestafrika*, Berlin: Paetel.

Maercker, Georg (1893): *Unsere Schutztruppe in Ostafrika*, Berlin: Siegismund.

Mainzer, Klaus (2008): *Komplexität*, München: Wilhelm Fink.

Mann, Michael (2007): *Die dunkle Seite der Demokratie. Eine Theorie der ethnischen Säuberung*, Hamburg: Hamburger Edition.

Marchand-Volz, Gertrud (Hg.) (1998): *Werner Freiherr Schenck v. Stauffenberg. Von München nach Deutsch-Südwestafrika*, 2. Aufl., Göttingen: Klaus Hess.

Marshall, S. L. A. (2000): *Men against Fire. The Problem of Battle Command*, Norman: University of Oklahoma Press.

Marx, Christoph (2005): »Entsorgen und Entseuchen. Zur Diskussionskultur in der derzeitigen namibischen Historiographie – eine Polemik«, in: Henning Melber (Hg.), *Genozid und Gedenken. Namibisch-deutsche Geschichte und Gegenwart*, Frankfurt am Main: Brandes & Apsel, S. 141–162.

McCarthy, Thomas (2015): *Rassismus, Imperialismus und die Idee menschlicher Entwicklung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

McNeill, William (1989): »European Expansion. Power and Warfare since 1500«, in: H.L. Wesseling und J. de Moor (Hg.), *Imperialism and War. Essays on Colonial Wars in Asia and Africa, 1870–1914*, Leiden: Brill Academic Publishers, S. 12–21.

McNeill, William (1984): *Krieg und Macht. Militär, Wirtschaft und Gesellschaft vom Altertum bis heute*, München: Beck.

Melber, Henning (1992): »Kontinuitäten totaler Herrschaft. Völkermord und Apartheid in »Deutsch-Südwestafrika«. Zur kolonialen Herrschaftspraxis im Deutschen Kaiserreich«, in: Zentrum für Antisemitismusforschung (Hg.), *Jahrbuch für Antisemitismusforschung*, Berlin: Metropol, S. 91–116.

Memmi, Albert (1987): *Rassismus*, Frankfurt am Main: Athenäum.

Menzel, Gustav (2000): *»Widerstand und Gottesfurcht«. Hendrik Witbooi – eine Biographie in zeitgenössischen Quellen*, Köln: Rüdiger Köppe.

Messerschmidt, Manfred (2006): »Ideologie und Befehlsgehorsam im Vernichtungskrieg«, in: ders., *Militarismus – Vernichtungspolitik – Geschichtspolitik*, Paderborn: Schöningh, S. 221–244.

Messerschmidt, Manfred (1983): »Völkerrecht und »Kriegsnotwendigkeit« in der deutschen militärischen Tradition seit den Einigungskriegen«, in: *German Studies Review*, 6, 2, S. 237–269.

Michels, Eckard (2008): *»Der Held von Deutsch-Ostafrika«: Paul von Lettow-Vorbeck. Ein preußischer Offizier*, Paderborn: Schöningh.

Michels, Stefanie (2009): *Schwarze deutsche Kolonialsoldaten. Mehrdeutige Repräsentationsräume und früher Kosmopolitismus in Afrika*, Bielefeld: Transcript.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Miles, Robert (1991): *Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffs*, Hamburg: Argument Verlag.

Mitze, Katja (1999): »»Seit der babylonischen Gefangenschaft hat die Welt nichts derart erlebt.« Französische Kriegsgefangene und Franctireurs im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71«, in: Rüdiger Overmans (Hg.), *In der Hand des Feindes. Kriegsgefangenschaft von der Antike bis zum Zweiten Weltkrieg*, Köln u.a.: Böhlau, S. 235–254.

Möhlig, Wilhelm J. G. (Hg.) (2007): *Die Witbooi in Südwestafrika während des 19. Jahrhunderts. Quellentexte von Johannes Olpp, Hendrik Witbooi jun. und Carl Berger*, Köln: Rüdiger Köppe.

Mommsen, Wolfgang J. (1986): »Der Topos vom unvermeidlichen Krieg. Außenpolitik und öffentliche Meinung im Deutschen Reich im letzten Jahrzehnt vor 1914«, in: Jost Dülffer und Karl Holl (Hg.), *Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890–1914. Beiträge zur historischen Friedensforschung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 194–224.

Montague, W. E. (2006): *Campaigning in Zululand. Experiences on campaign during the Zulu War of 1879 with the 94th Regiment*, Leonaur Books.

Morillo, Stephen (2006): »A General Typology of Transcultural Wars. The Early Middle Ages and Beyond«, in: Hans-Henning Kortüm (Hg.), *Transcultural wars from the Middle Ages to the 21st century*, Berlin: Akademie Verlag, S. 29–42.

Moritz, Walter (1996): *Aus alten Tagen in Südwest, Band 3: Erlebnisse im Hereroaufstand 1904*, 4. Aufl., Werther: Selbstverlag.

Moses, A. Dirk (2004): »Genocide and Settler Society in Australian History«, in: ders. (Hg.), *Genocide and Settler Society. Frontier Violence and Stolen Indigenous Children in Australian History*, New York: Berghahn, S. 3–48.

Mühlmann, Wilhelm E. (1979): »Der Ernstfall als ständige Erfahrung in den Primitiv-Kulturen. Über die Unwahrscheinlichkeit unserer modernen Existenz«, in: Rüdiger Altmann (Hg.), *Der Ernstfall*, Berlin: Propyläen, S. 198–211.

Mühlmann, Wilhelm E. (1940): *Krieg und Frieden. Ein Leitfaden der politischen Ethnologie mit Berücksichtigung des völkerkundlichen und geschichtlichen Stoffes*, Heidelberg: Carl Winter.

Müller, Fritz Ferdinand (1962): *Kolonien unter der Peitsche. Eine Dokumentation*, Berlin: Rütten & Loening.

Münkler, Herfried (2006b): *Der Wandel des Krieges. Von der Symmetrie zur Asymmetrie*, Weilerswist: Velbrück.

Münkler, Herfried (2006a): »Was ist neu an den neuen Kriegen? – Eine Erwiderung auf die Kritiker«, in: Anna Geis (Hg.), *Den Krieg überdenken. Kriegsbegriffe und Kriegstheorien in der Kontroverse*, Baden-Baden: Nomos, S. 133–150.

Münkler, Herfried (2005): *Die neuen Kriege*, Reinbek: Rowohlt.

Münkler, Herfried (2002): *Über den Krieg. Stationen der Kriegsgeschichte im Spiegel ihrer theoretischen Reflexion*, Weilerswist: Velbrück.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Naimark, Norman M. (2008): *Flammender Haß. Ethnische Säuberung im 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main: S. Fischer.
Neckel, Sighard (1991): *Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit*, Frankfurt am Main: Campus.
Nedelmann, Birgitta (1997): »Gewaltsoziologie am Scheideweg. Die Auseinandersetzungen in der gegenwärtigen und Wege der künftigen Gewaltforschung«, in: Trutz von Trotha (Hg.), *Soziologie der Gewalt. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 37*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 59–85.
Nedelmann, Birgitta (1995): »Schwierigkeiten soziologischer Gewaltanalyse«, in: *Mittelweg 36*, 4, 3, S. 8–17.
Nedelmann, Birgitta (1994): »Dichte Beschreibungen absoluter Macht (Rezension von: Sofsky, Wolfgang: Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager)«, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 46, 1, S. 130–134.
Neitzel, Sönke/ Welzer, Harald (2011): *Soldaten. Protokolle vom Kämpfen, Töten und Sterben*, Frankfurt am Main: S. Fischer.
Neumann, Michael (1995): »Schwierigkeiten der Soziologie mit der Gewaltanalyse. Einige Bemerkungen zum Beitrag Birgitta Nedelmanns«, in: *Mittelweg 36*, 4, 5, S. 65–68.
Nietzsche, Friedrich (1997): »Der Antichrist. Fluch auf das Christentum«, in: ders., *Werke in drei Bänden, herausgegeben von Karl Schlechta, 2. Band*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 1161–1235.
Nipperdey, Thomas (1992): *Deutsche Geschichte 1866–1918. Zweiter Band. Machtstaat vor der Demokratie*, München: Beck.
Nordbruch, Claus (2004): *Völkermord an den Herero in Deutsch-Südwestafrika? Widerlegung einer Lüge*, Tübingen: Grabert.
Nuhn, Walter (2000): *Feind überall. Guerillakrieg in Südwest. Der Große Nama-Aufstand 1904–1908*, Bonn: Bernard & Graefe.
Nuhn, Walter (1989): *Sturm über Südwest. Der Hereroaufstand von 1904 – ein düsteres Kapitel der deutschen kolonialen Vergangenheit Namibias*, Bonn: Bernard & Graefe.
Oatley, Keith (2004): *Emotions. A Brief History*, Malden, u.a.: Blackwell Publishing.
O'Brien, Tim (1991): *The Things They Carried*, London: Flamingo.
Ortenberg, Heinz von (1908): *Aus dem Tagebuch eines Arztes. Feldzugsskizzen aus Südwestafrika*, Berlin: Schwetschke und Sohn.
Palmer, Alison (2000): *Colonial Genocide*, London: C. Hurst.
Pape, Günther A. (2003): *Lorang: Ich, die Seefahrt, der Krieg am Waterberg, meine Farm in Südwestafrika*, Göttingen: Klaus Hess.
Paul, Gerhard/ Mallmann, Klaus-Michael (2011): »Sozialisation, Milieu und Gewalt. Fortschritte und Probleme der neueren Täterforschung«, in: dies. (Hg.), *Karrieren der Gewalt. Nationalsozialistische Täterbiographien*, 2. Aufl., Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 1–32.
Piers, Gerhart/ Singer, Milton B. (1971): *Shame and Guilt: A Psychoanalytic and a Cultural Study*, New York: Norton.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Plümecke, Tino (2013): *Rasse in der Ära der Genetik. Die Ordnung des Menschen in den Lebenswissenschaften*, Bielefeld: Transcript.

Poewe, Karla (1985): *The Namibian Herero. A History of Their Psychological Disintegration and Survival*, New York: Lewiston.

Pool, Gerhard (1991): *Samuel Maharero*, Windhoek: Gamsberg Macmillan.

Popitz, Heinrich (1992): *Phänomene der Macht*. 2., stark erweiterte Aufl., Tübingen: Mohr.

Reckwitz, Andreas (2015): »Praktiken und ihre Affekte«, in: *Mittelweg 36*, 24, 1/2, S. 27–45.

Reemtsma, Jan Philipp (2015): »Warum Affekte?«, in: *Mittelweg 36*, 24, 1/2, S. 15–26.

Reemtsma, Jan Philipp (2008): *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne*, Hamburg: Hamburger Edition.

Reemtsma, Jan Philipp (2000): »Trauma und Moral. Einige Überlegungen zum Krieg als Zustand einer kriegführenden Gesellschaft und zum pazifistischen Affekt«, in: ders., *Mord am Strand. Allianzen von Zivilisation und Barbarbei*, Berlin: Siedler, S. 347–368.

Reemtsma, Jan Philipp (1995): »Die Idee des Vernichtungskrieges. Clausewitz – Ludendorff – Hitler«, in: Hannes Heer und Klaus Naumann (Hg.), *Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944*, Hamburg: Hamburger Edition, S. 377–401.

Retzinger, Suzanne M. (1987): »Resentment and Laughter: Video Studies of the Shame-Rage Spiral«, in: Helen B. Lewis (Hg.), *The Role of Shame in Symptom Formation*, Hillsdale und London: Lawrence Erlbaum, S. 151–181.

Rink, Martin (2010): »Die Verwandlung. Die Figur des Partisanen vom freien Kriegsunternehmer zum Freiheitshelden«, in: Stig Förster u.a. (Hg.), *Rückkehr der Condottieri? Krieg und Militär zwischen staatlichem Monopol und Privatisierung: Von der Antike bis zur Gegenwart*, Paderborn: Schöningh, S. 153–170.

Ritter, Gerhard (1956): *Der Schlieffenplan. Kritik eines Mythos*, München: Oldenbourg.

Rohrbach, Paul (1909): *Aus Südwest-Afrikas schweren Tagen. Blätter von Arbeit und Abschied*, Berlin: Wilhelm Weicher.

Rohrbach, Paul (1907): *Deutsche Kolonialwirtschaft, Band I: Südwest-Afrika*, Berlin-Schöneberg: Buchverlag der Hilfe.

Roth, Gerhard (2001): *Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Ruch, Floyd L./ Zimbardo, Philip G. (1974): *Lehrbuch der Psychologie*, Berlin u.a.: Springer.

Russell, Penny (2010): *Savage or Civilised? Manners in Colonial Australia*, Sidney: New South.

Rust, Conrad (1905): *Krieg und Frieden im Hereroland. Aufzeichnungen aus dem Kriegsjahre 1904. Vorwort E. Th. Förster*, Leipzig: L. A. Kittler.

Salzmann, Erich von (1905): *Im Kampfe gegen die Herero*, Berlin: Mittler.

Sarkin, Jeremy (2011): *Germany's Genocide of the Herero. Kaiser Wilhelm II, His General, His Settlers, His Soldiers*, Kapstadt: UCT Press.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Savage, Paul L./ Gabriel, Richard A. (1976): »Cohesion and Disintegration in the American Army. An Alternative Perspective«, in: *Armed Forces and Society*, 2, 3, S.340–376.

Schaller, Dominik J. (2004b): »Kolonialkrieg, Völkermord und Zwangsarbeit in »Deutsch-Südwestafrika««, in: Dominik J. Schaller (Hg.), *Enteignet – Vertrieben – Ermordet. Beiträge zur Genozidforschung*, Zürich: Chronos-Verlag, S. 147–232.

Schaller, Dominik J. (2004a): »Am Rande des Krieges. Das Ovambo-Königreich Ondonga«, in: Jürgen Zimmerer und Joachim Zeller (Hg.), *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen*, 2. Aufl. Berlin: Links, S. 134–141.

Schauroth, Erich von (2008): *»Liebes Väterchen…« Briefe aus dem Namaaufstand 1905–1906, hrsg. von Bernd Kroemer*, Windhoek: Glanz & Gloria.

Scheff, Thomas J. (2000): *Bloody Revenge. Emotions, Nationalism and War*, Lincoln, NE: iUniverse (An Authors Guild Backinprint.com Edition).

Scheff, Thomas J./ Retzinger, Suzanne M. (2001): *Emotions and Violence. Shame and Rage in Destructive Conflicts*, Lincoln, NE: iUniverse (An Authors Guild Backinprint.com Edition).

Schmidl, Erwin A. (1991): »Kolonialkriege. Zwischen großem Krieg und kleinem Frieden«, in: Manfried Rauchensteiner u. a. (Hg.), *Formen des Krieges. Vom Mittelalter zum »Low Intensity Conflict«*, Graz: Styria, S. 111–138.

Schmidt, Max (1907): *Aus unserem Kriegsleben in Südwest-Afrika. Erlebnisse und Erfahrungen*, Groß-Lichterfelde – Berlin: Edwin Runge.

Schmidt-Lauber, Brigitta (2004): »Die ehemaligen Kolonialherren: Zum Selbstverständnis deutscher Namibier«, in: Larissa Förster u. a. (Hg.): *Namibia – Deutschland, eine geteilte Geschichte. Widerstand, Gewalt, Erinnerung*, Köln: Ethnologica, S. 226–243.

Schmidt-Lauber, Brigitta (1998): *»Die verkehrte Hautfarbe«. Ethnizität deutscher Namibier als Alltagspraxis*, Berlin: Reimer.

Schmidt-Lauber, Brigitta (1993): *Die abhängigen Herren: Deutsche Identität in Namibia*, Münster: LIT-Verlag.

Schmitt, Carl (1962): *Theorie des Partisanen. Zwischenbemerkung zum Begriff des Politischen*, 6. Aufl., Berlin: Duncker& Humblot.

Schneider-Waterberg, H. R. (Hg.) (2006): *Der Wahrheit eine Gasse. Anmerkungen zum Kolonialkrieg in Deutsch-Südwestafrika 1904*, Swakopmund, Namibia: Gesellschaft für Wissenschaftliche Entwicklung.

Schumacher, Frank (2006): »›Niederbrennen, plündern und töten sollt ihr‹: Der Kolonialkrieg der USA auf den Philippinen (1899–1913)«, in: Thoralf Klein und Frank Schumacher (Hg.), *Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus*, Hamburg: Hamburger Edition, S. 109–144.

Schwabe, Kurd (1907): *Der Krieg in Deutsch-Südwestafrika 1904–1906*, Berlin: Weller.

Schwabe, Kurd (1902): *Dienst und Kriegführung in den Kolonien und auf überseeischen Expeditionen*, Berlin: Mittler.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Selous, Frederick Courteney (1896): *Sunshine and Storm in Rhodesia*, London: Ward & Co..

Sémelin, Jacques (2007): *Säubern und Vernichten. Die Politik der Massaker und Völkermorde*, Hamburg: Hamburger Edition.

Sémelin, Jacques (2006): »Elemente einer Grammatik des Massakers«, in: *Mittelweg 36*, Jg. 15, H. 6, S. 18–40.

Shaw, Martin (2007): *What is Genocide?*, Cambridge: Polity.

Shaw, Martin (2003): *War and Genocide. Organized Killing in Modern Society*, Cambridge: Polity.

Shay, Jonathan (1998): *Achill in Vietnam. Kampftrauma und Persönlichkeitsverlust*, Hamburg: Hamburger Edition.

Shils, Edward A./ Janowitz, Morris (1948): »Cohesion and Disintegration in the Wehrmacht in World War II«, in: Public Opinion Quarterly, 12, S. 280–315.

Shooman, Yasemin (2014): *»…weil ihre Kultur so ist«. Narrative des antimuslimischen Rassismus*, Bielefeld: Transcript.

Siebrecht, Claudia (2013): »Formen von Unfreiheit und Extreme der Gewalt. Die Konzentrationslager in Deutsch-Südwestafrika, 1904–1908«, in: Bettina Greiner und Alan Kramer (Hg.), *Die Welt der Lager. Zur »Erfolgsgeschichte« einer Institution*, Hamburg: Hamburger Edition, S. 87–109.

Siefkes, Martin (2013): *Sprache, Glaube und Macht. Die Aufzeichnungen des Johannes Spiecker in Deutsch-Südwestafrika zur Zeit des Herero-Nama-Aufstands*, Würzburg: Königshausen & Neumann.

Sigrist, Christian (1994): *Regulierte Anarchie. Untersuchungen zum Fehlen und zur Entstehung politischer Herrschaft in segmentären Gesellschaften Afrikas*, 3. Aufl., Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.

Silvester, Jeremy/ Gewald, Jan-Bart (Hg.) (2003): *Words cannot be found. German colonial rule in Namibia. An annotated reprint of the 1918 Blue Book*, Leiden: Brill.

Simmel, Georg (1992 [1908]): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Herausgegeben von Otthein Rammstedt (Gesamtausgabe, Bd. 11)*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Simmel, Georg (1995 [1901]): »Zur Psychologie der Scham«, in: Heinz-Jürgen Dahme und Otthein Rammstedt (Hg.), *Georg Simmel: Schriften zur Soziologie. Eine Auswahl*, 2. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 140–150.

Simmel, Georg (2006 [1903]): *Die Großstädte und das Geistesleben*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Simplex Africanus/ Leutnant Laasch/ Hauptmann Leue (1905): *Mit der Schutztruppe durch Deutsch-Afrika. Nebst einem Anhang: Meine Erlebnisse im Kampf gegen die Hereros, von Leutnant Paul Leutwein*, Minden: Köhler.

Sobich, Frank Oliver (2006): *»Schwarze Bestien, rote Gefahr«. Rassismus und Antisemitismus im deutschen Kaiserreich*, Frankfurt am Main und New York: Campus.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Sofsky, Wolfgang (2002): *Zeiten des Schreckens. Amok, Terror, Krieg*, Frankfurt am Main: S. Fischer.
Sofsky, Wolfgang (1999): *Die Ordnung des Terrors. Das Konzentrationslager*, 4. Aufl., Frankfurt am Main: S. Fischer.
Sofsky, Wolfgang (1996): *Traktat über die Gewalt*, Frankfurt am Main: S. Fischer.
Sombart, Nicolaus (1996): »Männerbund und Politische Kultur in Deutschland«, in: Thomas Kühne (Hg.), *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne*, Frankfurt am Main und New York: Campus, S. 136–155.
Sonnenberg, Else (2004): *Wie es am Waterberg zuging. Ein Originalbericht von 1904 zur Geschichte des Herero-Aufstandes in Deutsch-Südwestafrika*, Wendeburg: Uwe Krebs.
Spraul, Gunter (1988): »Der Völkermord an den Herero. Untersuchungen zu einer neuen Kontinuitätsthese«, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, Jg. 12, H. 12, S. 713–739.
Sprenger, Matthias (2008): *Landsknechte auf dem Weg ins Dritte Reich? Zu Genese und Wandel des Freikorps-Mythos*, Paderborn: Schöningh.
Steinmetz, George (2007): *The Devil's Handwriting. Precoloniality and the German Colonial State in Qingdao, Samoa, and Southwest Africa*, Chicago: University of Chicago Press.
Steinmetz, George (2005): »Von der »Eingeborenenpolitik« zur Vernichtungsstrategie. Deutsch-Südwestafrika 1904«, in: *Peripherie*, H. 25, S. 97–98.
Stone, John (2013): *Military Strategy. The Politics and Technique of War*, London u.a.: Bloomsbury.
Straus, Scott (2008): *The Order of Genocide. Race, Power, and War in Rwanda*, 1st Paperback Printing, Ithaca u.a.: Cornell University Press.
Streit, Christian (1991): *Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen, 1941–1945*, Bonn: Dietz.
Stucki, Andreas (2013): »Streitpunkt Lager. Zwangsumsiedlung an der imperialen Peripherie«, in: Bettina Greiner und Alan Kramer (Hg.), *Die Welt der Lager. Zur »Erfolgsgeschichte« einer Institution*, Hamburg: Hamburger Edition, S. 62–86.
Stucki, Andreas (2012): *Aufstand und Zwangsumsiedlung. Die kubanischen Unabhängigkeitskriege 1868–1898*, Hamburg: Hamburger Edition.
Stucki, Andreas (2008): »Die spanische Anti-Guerilla-Kriegführung auf Kuba 1868–1898. Radikalisierung – Entgrenzung – Genozid?«, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*, 56. Jg., S. 123–138.
Stülpnagel, Conrad von (1905): *Heiße Tage. Meine Erlebnisse im Kampf gegen die Hereros*, Berlin: Richard Eckstein.
Taguieff, Pierre-André (2009): »The New Cultural Racism in France«, in: Martin Bulmer und John Solomos (Hg.), *Racism*, Oxford und New York: Oxford University Press, S. 206–213.
Taguieff, Pierre-André (1998): »Die Metamorphosen des Rassismus und die Krise des Antirassismus«, in: Ulrich Bielefeld (Hg.), *Das Eigene und das*

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

F*remde. Neuer Rassismus in der Alten Welt*, Hamburg: Hamburger Edition, S. 221–259.
Tilly, Charles (1985): »War Making and State Making as Organized Crime«, in: Peter Evans u.a. (Hg.): *Bringing the State Back In*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 169–191.
Trotha, Lothar von (1909): »Politik und Kriegführung«, in: *Berliner Neueste Nachrichten*, 3. Februar 1909, S. 1f.
Trotha, Trutz von (2004): »Was war Kolonialismus? Zu Soziologie und Geschichte des Kolonialismus und der Kolonialherrschaft«, in: *Saeculum*, Jg. 55, H. 1, S. 49–95.
Trotha, Trutz von (2003): »Genozidaler Pazifizierungskrieg. Soziologische Anmerkungen zum Konzept des Genozids am Beispiel des Kolonialkriegs in Deutsch-Südwestafrika, 1904–1907«, in: *Zeitschrift für Genozidforschung*, Jg. 4, H. 2, S. 30–57.
Trotha, Trutz von (1999c): »Über den Erfolg und die Brüchigkeit der Utopie staatlicher Herrschaft. Herrschaftssoziologische Beobachtungen über den kolonialen und nachkolonialen Staat in Westafrika«, in: Wolfgang Reinhard (Hg.), *Verstaatlichung der Welt? Europäische Staatsmodelle und außereuropäische Machtprozesse*, München: Oldenbourg, S. 223–251.
Trotha, Trutz von (1999b): »Das ›deutsche Nizza an Afrikas Westküste‹. Zur politischen Soziologie der kolonialen Hauptstadt am Beispiel Lomés der Jahre 1897–1914«, in: *Sociologus*, H. 49, S. 98–118.
Trotha, Trutz von (1999a): »Formen des Krieges. Zur Typologie kriegerischer Aktionsmacht«, in: Sighard Neckel und Michael Schwab-Trapp (Hg.), *Ordnungen der Gewalt. Beiträge zu einer politischen Soziologie der Gewalt und des Krieges*, Opladen: Leske + Budrich, S. 71–95.
Trotha, Trutz von (1997): »Einleitung. Zur Soziologie der Gewalt«, in: Trutz von Trotha (Hg.), *Soziologie der Gewalt. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 37*, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9–56.
Trotha, Trutz von (1995): »›One for Kaiser‹. Beobachtungen zur politischen Soziologie der Prügelstrafe am Beispiel des ›Schutzgebietes Togo‹«, in: Peter Heine und Ulrich van der Heyden (Hg.), *Studien zur Geschichte des deutschen Kolonialismus in Afrika. Festschrift zum 60. Geburtstag von Peter Sebald*, Pfaffenweiler: Centaurus Verlagsgesellschaft, S. 521–551.
Trotha, Trutz von (1994): *Koloniale Herrschaft. Zur soziologischen Theorie der Staatsentstehung am Beispiel des Schutzgebietes Togo*, Tübingen: Mohr.
Trotha, Trutz von/ Schwab-Trapp, Michael (1996): »Logiken der Gewalt (Rezension von Sofsky, Wolfgang: Traktat über die Gewalt)«, in: *Mittelweg 36*, 5, 6, S. 56–64.
Turner, Jonathan H. (2007): *Human Emotions. A Sociological Theory*, London und New York: Routledge.
Turner, Jonathan H./ Stets, Jan E. (2009): *The Sociology of Emotions*, Cambridge (u.a.): Cambridge University Press.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Turney-High, Harry Holbert (1991/1949): *Primitive War. Its Practice and Concepts*, 2. Aufl., Columbia: University of South Carolina Press.

Vierhaus, Rudolf (1979): *Am Hof der Hohenzollern. Aus dem Tagebuch der Baronin Spitzemberg 1865–1914*, München: Deutscher Taschenbuchverlag.

Veracini, Lorenzo (2010): *Settler Colonialism. A Theoretical Overview*, Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Vivelo, Frank Robert (1977): *The Herero of Western Botswana. Aspects of Change in a Group of Bantu-Speaking Cattle Herders*, St. Paul: West Publishing.

Vogel, Jakob (1997): »Stramme Gardisten, temperamentvolle Tirailleurs und anmutige Damen. Geschlechterbilder im deutschen und französischen Kult der ›Nation in Waffen‹«, in: Ute Frevert (Hg.), *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart: Klett Cotta, S. 245–262.

Vogt, Ludgera (1997): *Zur Logik der Ehre in der Gegenwartsgesellschaft. Differenzierung, Macht, Integration*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Waldmann, Peter (2003): »Rache ohne Regeln. Zur Renaissance eines archaischen Gewaltmotivs«, in: ders., *Terrorismus und Bürgerkrieg. Der Staat in Bedrängnis*, München: Gerling Akademie Verlag, S. 168–193.

Wallach, Jehuda L. (1970): *Das Dogma der Vernichtungsschlacht. Die Lehren von Clausewitz und Schlieffen und ihre Wirkungen in zwei Weltkriegen*, München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Walter, Dierk (2014): *Organisierte Gewalt in der europäischen Expansion. Gestalt und Logik des Imperialkrieges*, Hamburg: Hamburger Edition.

Walter, Dierk (2011): »Imperialkriege: Begriff, Erkenntnisinteresse, Aktualität«, in: Tanja Bührer u.a. (Hg.), *Imperialkriege von 1500 bis heute. Strukturen – Akteure – Lernprozesse*, Paderborn: Schöningh, S. 1–29.

Walter, Dierk (2006): »Warum Kolonialkrieg?«, in: Thoralf Klein und Frank Schumacher (Hg.), *Kolonialkriege. Militärische Gewalt im Zeichen des Imperialismus*, Hamburg: Hamburger Edition, S. 14–43.

Warburg, Jens (2009): *Das Militär und seine Subjekte. Zur Soziologie des Krieges*, Bielefeld: Transcript.

Weber, Max (1990 [1921]): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. 5., revidierte Auflage, besorgt von Johannes Winckelmann*, Tübingen: Mohr.

Weikart, Richard (2004): *From Darwin to Hitler. Evolutionary Ethics, Eugenics, and Racism in Germany*, New York & Houndmills: Palgrave Macmillan.

Weitz, Eric J. (2003): *A Century of Genocide. Utopias of Race and Nation*, Princeton: Princeton University Press.

Wesseling, H.L. (1989): »Colonial Wars: An Introduction«, in: H.L. Wesseling und J. de Moor (Hg.), *Imperialism and War. Essays on Colonial Wars in Asia and Africa, 1870–1914*, Leiden: Brill Academic Publishers, S. 1–11.

Wesseling, H.L. (1981): »Colonial Wars and Armed Peace, 1870–1914«, in: *Itinerario*, 2, S. 53–73.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Welzer, Harald (2008): *Täter. Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden*, 2. Aufl., Frankfurt am Main: S. Fischer.

Wissmann, Hermann von (1895): *Afrika. Schilderungen und Rathschläge zur Vorbereitung für den Aufenthalt und den Dienst in den deutschen Schutzgebieten*, Berlin: Süsserott.

Wohlfeil, Rainer (1971): »Der Volkskrieg im Zeitalter Napoleons«, in: Heinz-Otto Sieburg (Hg.), *Napoleon und Europa*, Köln und Berlin: Kiepenheuer & Witsch, S. 318–332.

Wünsche, Dietlind (2008): *Feldpostbriefe aus China. Wahrnehmungs- und Deutungsmuster deutscher Soldaten zur Zeit des Boxeraufstandes 1900/1901*, Berlin: C.H. Links.

Wurmser, Leon (2007): *Die Maske der Scham: Die Psychoanalyse von Schameffekten und Schamkonflikten*, 5. Aufl., Eschborn: Dietmar Klotz Verlag.

Zajonc, Robert (1980): »Feeling and Thinking. Preferences Need No Inferences«, in: *American Psychologist*, 35, 2, S. 151–175.

Zeller, Joachim (2004): »»Ombepera i koza – Die Kälte tötet mich«. Zur Geschichte des Konzentrationslagers in Swakopmund 1904–1908«, in: Jürgen Zimmerer und Joachim Zeller (Hg.), *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen*, 2. Aufl., Berlin: Ch. Links, S. 64–79.

Zimbardo, Philip (2012): *Der Luzifer-Effekt. Die Macht der Umstände und die Psychologie des Bösen*, Berlin und Heidelberg: Springer.

Zimmerer, Jürgen (2011): *Von Windhuk nach Auschwitz? Beiträge zum Verhältnis von Kolonialismus und Holocaust*, Münster: Lit.

Zimmerer, Jürgen (2008): »The First Genocide of the Twentieth Century: The German War of Destruction in Southwest Africa (1904–1908) and the Global History of Genocide«, in: Doris Bergen (Hg.), *Lessons and Legacies VIII: From Generation to Generation*, Evanston: Northwestern University Press, S. 34–64.

Zimmerer, Jürgen (2005b): »Annihilation in Africa: The »Race-War« in German Southwest Africa (1904–1908) and its Significance for a Global History of Genocide«, in: *GHI Bulletin*, 37, S. 51–57.

Zimmerer, Jürgen (2005a): »Rassenkrieg und Völkermord. Der Kolonialkrieg in Deutsch-Südwestafrika und die Globalgeschichte des Genozids«, in: Henning Melber (Hg.), *Genozid und Gedenken. Namibisch-deutsche Geschichte und Gegenwart*, Frankfurt am Main: Brandes & Apsel, S. 23–48.

Zimmerer, Jürgen (2004c): »Krieg, KZ und Völkermord in Südwestafrika. Der erste deutsche Genozid«, in: Jürgen Zimmerer und Joachim Zeller (Hg.), *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen*, 2. Aufl., Berlin: Links, S. 45–63.

Zimmerer, Jürgen (2004b): »Das Deutsche Reich und der Genozid. Überlegungen zum historischen Ort des Völkermordes an den Herero und Nama«, in: Larissa Förster u.a. (Hg.), *Namibia – Deutschland, eine geteilte Geschichte. Widerstand, Gewalt, Erinnerung*, Köln: Ethnologica, S. 106–121.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Zimmerer, Jürgen (2004a): *Deutsche Herrschaft über Afrikaner. Staatlicher Machtanspruch und Wirklichkeit im kolonialen Namibia,* 3. Aufl., Münster: Lit.

Zimmermann, Martin (2007): »Antike Kriege zwischen privaten Kriegsherren und staatlichem Monopol auf Kriegführung«, in: Dietrich Beyrau u. a. (Hg.), *Formen des Krieges. Von der Antike bis zur Gegenwart*, Paderborn: Schöningh, S. 51–70.

Zirkel, Kirsten (2006): V*om Militaristen zum Pazifisten: Politisches Leben und Wirken des Generals Berthold von Deimling vor dem Hintergrund der Entwicklung Deutschlands vom Kaiserreich zum Dritten Reich*, Univ., Diss., Düsseldorf.

Zollmann, Jakob (2011): *Koloniale Herrschaft und ihre Grenzen. Die Kolonialpolizei in Deutsch-Südwestafrika 1894–1915*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Zuckmayer, Carl (2005): *Als wär's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft*. 32. Aufl., Frankfurt am Main: S. Fischer.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

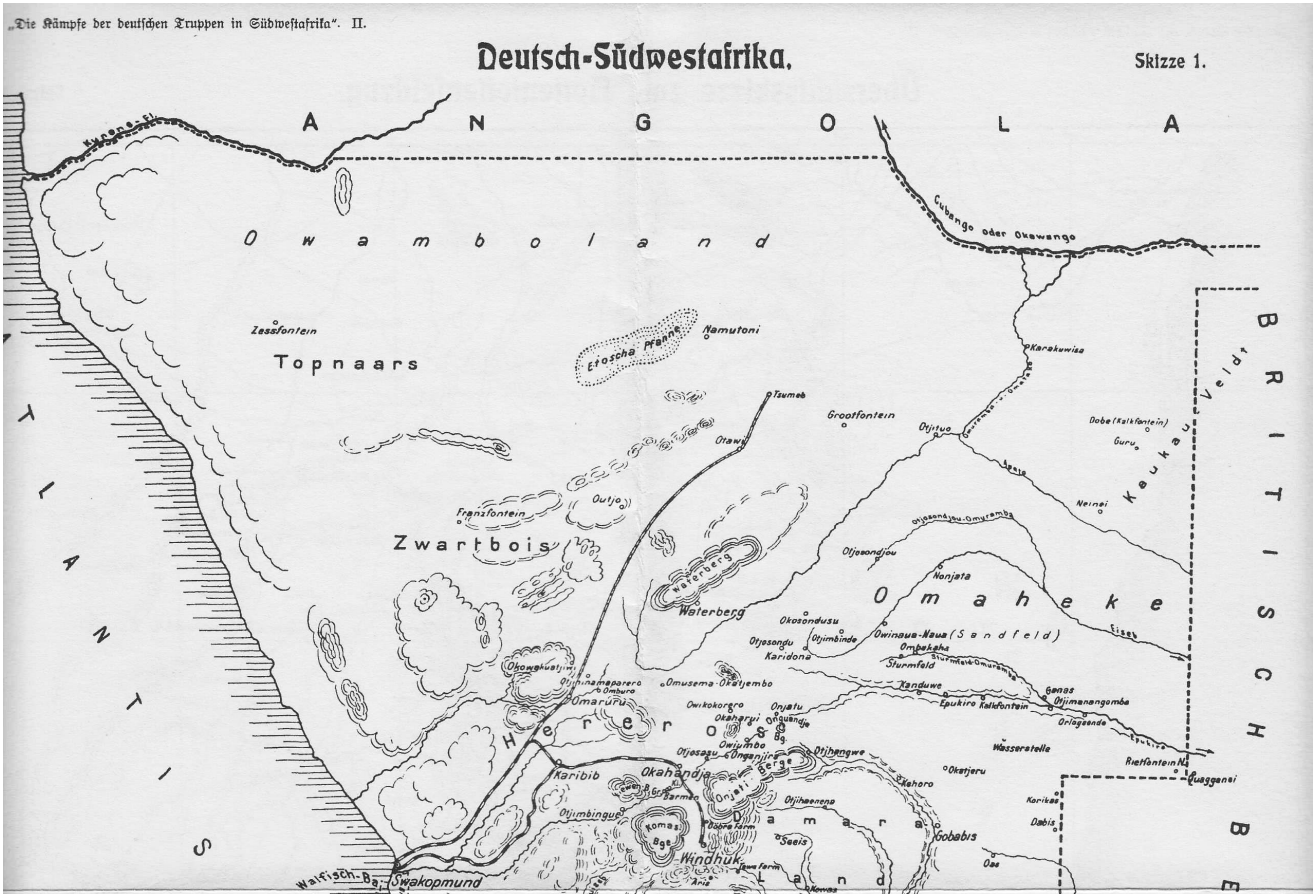
https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Quelle: Verlag E. S. Mittler & Sohn

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Deutsch-Südwestafrika.

Skizze 1.



Danksagung

Mein Dank gilt an erster Stelle Trutz von Trotha, der die Fertigstellung dieser Schrift, die er angeregt, geduldig begleitet und in jeder erdenklichen Weise unterstützt hat, nicht mehr erleben konnte. »Protestantischer Übermensch« Max Weber'schen Schlages und doch immer auch ganz Mensch, war er mir weit mehr als nur Lehrer, Mentor oder Chef. Ohne ihn wäre diese Schrift nie entstanden.

Besonderer Dank gebührt außerdem der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) für die großzügige Förderung des Forschungsprojektes, aus dem das vorliegende Buch hervorgegangen ist. Durch die Gewährung eines Postdoc-Stipendiums ermöglichte mir das Seminar für Sozialwissenschaften der Universität Siegen die Niederschrift dieser Arbeit, die ich als Gastwissenschaftler am »Hamburger Institut für Sozialforschung« (HIS) sowie als Wissenschaftler an der »Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur« (WIKU) vollenden konnte, wofür ich Jan Philipp Reemtsma meinen tief empfundenen Dank abstatten möchte.

Thomas Klatetzki fühle ich mich für die vielen hilfreichen Ratschläge hinsichtlich der Ausrichtung der Arbeit verpflichtet, auch wenn diese schließlich doch ein – jedenfalls aus seiner Sicht – eher historisches Gepräge angenommen haben dürfte. Aram Mattioli danke ich für die zahlreichen Mühen und die Bereitschaft, eine (fach-) fremde Arbeit anzunehmen und zu begutachten, was in einer zunehmend bürokratisierten – oder um bei Max Weber zu bleiben: »stählernen« – Wissenschaftslandschaft alles andere als selbstverständlich und daher nicht hoch genug zu veranschlagen ist. Bernd Greiner bin ich (einmal mehr) zu Dank verpflichtet, da er ohne jedes Murren die Last des Zweitgutachtens auf sich nahm. Ich schätze mich sehr glücklich, dass sich unsere Wege – wenn auch freilich: ausgerechnet… – in Hamburg kreuzten.

Außerdem möchte ich dem Familienverband von Trotha danken, der mir Einblick in das handschriftliche »Kriegstagebuch« Lothar von Trothas gewährte und meiner Arbeit weder Argwohn noch Befangenheit, dafür aber stets großes Interesse entgegenbrachte.

Durch meine Forschungen lernte ich nicht nur interessante Kollegen, sondern auch Freunde kennen. Ich will mir gar nicht ausmalen, wie die vielen Monate im (oftmals noch kleiner wirkenden) Klein Windhoek ohne Christine Hardung verlaufen wären, die zeitgleich das »Schwesterprojekt« zu den Oorlam-Nama bearbeitete. Ungeachtet aller sonstigen Entbehrungen ließ es sich so nicht nur aushalten, sondern wurde aus dem Aufenthalt eine wirklich gute Zeit, die ich unter keinen Umständen missen wollte. Ein größeres Kompliment lässt sich schlechterdings nicht machen.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

Die Beschäftigung mit dem Kolonialismus führte mich schon frühzeitig mit Andreas Stucki zusammen. Soviel mag an dieser Stelle reichen: Ich wüsste nicht, wo ich heute wäre, wenn wir uns nicht begegnet wären. Vermutlich wäre ich gar nicht erst nach Hamburg gekommen und hätte somit auch nicht Klaas Voss kennengelernt – und dies allein lässt die Tiefe meiner Schuld ermessen… Andreas Stucki und Klaas Voss haben Kapitel dieser Arbeit gelesen, sachkundig kommentiert und kritisiert, wobei alle verbliebenen Unzulänglichkeiten selbstverständlich allein auf meine Rechnung gehen.

Im Zuge meiner Beschäftigung mit den Herero lernte ich schon früh Jürg Helbling kennen. Von ihm habe ich nicht nur sehr viel gelernt. Ohne sein Interesse an meiner Arbeit und sein Engagement, wofür ich ihm sehr verbunden bin, hätte mich mein Weg wohl kaum nach Luzern geführt.

Im Laufe meiner Forschungen begegnete ich auch Andreas Eckl und Wolfram Hartmann, von denen ich viel Zuspruch erhielt und die mich in meiner Arbeit in vielfältiger Weise unterstützt haben. Dies bedeutet mir umso mehr, als ich aus der Beschäftigung mit ihren Arbeiten viel gelernt habe.

Keineswegs überraschend erwies sich Roman Bedau als ebenso langmütige wie unterhaltsame Begleitung auf meiner letzten Reise nach Botswana und Namibia.

Selbstverständlich lässt sich ein Forschungsprojekt wie das vorliegende ohne die tätige Mithilfe von Kollegen und Mitarbeitern nicht realisieren. Gerade zu Beginn der Forschungsarbeit erhielt ich wertvolle Hinweise von Dag Henrichsen; Johann Müller erteilte mir detaillierte Auskünfte über die Archivbestände in Gaborone, und Werner Hillebrecht, der seinerzeit die »National Archives« in Windhoek leitete, erwies sich bei der täglichen Arbeit im Archiv als große Hilfe, etwa indem er mich immer wieder auf relevante Quellen aufmerksam machte.

Mein Dank gilt darüber hinaus Mihran Dabag und Medardus Brehl für die Aufnahme der vorliegenden Schrift in die Reihe »Genozid und Gedächtnis« des Bochumer Instituts für Diaspora- und Genozidforschung, wo ich bestimmte Aspekte der vorliegenden Arbeit vortragen und diskutieren konnte.

Schließlich möchte ich den ehemaligen studentischen Hilfskräften am Lehrstuhl von Trothas danken, namentlich Kora Hoffmann, Anna Meyer zu Schwabedissen, Oliver Hohenschue, Stephan Novak, Ann-Kathrin Schwab und Melanie Jäger, die mir sehr viel lästige Arbeit abgenommen haben, und natürlich auch Anna Samlowitz, die im Hintergrund viele Strippen zog.

Meiner Mutter danke ich für den immerwährenden Beistand in den schweren Stunden, die eine solche Arbeit auch mit sich bringt. Wenn selbst Goethe sich außerstande wähnte, wahrhafte Dankbarkeit mit Worten auszudrücken, so gilt dies gewiss auch für mich, und zwar erst

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

recht mit Blick auf meine Frau Yeşim, die seit jeher die Lasten meiner Arbeit mitzutragen hatte, mich dabei immer bedingungslos sowie tatkräftig unterstützte und mir schließlich eine Tochter, Giada Elâ, schenkte, der ich diese Schrift widme.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

VELBRÜCK WISSENSCHAFT

Über den Verlag:

Der Verlag Velbrück Wissenschaft wurde im Herbst 1999 mit dem Vorhaben gegründet, Werke aus dem breiten Spektrum der Philosophie, der Kultur- und Geisteswissenschaften in den Mittelpunkt des Verlagsprogramms zu stellen. Dabei konzentrieren wir uns vor allem auf Arbeiten, die die Ergebnisse spezialisierter Forschungen theoretisch verarbeiten und reflektieren. Dieser Typus von Literatur macht Wissenschaft für eine größere Öffentlichkeit interessant, weil er nicht nur für die Spezialisten eines Fachs von Belang ist, sondern auch für andere Disziplinen sowie für das allgemeine Publikum. Was also die Themenbereiche miteinander verbindet, ist ihre theoretische Orientierung und ihre Anschlussfähigkeit über Disziplingrenzen hinweg.
www.velbrueck-wissenschaft.de

Aus unserem Programm:

Seit 2018 publizieren wir im Rahmen einer größeren Kooperation mit dem Institut für Genozidforschung an der Ruhr-Universität Bochum die Zeitschrift für Genozidforschung. Die Zeitschrift wird herausgegeben von Mihran Dabag und Kristin Platt, die erste Ausgabe (16. Jahrgang) ist im Juni 2018 zu dem Themenbereich »Identität und Krieg« erschienen, die zweite Ausgabe mit dem Thema »Ganz normale Organisationen? Eine Kontroverse um Stefan Kühls Soziologie des Holocaust« erscheint im Herbst 2018.

Mihran Dabag und Kristin Platt (Hg.)
Zeitschrift für Genozidforschung
16. Jahrgang 2018,
Heft 1: »Identität und Krieg«
130 S., br., ISBN 9783958321540,
EUR 19,50

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Studien zu Krieg, Macht, Terror und Gewalt

Ugo BALZARETTI
Leben und Macht. Eine radikale Kritik am Naturalismus nach Michel Foucault und Georges Canguilhem.
750 S., br., ISBN 978-3-95832-135-9, EUR 59,90

Wolfgang BONSS, Christoph LAU
Macht und Herrschaft in der reflexiven Moderne.
380 S., geb., ISBN 978-3-938808-75-7, EUR 29,90

Marco GERSTER
Gewalt ohne Grund. Über die narrative Bewältigung von Amokläufen.
308 S., kart., ISBN 978-3-95832-097-0, EUR 34,90

Bernadette GOLDBERGER
Populismus an der Macht. Symbolische Inszenierungen im argentinischen Kirchnerismus am Beispiel der Fußball-WM 2010.
320 S., br., ISBN 978-3-95832-146-5, EUR 44,90

Detlef HORSTER (Hg.)
Das Böse neu denken. Hannah-Arendt-Lectures und Hannah-Arendt-Tage 2005.
101 S., br., ISBN 978-3-938808-13-9, EUR 14,-

Hans JOAS
Kriege und Werte. Studien zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts.
316 S., br., ISBN 978-3-934730-13-7, EUR 9,90

Thomas KRON
Reflexiver Terrorismus.
508 S., br., ISBN 978-3-95832-055-0, EUR 49,90

Hannes KUCH,
Steffen K. HERRMANN (Hg.)
Philosophien sprachlicher Gewalt. 21 Grundpositionen von Platon bis Butler.
440 S., geb., ISBN 978-3-938808-98-6, EUR 29,90

Burkhard LIEBSCH
Unaufhebbare Gewalt. Umrisse einer Anti-Geschichte des Politischen.
520 S., br., ISBN 978-3-95832-075-8, EUR 49,90
Subtile Gewalt. Spielräume sprachlicher Autonomie.
256 S., br., ISBN 978-3-938808-35-1, EUR 29,90

Matthias LUTZ-BACHMANN,
Andreas NIEDERBERGER
Krieg und Frieden im Prozess der Globalisierung.
180 S., br., ISBN 978-3-934730-87-8, EUR 38,-

Zur Theorie der Menschenrechte und der Demokratie

Christine MAGERSKI
Imperiale Welter. Literatur und politische Theorie am Beispiel Habsburg.
128 S., br., ISBN 978-3-95832-151-9, EUR 29,90

Herfried MÜNKLER
Der Wandel des Krieges. Von der Symmetrie zur Asymmetrie.
400 S., br., ISBN 978-3-938808-89-4, EUR 34,90
Über den Krieg. Stationen der Kriegsgeschichte im Spiegel ihrer theoretischen Reflexion.

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

293 S., br., ISBN 978-3-934730-54-0, EUR 29,-

Rainer PARIS
Der Wille des Einen ist das Tun des Anderen. Aufsätze zur Machttheorie.
378 S., geb., ISBN 978-3-942393-79-9, EUR 39,90

Enno RUDOLPH
Wege der Macht. Philosophische Machttheorien von den Griechen bis heute.
ca. 170 S., br., ISBN 978-3-95832-129-8, ca. EUR 24,90

Wolfgang SCHLUCHTER (Hg.)
Fundamentalismus, Terrorismus, Krieg.
160 S., br., ISBN 978-3-934730-67-0, EUR 20,-

David STRECKER
Logik der Macht. Zum Ort der Kritik zwischen Theorie und Praxis.
320 S., br., ISBN 978-3-938808-64-1, EUR 32,90

Peter WALDMANN (Hg.)
Determinanten des Terrorismus.
240 S., br., ISBN 978-3-934730-01-4, EUR 25,90

Sarhan DHOUIB (Hg.)
Demokratie, Pluralismus und Menschenrechte. Transkulturelle Perspektiven.
282 S., br., ISBN 978-3-942393-69-0, EUR 29,90
Kultur, Identität und Menschenrechte. Transkulturelle Perspektiven.
360 S., geb., ISBN 978-3-942393-49-2, EUR 29,90
Gerechtigkeit in transkultureller Perspektive.
340 S., br., ISBN 978-3-95832-081-9, EUR 39,90
Formen des Sprechens, Modi des Schweigens. Sprache und Diktatur
ca. 400 S., br., ISBN 978-3-95832-082-6, ca. 49,90, i.E.

Andreas FISCHER-LESCANO
Globalverfassung. Die Geltungsbegründung der Menschenrechte.
351 S., geb., ISBN 978-3-934730-88-5, EUR 38,-

Marie-Luisa FRICK
Menschenrechte und Menschenwerte. Zur konzeptionellen Belastbarkeit der Menschenrechtsidee in ihrer globalen Akkommodation.
452 S., br., ISBN 978-3-95832-114-1, EUR 49,90

Wolfgang KERSTING
Kritik der Gleichheit – Studienausgabe. Über die Grenzen der Gerechtigkeit und der Moral.
341 S., br., ISBN 978-3-934730-97-7, EUR 20,-

Lena KRECK
Exklusionen / Inklusionen von Umweltflüchtlingen.
260 S., br., ISBN 978-3-95832-086-4, EUR 29,90

Burkhard LIEBSCH, Michael STAUDIGL und Philipp STOELLGER (Hg.)
Perspektiven europäischer Gastlichkeit. Geschichte – Kulturelle Praktiken – Kritik.
788 S., br., ISBN 978-3-95832-070-3, EUR 49,90

Matthias LUTZ-BACHMANN, Andreas NIEDERBERGER, Philipp SCHINK
Kosmopolitanismus. Zur Geschichte und Zukunft eines umstrittenen Ideals.
368 S., geb., ISBN 978-3-938808-97-9, EUR 38,-

Emanuel RICHTER
Die Wurzeln der Demokratie.
344 S., br., ISBN 978-3-938808-34-4, EUR 39,90

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Julika ROSENSTOCK
Vom Anspruch auf Ungleichheit. Über die Kritik am Grundsatz bedingungsloser Menschengleichheit.
364 S., geb., ISBN 978-3-942393-86-7, EUR 39,90

Hans Jörg SANDKÜHLER
Recht und Staat nach menschlichem Maß. Einführung in die Rechts- und Staatstheorie in menschenrechtlicher Perspektive.
688 S., geb., ISBN 978-3-942393-52-2, EUR 49,90

Fathi TRIKI
Demokratische Ethik und Politik im Islam. Arabische Studien zur transkulturellen Philosophie des Zusammenlebens.
224 S., geb., ISBN 978-3-942393-15-7, EUR 24,-

https://doi.org/10.5771/9783845298917 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY